

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Friedrich der Große

**Winter, Georg
Friedrich der Große**

Berlin, 1907

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-515

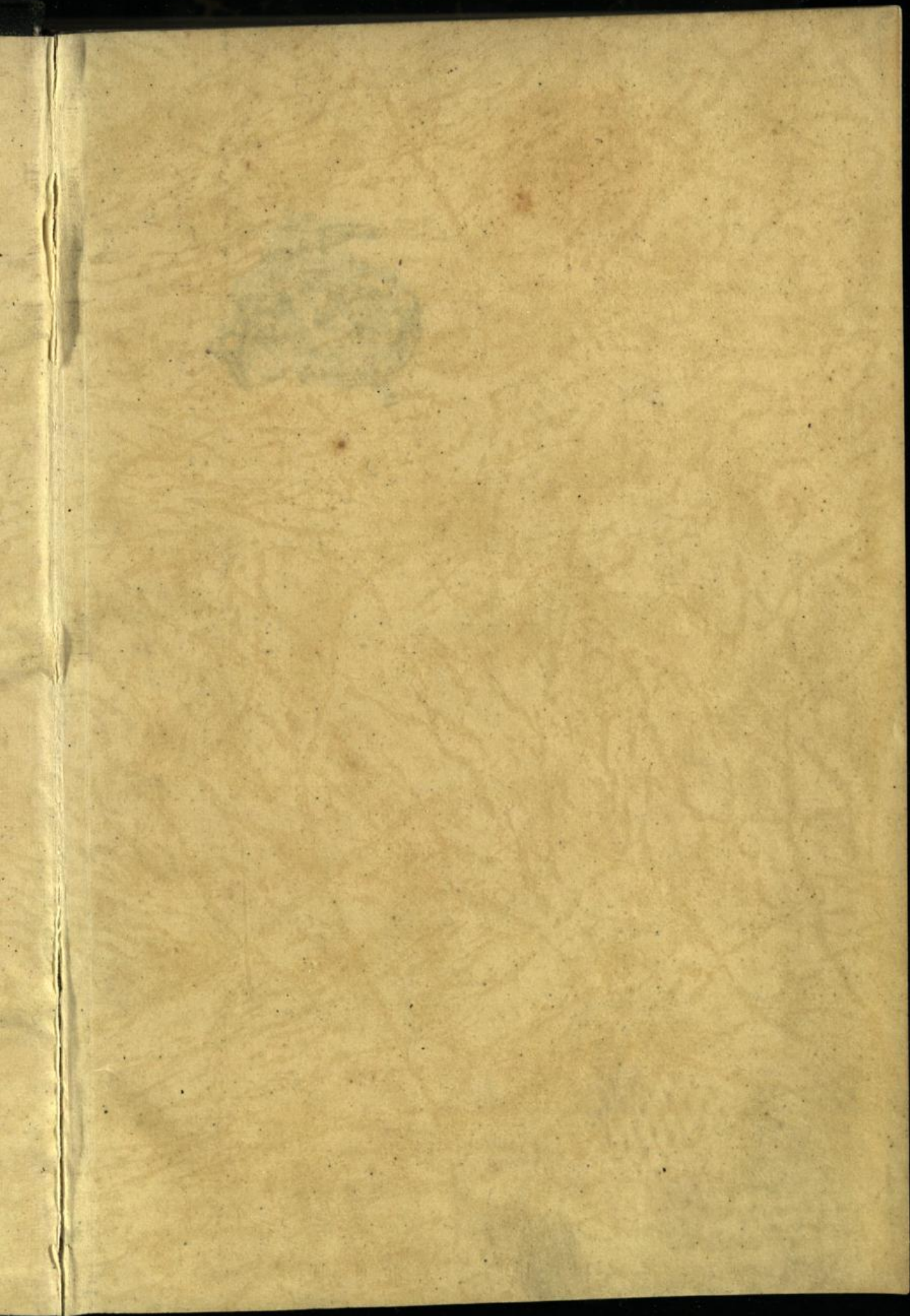


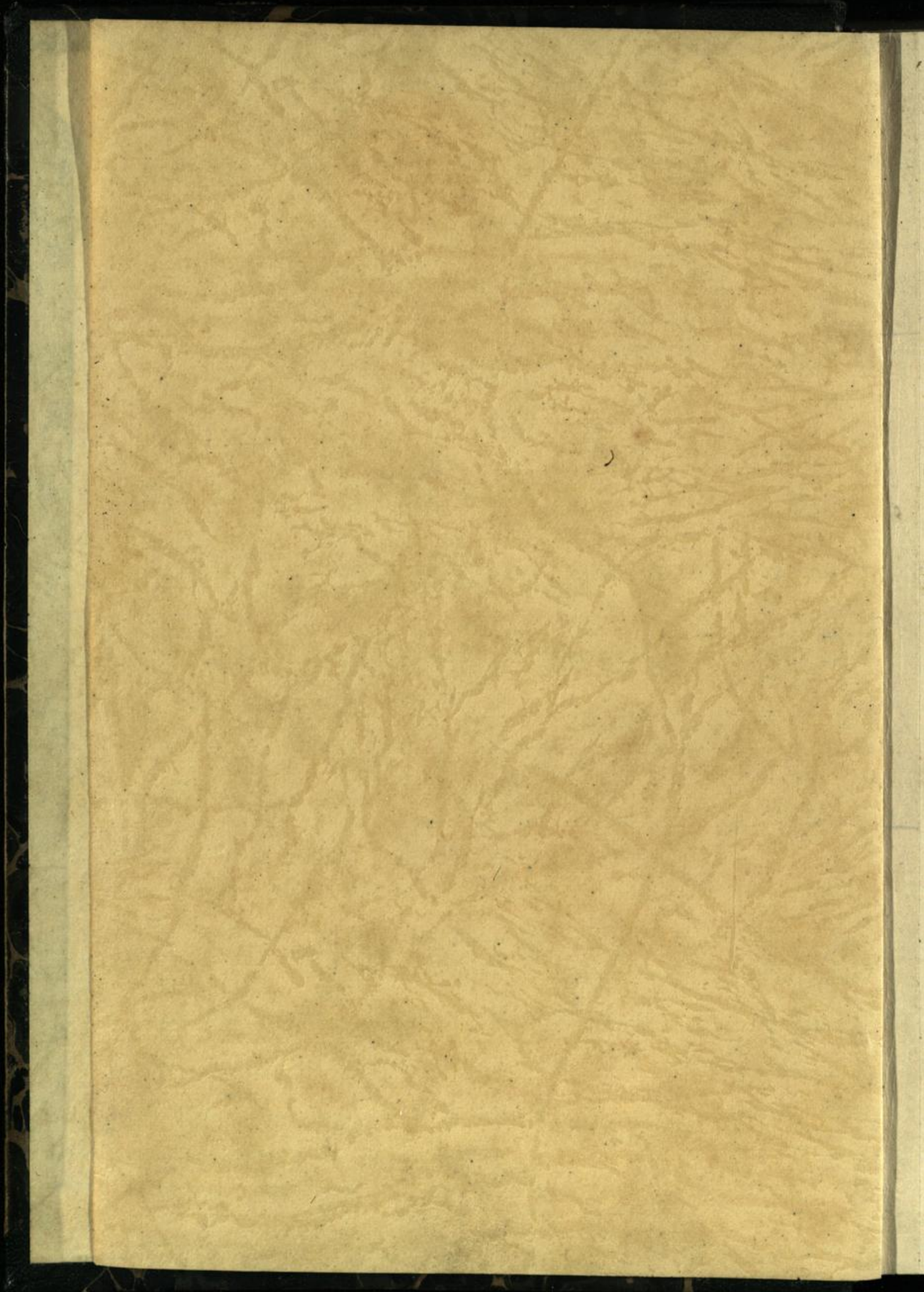
N.N. 6520 WIN

1 748

3.88

Canuck







Geisteshelden

(Führende Geister)

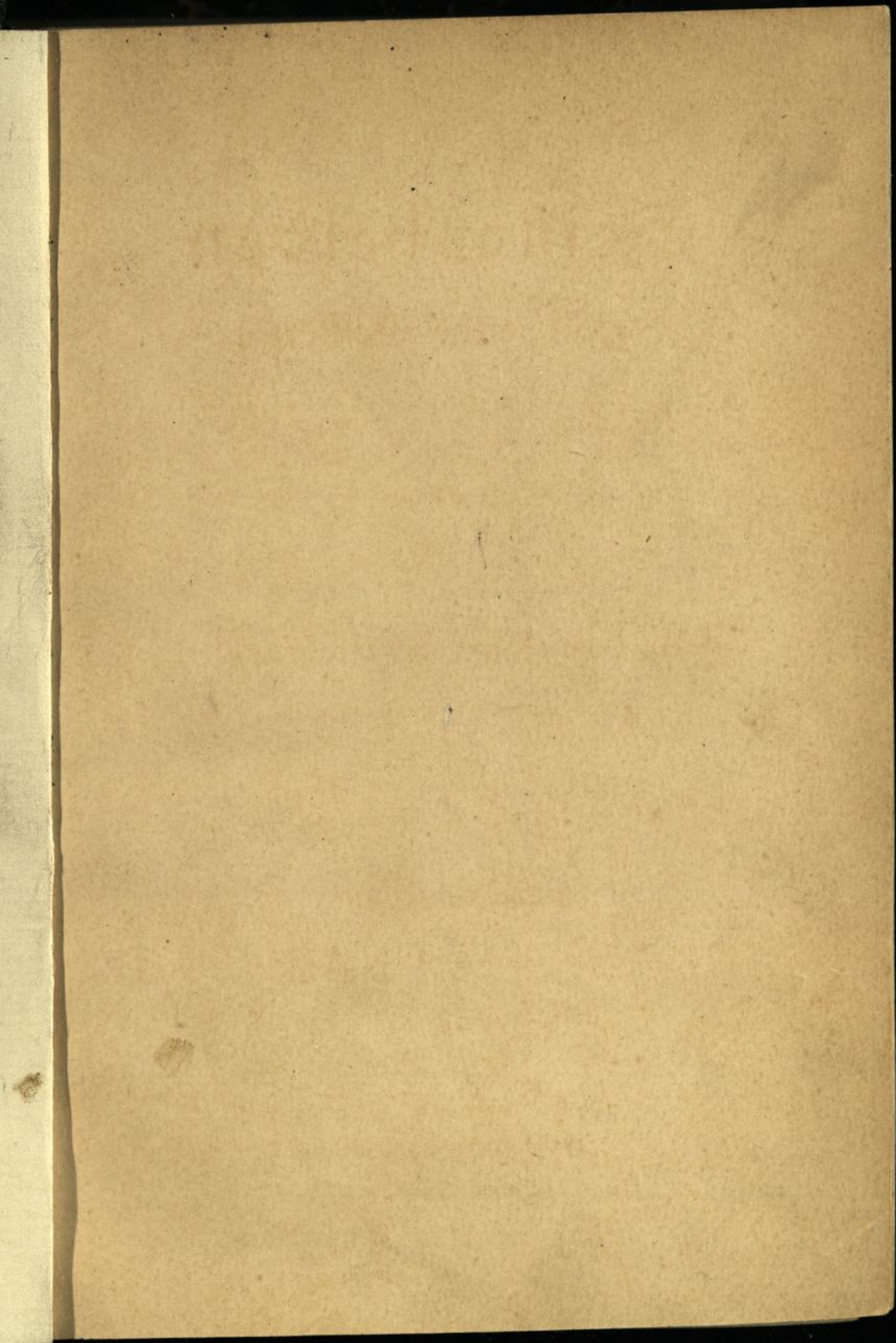


Eine Sammlung von Biographien

Herausgegeben von Ernst Hofmann

Zweiundfünfzigster Band

Berlin
Ernst Hofmann & Co.
1907





Friedrich der Große, die flöte spielend

Nach einer Radierung von Prof. Hans Meyer
nach Menzel

Friedrich der Große

Von

Georg Winter

Direktor des Königl. Staatsarchivs zu Magdeburg

Mit dreizehn ganzseitigen Abbildungen
und zwei Handschriften

Erster Band

Berlin

Ernst Hofmann & Co.

1907

Nachdruck verboten
Übersetzungsrecht vorbehalten



Abgegeben von der
Berliner Stadtbibliothek

2203



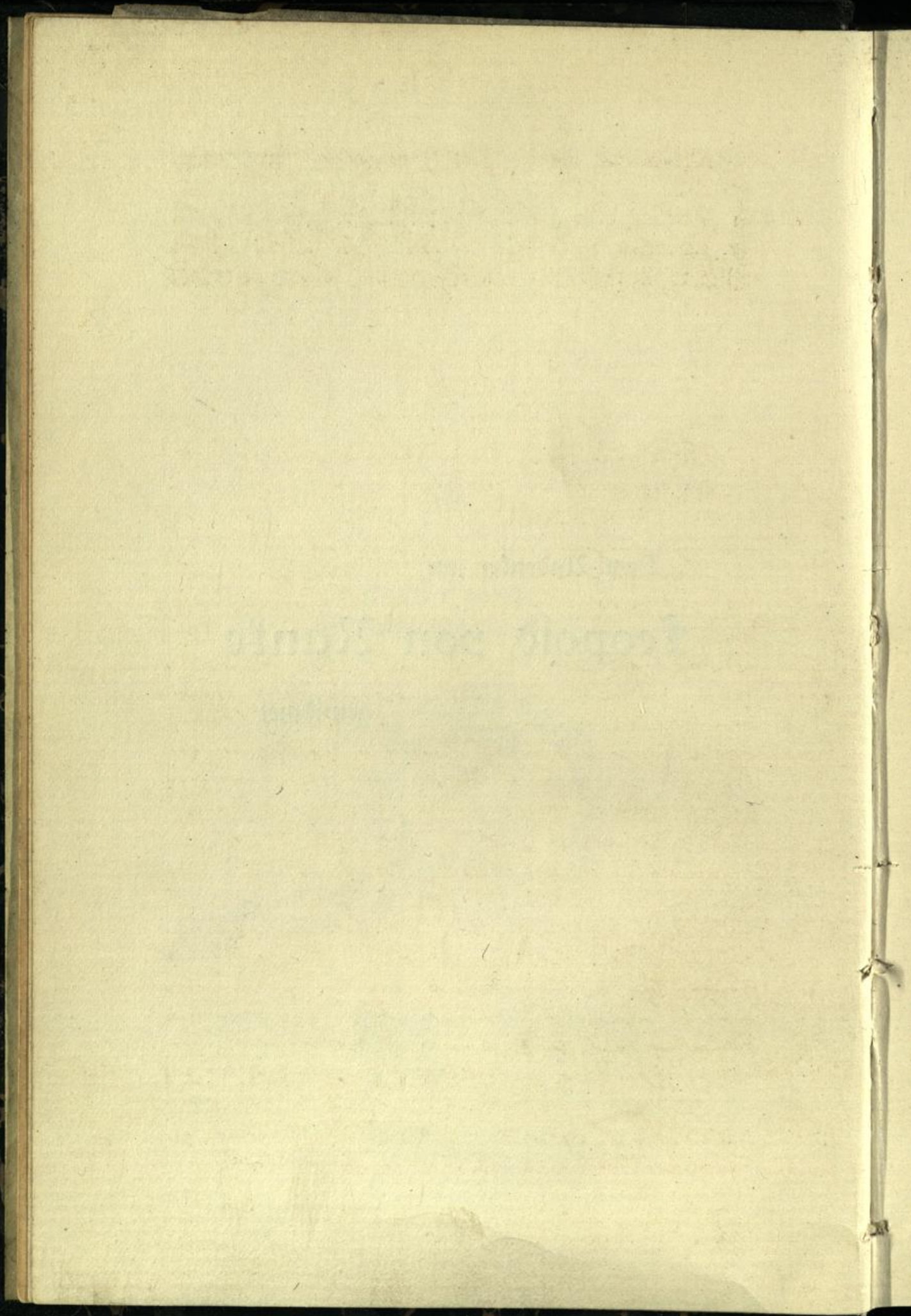
Universitäts-
bibliothek
Potsdam

Inventarnr.



95064433

Dem Andenken an
Leopold von Ranke
gewidmet





VORWORT

Wenn ich es wage, die vorliegende Lebensbeschreibung des größten preußischen Königs dem Andenken des größten deutschen Geschichtschreibers zu widmen, so wolle man das nicht als eine Anmaßung betrachten, sondern als ein Zeichen pietätvollen Gedenkens und herzlichen Dankes, den ich Leopold v. Ranke in mehr, als einer Beziehung schulde und mein Leben lang bewahren werde. Rein wissenschaftlich wird dieses Dankgefühl von allen Historikern, welcher Richtung sie auch angehören mögen, geteilt werden, und gerade von denen in besonders hohem Grade, die auf dem Gebiete preußischer Geschichte auf den Spuren des großen Meisters und Historiographen des preußischen Staates weiter vorzudringen streben. Sie werden, auch wenn sie hie und da zu abweichenden Meinungen gelangen, sich stets bewußt werden und bleiben, wieviel sie ihm in Erschließung und methodischer Bewertung des Quellenmaterials wie in der Kunst der Darstellung verdanken. Wer wollte es unternehmen, preußische Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts zu schreiben, ohne sich auf die Grundlagen zu stellen, die Ranke der Forschung und Darstellung für alle absehbare Zeit mit intuitiver Begabung geschaffen hat?

Für mich kommt zu dieser wissenschaftlichen Dankbarkeit noch ein persönliches, damit aufs engste zusammenhängendes Moment hinzu. Durch die Empfehlung meines

hochverehrten, der Wissenschaft zu früh entrissenen Lehrers Karl Wilhelm Nisch ist es mir vergönnt gewesen, mehrere Jahre lang als Hausgenosse und wissenschaftlicher Hilfsarbeiter Ranke's für ihn und mit ihm zu arbeiten und unvergeßliche Einblicke in die intimste Geisteswerkstätte dieses größten Meisters historischer Kunst, den man mit Recht den Goethe unter den deutschen Geschichtschreibern genannt hat, zu tun. Meine erste, während meiner Tätigkeit bei Ranke entstandene wissenschaftliche Arbeit, die Inauguraldissertation, durfte ich dem lebenden Meister widmen, mein erstes größeres wissenschaftliches Werk, die genau vor zwei Jahrzehnten erschienene Zieten-Biographie, verdanke ich seiner Empfehlung. Es war mir daher ein Herzensbedürfnis, das vorliegende Werk, in dem ich nach langem, anderen Studien gewidmetem Zwischenraume zur preußischen Geschichte zurückkehre und versuche, die Ergebnisse seiner und seiner Nachfolger Forschungen auf Grund erneuter Durcharbeitung des gesamten Quellenmaterials zu einem einheitlichen Lebensbilde des großen, dereinst von Ranke mit Meisterhand geschilderten Königs zusammenzufassen, diesen Versuch seinem Andenken zu widmen.

Niemand wird darin eine Herabsetzung der großen wissenschaftlichen Leistungen sehen wollen, die wir neben Ranke Johann Gustav Droysen, nach Ranke den Forschungen eines Schmoller, Hinke, Naudé und anderen, vor allem aber den bahnbrechenden Forschungen und der abschließenden und grundlegenden wissenschaftlichen Darstellung Reinhold Koser's verdanken. Sie alle werden freudig mit mir bekennen, daß auch für ihre Arbeit Ranke die Wege geebnet und bereitet hat, auch wenn sie auf Grund des reichen, seit Ranke's Wirksamkeit in unabsehbarer Fülle, in erster Linie wiederum durch Koser zugänglich gemachten Quellenmaterials nicht nur zu anderen Ergebnissen

in Einzelheiten, sondern auch zu voneinander abweichenden, wenn auch selten einander entgegengesetzten Auffassungen gelangt sind. Und wenn der einzige, scheinbar wichtige, aber mit sehr bedenklicher Methodik und Verwertung des Quellenmaterials unternommene Angriff gegen die allen Genannten mit Ranke gemeinsame Grundanschauung über das geschichtliche Wesen der Persönlichkeit des Königs, der von Max Lehmann in seinem Buche über Friedrich den Großen und den Ursprung des Siebenjährigen Krieges versucht worden ist, von der wissenschaftlichen Kritik nahezu einstimmig und mit Aufgebot der schwersten Waffen historischer Methodik zurückgewiesen werden konnte, so ist diese Verteidigung der von Ranke begründeten Auffassung mit den Waffen geführt worden, die er uns geschmiedet hat, so ist damit weiter der beste Beweis für die Sicherheit und Zuverlässigkeit der von ihm, von Droysen und beider Nachfolgern begründeten Auffassung von der geschichtlichen Mission Friedrichs des Großen erbracht worden.

Daß auch ich mich dieser, trotz des Lehmannschen Angriffes auch fürder, sowohl in den Kreisen preussischer, wie österreichischer und französischer Geschichtschreiber herrschenden Auffassung, an deren polemischer Verteidigung ich mich seiner Zeit nach dem Maße meiner Kräfte beteiligt habe, anschließe, bedarf danach keiner weiteren Begründung. Soweit sie erforderlich schien, ist sie in den Anmerkungen zu dem vorliegenden Werke angedeutet. Daß meine Auffassung des Königs nicht auf prüfungsloser Nachbetung der Ergebnisse anderer, wenn auch noch so hervorragender Forscher, sondern auf erneutem und eindringendem Studium der Quellen, unter denen für eine Biographie des Königs dessen eigene Werke und Korrespondenzen im Vordergrunde zu stehen hatten, beruht, wird der kundige Leser mir, wie ich hoffe, zugestehen. Jede

Versenkung aber in den in seinen Werken am eigentüm-
 lichsten sich offenbarenden, unvergleichlich reichen und viel-
 seitigen Geist des Königs wird bei aller Übereinstimmung
 in der Grundauffassung immer zu eigenartiger Betrach-
 tungsweise führen, die bei dem einen diese, bei dem andern
 jene Seite des Wirkens und Schaffens des Königs auf
 allen Gebieten des politischen, militärischen, geistigen und
 kulturellen Lebens seiner Zeit in den Vordergrund treten
 lassen wird. Eben darin trägt jeder neue Versuch, dieser
 einzigartigen Persönlichkeit, auf deren Schultern wir noch
 heute mehr, als viele ahnen, stehen, gerecht zu werden,
 seine Berechtigung in sich. Das zeigt gerade die Tat-
 sache, daß dieser Versuch, auch weiteren Kreisen unseres
 Volkes das Verständnis für die weltgeschichtliche und
 speziell nationaldeutsche Bedeutung Friedrichs des Großen
 in höherem Grade, als es bisher trotz aller Ergebnisse
 der Wissenschaft der Fall ist, zu erschließen, gerade in
 neuester Zeit immer und immer wieder gemacht wird.
 Es wäre in hohem Grade erfreulich, wenn man das als
 einen Beweis für das wachsende Verständnis im Volke für
 die nationale Vergangenheit betrachten dürfte, dem zu
 dienen Arbeiten wie die W. Wiegands, G. von Peters-
 dorffs und die vorliegende bestimmt sind. Es wäre sehr
 erfreulich, weil es auch im Interesse der gegenwärtigen
 Gestaltung des nationalen Staates, der in vielen seiner
 tiefsten Wurzeln auf die Lebensarbeit Friedrichs des
 Großen zurückgeht, unbedingt notwendig ist, da die Vor-
 bedingung für die Erkenntnis des Wesens des gegen-
 wärtigen Staates die Kenntnis seiner in der Vergangen-
 heit liegenden Grundlagen ist. Noch ist in weiten Kreisen
 des Volkes die Meinung vorherrschend, daß Friedrichs des
 Großen geschichtliche Stellung und Bedeutung in erster
 Linie auf dem Gebiete seiner kriegerischen, seiner Leistungen

als größter Feldherr seines Jahrhunderts liege. Es kann dem Volke im Interesse der Hebung seines historischen wie seines politischen Sinnes nicht oft genug gesagt werden, daß diese Meinung durchaus irrig ist, daß Friedrichs Wirksamkeit auf dem Gebiete innerstaatlicher Organisation, geistiger und kultureller Hebung seines Staates, daß seine Leistungen als Staatsmann, als Bahnbrecher einer neuen Staatsauffassung, als Vertreter einer freieren, in die Zukunft, d. h. in die jehige Gegenwart weisenden Weltanschauung, als Vertreter der Aufklärungsbewegung seinen kriegerischen Leistungen als Feldherr durchaus ebenbürtig zur Seite stehen, ja daß wir in mancher Beziehung in dem Gesamtzustande unseres staatlichen und kulturellen Lebens noch nicht auf dem Standpunkte angelangt sind, den er auf seiner einsamen Höhe vor einundeinhalb Jahrhunderten eingenommen hat. In weit mannigfacherer Beziehung als viele andere Größen der Weltgeschichte ist er der Führer und Lehrmeister seines Volkes in einem Maße geworden, das er selbst kaum geahnt hat; wenn irgend einer, so gehört er zu den „führenden Geistern“, in deren Persönlichkeit sich mit Liebe und Verständnis zu versenken ein dauernder und bleibender Gewinn ist. Wenn ich mir einen Erfolg meiner jahrelangen auf diese Lebensskizze des Königs verwendeten Arbeit wünschen darf, so wäre es der, daß ein Teil der Bewunderung und Begeisterung für den großen König, die ich selbst während der Arbeit empfunden habe und immer empfinden werde, auf den Leser übergehen und ihn in der Überzeugung bestärken möge, daß das Meiste, was gut, kraftvoll, gesund und kernig in unserm Volke und Staate ist, im letzten Grunde auf die Lebensarbeit des Philosophen von Sanssouci zurückgeht.

D s n a b r ü c k , im August 1906.

Georg Winter.

Inhalt des I. Bandes

	Seite
Erstes Buch	
Friedrich als Kronprinz . . .	1—202
Erstes Kapitel	
Sonnige Kindheitstage. Erziehung und Unterricht .	3—23
Geburt und Taufe S. 3 u. 4. Der Thronwechsel S. 5. Erste Erziehung. Frau von Rocoulle S. 6. Die Lehrer Curas S. 8 und Duhan S. 8 f. Gouverneure Finckenstein und Kalkstein S. 10 f. Instruktion für die Erziehung Friedrichs vom 13. August 1718 S. 11—17. Charakteristik der Gouverneure S. 17. Religionsunterricht durch Hofprediger Andreaä. Enges Verhältnis des Prinzen zu Duhan S. 18. Erste Ansätze geistiger Individualität S. 19 f. Strenge Erziehung des Vaters S. 21. Geschmack des Prinzen an der französischen Literatur. Szene bei Grumbkow (1724) S. 22 f.	
Zweites Kapitel	
Drohende Wetterwolken	24—42
Ergänzung der Instruktion (1725) S. 24. Beginnende Unzufriedenheit des Vaters mit dem Sohne. Einfluß des Lehrers Duhan S. 25 f. Lektüre. Bibliothek des Prinzen. Musikalische Neigungen S. 26. Der Prinz macht Schulden. Reisen mit dem Vater S. 27. Zusammentreffen mit dem Dichter Haller. Erste heftige Szene zwischen	

Vater und Sohn S. 28. Lauheit des Prinzen im Christentum S. 29. Konfirmation. Freundschaftsverhältnis zu Borcke S. 30 f. Friedrich in Wusterhausen S. 31. Franckes Besuch S. 32 f. Besuch des Königs und des Kronprinzen in Dresden S. 33 f. Versuchungen und Verführungen am dortigen Hofe 34 f. Der Flötenspieler Quanz S. 36. Wachsende Unzufriedenheit des Königs mit dem Sohne; beginnende Mißhandlungen. Charakteristik beider S. 37. Verschärfung des Konflikts (1728) S. 38 f. Vorübergehende Ausöhnung auf einem Jagdfeste in Wusterhausen S. 40—42.

Drittes Kapitel

In Sturm und Drang. Die englischen Heiratspläne und die Parteien am preussischen Hofe . . . 43—77

Stellung der Mutter zu dem Konflikte zwischen König und Kronprinz S. 43 f. Ihre englischen Heiratspläne S. 45. Beginn der Verhandlungen (1725) S. 46. Die Verträge von Herrenhausen und Wusterhausen S. 46—49. Stellung des Königs zu den Heiratsplänen seiner Gemahlin S. 50 f. Bildung einer Partei der Königin und des Kronprinzen am Berliner Hofe S. 52. Wiederaufnahme der Verhandlungen. Berliner Vertrag des Königs mit dem Kaiser S. 53. Wiederbeginn des Intrigenspiels am Hofe. Entlassung der Erzieher Friedrichs S. 54. Friedrichs Abneigung gegen den militärischen Dienst S. 55. Seine Teilnahme an den politischen Intrigen seiner Mutter mit England und Frankreich S. 56. Brief der Königin an die Königin von England vom 17. Dezember 1729 S. 57. Antwort der englischen Königin S. 58. Die Sendung Gothams an den Berliner Hof wegen der Heiratsangelegenheit. England will die Doppelheirat, Friedrich Wilhelm I. nur die einfache. Hinterhältigkeit der englischen Politik S. 59—77. Erregte Szenen zwischen Vater und Sohn. Der Flötenspieler Quanz S. 70 f. Besuch des sächsischen Lustlagers in Mühlberg S. 71 f.

Viertes Kapitel

Der Fluchtversuch und seine Folgen 78—107

Entstehung des Fluchtplanes S. 79. Ausführung für die Reise mit dem Vater ins Reich in Aussicht genommen S. 80 und mit Ratte beraten. Abreise mit dem Könige S. 81. Aufenthalt in Ansbach und Weiterreise S. 82. Der vereitelte Fluchtversuch in Steinfurth S. 83 f. Furchtbarer Zorn des Königs. Weiterreise nach Bonn S. 85. Verhaftung des Kronprinzen in Wesel S. 86 f. Eindruck der Nachricht am Berliner Hofe. Verhaftung Rattes S. 88—90. Verhöre in Berlin, Mittenwalde und Küstrin S. 90 ff. Das Kriegsgericht in Köpenick S. 94 ff., dessen Spruch vom Könige in ein Todesurteil Rattes verwandelt wird S. 97 f. Hinrichtung Rattes in Küstrin vor den Fenstern des gefangenen Kronprinzen S. 99 f. Friedrich und der Feldprediger Müller S. 101 ff. Begnadigung und Entlassung des Kronprinzen aus der Haft S. 106 f.

Fünftes Kapitel

Stille Lehrjahre in Küstrin und Ruppin 108—152

Arbeit des Kronprinzen an der Küstriner Kammer S. 108 f. Unterricht in der Verwaltungslehre S. 110. Friedrichs erste politische Denkschrift S. 111. Grumbkows Ratschläge für den Verkehr mit dem Könige S. 112 f. Friedrichs Dichtungen dieser Zeit S. 114. Knappheit der Mittel des Kronprinzen S. 115. Noch immer gespanntes Verhältnis zum Vater S. 116 f. Fortschritte Friedrichs auf dem Gebiete der Verwaltung S. 118. Zusammenkunft zwischen Vater und Sohn, endgültige Versöhnung S. 119 ff. Gewährung größerer Freiheit der Bewegung S. 122. Grumbkows weitere Ratschläge S. 124. Praktische Arbeit Friedrichs in der Verwaltung, namentlich der Domänen S. 125. Friedrichs Liebesidyll mit Frau v. Breech auf Lamsel S. 126 f. Friedrich auf der Hochzeit seiner Schwester Wilhelmine S. 128. Regimentschef in Ruppin S. 129. Verlobung Friedrichs wider seinen Willen S. 130 ff.

Seine Verheiratung in Salzdahlum S. 135 f. Militärischer Dienst in Ruppin S. 137 ff. Noch immer kein volles Vertrauen zwischen Vater und Sohn S. 139 f. Die polnische Thronfolgefrage nach Augusts II. Tode S. 141. Friedrichs Teilnahme am Rheinfeldzuge von 1734 S. 142 ff. Erkrankung des Vaters S. 145 f. Rückkehr Friedrichs nach Potsdam S. 147. Genesung des Königs S. 148 f. Friedrichs Reise nach Ostpreußen S. 150 ff.

Sechstes Kapitel

Das Idyll von Rheinsberg. Stille Vorbereitung auf den Herrscherberuf 153—202

Ausbau des vom Vater dem Kronprinzen geschenkten Schlosses Rheinsberg S. 153. Neue, glückliche Lebensgestaltung S. 154. Gemeinsamer Hofhalt mit der Gemahlin S. 155. Deren weiblicher Hofstaat S. 156. Der Freundeskreis des Kronprinzen S. 156 ff. Das gesellige Leben am Rheinsberger Hofe S. 158 f. Friedrichs Flötenspiel 159 f. Ernste Arbeit des Kronprinzen S. 161 ff. Studium. Lektüre der antiken Schriftsteller S. 162. Philosophische und religiöse Studien und Überzeugungen S. 163 f. Beschäftigung mit der Wolffschen Philosophie S. 165 ff. Briefwechsel mit Voltaire S. 168 ff., u. a. über die Wolffsche Philosophie S. 172 ff. Spekulative Skepsis Friedrichs S. 174 ff. Praktische Arbeiten des Kronprinzen. Sorge für sein Regiment S. 177 f. Seine Stellung zur auswärtigen Politik des Vaters S. 179 ff. Die Jülich-Bergische Frage S. 182 ff. Friedrichs Flugschrift in dieser Frage S. 187. Friedrichs Antimacchiavel S. 188 ff. Verhältnis zum Vater in dessen letzten Lebensjahren S. 195 ff. Friedrichs Reise nach Preußen. Sein Brief an Voltaire darüber S. 197 f. Würdigung seines Vaters S. 199 f. Krankheit und Tod des Vaters S. 200 ff.

Zweites Buch

Der junge König.

Schöpfung der Großmacht Preußen 203—363

Erstes Kapitel

Der neue Herr 205—226

Der Thronwechsel. Erwartungen beim Volke S. 205 f. Journé des dupes für die Diplomaten und den Rheinsberger Freundeskreis, der keinerlei politischen Einfluß erhält S. 207 f. Kein politischer Systemwechsel. Ansprache an die Generale und an die Minister S. 209 f. Vermehrung der Armee. Auflösung der Riesengarde S. 210. Neuer, freierer Geist der Regierung. Öffnung der staatlichen Getreide-Magazine S. 211. Gestaltung der Beziehungen zur eigenen Familie, namentlich zu Mutter und Gemahlin S. 212. Zurückberufung des Philosophen Wolff S. 213. Wiederherstellung der Akademie. Mauvertuis als deren Präsident S. 214. Religiöse Toleranz. Aufhebung der Folter S. 214 f. „Gazetten dürfen nicht geniret werden.“ Schöpfung eines Ministeriums für Manufakturen und Fabriken S. 216. Hulbigung in Königsberg und Berlin S. 217. Eindruck der Persönlichkeit Friedrichs S. 218. Erste Maßnahmen der äußeren Politik; Verhältnis zu Frankreich und England S. 219 f. Ausflug nach Bayreuth und Straßburg S. 221. Zusammenkunft mit Voltaire in Schloß Moyland bei Cleve S. 222. Die Herstaler Frage S. 223 ff.

Zweites Kapitel

Am Rubikon 227—245

Das Eintreffen der Nachricht vom Tode Kaiser Karls VI. S. 227. Eindruck in Frankreich und in Österreich selbst. Regierungsantritt Maria Theresias. Charakteristik der Königin S. 228 ff. Beratung in Rheinsberg nach des Kaisers Tode. Entschluß des Königs, Schlesien zu besetzen S. 233 ff. Vorbereitung zum Einmarsche in Schlesien S. 239 ff. Rückkehr Friedrichs nach Berlin.

Audienz des österreichischen Gesandten Botta d'Aborno S. 241 f. Warnungen des alten Dessauers S. 243. Abreise des Königs, Ansprache an die Generale S. 244 f.

Drittes Kapitel.

Kriegerische Lehrjahre. Erwerbung Schlesiens . . . 246—297

Einmarsch in Schlesien. Vormarsch bis Breslau S. 246 ff. Einzug in Breslau S. 249. Vergebliche diplomatische Verhandlungen in Wien S. 250 ff. Fortgang der kriegerischen Operationen S. 253. Des Königs persönliche Gefahr bei Baumgarten S. 254 f. Neippergs Anmarsch S. 257. Schlacht bei Mollwitz S. 258 ff. Friedrichs Ritt nach Oppeln. Der „Mollwitzer Schimmel.“ S. 261. Sorge für die Verbesserung der Reiterei im Lager von Strehlen S. 262. Treffen bei Kottbus S. 263. Politische Folgen des Sieges bei Mollwitz. Zerfall der gegen Friedrich in der Bildung begriffenen Koalition S. 263 ff. Abschluß des preussisch-französischen Bündnisses S. 268 f. Das Heerlager des Königs S. 270. Sein Mißtrauen gegen Frankreich wegen der schwächlichen französischen Haltung S. 271 ff. Die Abkunft von Kleinschnellendorf S. 274 ff. Kriegsoperationen der Franzosen, Bayern und Österreicher in Böhmen S. 278. Friedrichs Abwendung von dem Kleinschnellendorfer Abkommen, Rücktritt zu seinen Verbündeten S. 279. Organisierung der schlesischen Verwaltung S. 279 f. Einnahme Prags durch Franzosen und Bayern S. 281, dann aber wieder schlaffe Kriegführung derselben S. 282. Friedrichs Vorstoß nach Mähren S. 283 ff. Abmarsch nach Böhmen S. 286. Vergebliche Friedensverhandlungen S. 287 ff. Schlacht bei Chotusitz und Czaslau S. 290 ff. Friedensverhandlungen und Abschluß des Friedens S. 293 ff.

Viertes Kapitel.

Zwei Jahre friedlicher Ruhe und Arbeit 298—324

Organisation der Provinz Schlesien S. 298 ff.
Landesväterliches Walten in den alten Provinzen.

Landeskultur S. 301. Meliorationen und Kolonifikationen. Pflege von Kunst und Wissenschaft. Die Berliner Akademie S. 302 f. Friedrichs historische Memoiren. Sorge für das Heer S. 304 f. Befestigung schlesischer Festungen S. 306. Friedenspolitik des Königs S. 307. Niederlagen des französisch-bayrischen Heeres S. 308 f. Schlacht bei Dettingen S. 310. Friedrichs Vermittelungsbestrebungen S. 311. Säkularisationspläne S. 312. Der Gedanke eines Fürstenbundes zum Schutz des Kaisers S. 313 ff. Entstehung der Entschliebung Friedrichs sich wieder am Kriege zu beteiligen S. 316 f. Voltaires Sendung nach Berlin S. 318 f., des Grafen Rothenburg nach Paris S. 320. Herzog Karls von Lothringen Einrücken in das Elsaß S. 321. Der König beschließt Eintritt in den Krieg. Sein Kriegsmanifest S. 322. Die ostfriesische Erwerbung S. 323 f.

Verzeichnis der Abbildungen

	Seite
Friedrich der Große, die Flöte spielend. Nach einer Radierung von Prof. Hans Meyer nach Menzel . . .	Titelbild
Gemälde von H. G. W. v. Knobelsdorf im Königl. Schloß zu Berlin	80
Nach einem Stich von Deisch. Danzig 1763	204
Handschriften	216
Nach einem Gemälde von Antoine Pesne	256

Erstes Buch

Friedrich als Kronprinz

Einige
Friedrich als Kronprinz

1794



Erstes Kapitel

Sonnige Kindheitstage. Erziehung und Unterricht

Kurz nach der Mittagstunde des 24. Januar 1712 verkündigte Glockengeläute und Kanonendonner der sonntäglich gepuhten Bevölkerung der damals noch an Umfang und Einwohnerzahl recht bescheidenen Haupt- und Residenzstadt Berlin, daß im Königshause ein freudiges Familienereignis eingetreten, daß dem Kronprinzenpaare Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin Sophie Dorothea ein Kind geboren worden war. Mit gespannter Erwartung horchte man auf die Zahl der Kanonenschüsse: hörten sie mit dem 20. auf, so war es „nur“ eine Prinzessin. Als der Kanonendonner aber mit dem 21. Schusse bis zum 101. weiterging, stand es zum Jubel der Bewohner fest, daß ein Thronerbe den Hohenzollern beschert worden war.

Man hatte Grund zu dieser gespannten Erwartung gehabt; waren doch die beiden Knaben, welche bisher dem Kronprinzenpaare beschieden gewesen waren, in zartestem Kindesalter gestorben und bis jetzt nur eine Tochter, Wilhelmine, vorhanden, so daß die Thronfolge der direkten regierenden Linie des Hohenzollernstammes bisher auf den beiden Augen des Kronprinzen gestanden hatte. Daher war die Freude nicht nur bei der Bevölkerung, sondern

vor allem im Königshause, bei dem Großvater, dem regierenden Könige, wie bei den Eltern sehr groß.

Und ganz besonders glücklich standen die Vorzeichen der Geburt. War der neugeborene Prinz doch ein Sonntagskind, fiel sein Geburtstag doch in den „Krönungsmonat“, in welchem vor elf Jahren der Großvater dem emporstrebenden Staate die junge Königswürde erworben hatte. „Hoffen wir,“ so schrieb der königliche Großvater sechs Tage nach der Geburt des Prinzen dem Staatsrat Marschall von Biberstein, „daß dieses Kind eines Tages ebenso glücklich sein wird wie seine Vorfahren.“ Am 31. Januar wurde der Neugeborene getauft und erhielt nach seinem Großvater den einzigen Taufnamen Friedrich.

Kein Wunder, daß man nach dem frühen Absterben der vor ihm geborenen die körperliche Entwicklung des kleinen Prinzen mit größter Sorge und Sorgfalt überwachte. Mit vieler Freude berichtet der väterliche Großvater der mütterlichen Großmutter, daß der kleine Knabe „brav schreie und recht fett und frisch sei“, und noch größer ist seine Freude, als die Periode des Zahnens, die den älteren Brüdern verhängnisvoll geworden war, glücklich vorüberging. Auch daß die ältere Schwester den kleinen Bruder zärtlich lieb hatte, während sie die ersten beiden Brüder gar nicht hatte leiden mögen, wurde mit Genugthuung festgestellt.

Nicht lange mehr konnte sich der Großvater des Enkels freuen. An dessen erstem Geburtstage fand noch eines der glänzenden Hoffeste statt, wie sie der erste preußische König liebte. Einen Monat später entschlief Friedrich I. (25. Februar 1713), und des kleinen Friedrichs Vater bestieg als Friedrich Wilhelm I. den preußischen Königsthron.

Ein Wechsel von unvermittelter Schroffheit und Plötzlichkeit: an die Stelle des prunkliebenden und verschwende-

rischen Vaters trat der nüchterne, praktische und sparsame Sohn, der König, den man recht eigentlich als den Schöpfer der preußischen Regierung und Verwaltung, als den rauhen, aber unermüdblichen und erfolgreichen Zuchtmeister seines geliebten preußischen Staates und Volkes bezeichnen kann. Mit einem Federstrich wurde der größte Teil des prunkvollen Hofstaates zum Entsetzen der Höflinge beseitigt: an die Stelle des Glanzes trat fast dürftige Bescheidenheit der Lebensführung, aber unablässige und unermüdbliche Arbeit zum Wohle des Volkes. Die Höflinge jammerten, und auch die königliche Gemahlin, die von ihrem heimatlichen hannoverschen Hofe eine glänzendere Hofhaltung und Lebensführung gewöhnt war, stöhnte über den Geiz ihres gestrengen Gemahls und die kärgliche Gestaltung ihrer Umgebung, die so gar nichts von dem Glanze des alten Hofes an sich hatte; auch das Volk seufzte wohl oft unter der harten Zuchttrute des sparsamen Haushalters und unerbittlichen Selbstherrschers, bis es später den Segen seiner treuen Arbeit erkennen lernte.

An der Wiege und Kinderstube des kleinen Fritz und seiner drei Jahre älteren Schwester Wilhelmine ging dieser schroffe Wechsel des Staatsregiments zunächst wirkungslos vorüber. Denn so nachdrücklich sich der „neue Herr“ alsbald jedes Dreinreden seiner Frau Gemahlin in Staatsangelegenheiten verbat und sie „in ihre Nähstube“ verwies, so mischte er sich doch in den ersten Lebensjahren seiner Kinder in deren Erziehung nur wenig, höchstens gelegentlich, wenn er, von der harten Arbeit seiner Art zu regieren ermüdet, Erholung bei seinem „Fisken“ und im Familientreise suchte, überließ vielmehr diese erzieherische Aufgabe vorerst getrost der mütterlichen Liebe und Sorgfalt. Ihr gebührt das Verdienst des Guten und Edlen, was sie in die jungen Kinderseelen gepflanzt hat,

sie trägt aber auch die Verantwortung für die Verfehrtheiten, die sie in der Kinder-Erziehung, richtiger =Verziehung und =Verbildung begangen hat und die der Vater bei seinem Sohne erst rückgängig zu machen versuchte, als es nur noch unter furchtbaren Stürmen gelingen konnte.

V o l l s t ä n d i g überlassen hat der Vater der Mutter für längere Dauer aber nur die Erziehung der Tochter; in bezug auf den Sohn hat er in dem Augenblicke, in welchem der eigentliche systematische Unterricht beginnen sollte, wenigstens Richtung und Ziele, welche er der Erziehung gegeben wissen wollte, klar und deutlich vorgezeichnet und nur die Ausführung dem Takte der Mutter und der Lehrer und Erzieher überlassen. Gänzlich maßgebend blieb sein Wille natürlich vor allem für die gesamte sehr sparsame und bescheidene Einrichtung des Hausstandes und damit auch für die äußere Lebensführung der Kinder. Friedrich hat diese einmal selbst mit den Worten charakterisiert, seine Geschwister und er seien nicht wie Prinzen und Prinzessinnen, sondern wie Kinder von Privatleuten erzogen worden. Dem entsprach die Einfachheit der stets mit einem Tischgebet begonnenen Mahlzeiten.

Für die Erziehung des Kronprinzen selbst wurde der Mutter zunächst weibliche Hilfe an die Seite gestellt. Die Oberaufsicht führte eine Ehrendame der Königin, Frau v. Kameke, die wirkliche Leitung erhielt dieselbe Dame, welche dereinst schon den Vater in seinen ersten Lebensjahren gehegt und gepflegt hatte: Frau v. Rocouille, eine wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an ihre reformierte Religion aus der Heimat verbannte Französin, die ihres Amtes mit größter Treue und Sorgfalt waltete und sich die herzliche Zuneigung ihres Zöglings für ihr ganzes Leben errungen hat.

Unter dieser Obhut verlebte der kleine Fritz zunächst einige sonnige Jahre in der Kinderstube. Zwar war seine Gesundheit oft schwankend, aber im allgemeinen machte seine körperliche wie geistige Entwicklung erfreuliche Fortschritte. Innige Zuneigung verband ihn mit seiner älteren Schwester Wilhelmine, die später selbst geäußert hat: „Niemals haben sich Geschwister so zärtlich geliebt.“ In kindlichem Spiel wie später im Eifer des Lernens schlossen sie sich innig aneinander an, geeint durch die gemeinsame Liebe und Verehrung für die gütige und nachsichtige Mutter, während der strenge und zuweilen harte Vater mehr die Respektsperson für sie war. Doch verband sie auch mit ihm kindliche Liebe, die trotz der Rauheit seines äußeren Auftretens auch von ihm zärtlich erwidert wurde. So spärlich aus diesen frühesten Lebensjahren des jungen Königssohnes wirklich zuverlässige Kunde erhalten ist, so fehlt es doch nicht ganz an Zeugnissen für dieses zärtliche Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Der König verschmähte es nicht, mit seinen Kindern lustig zu spielen. Einer seiner Generale traf ihn einst, als er unangemeldet ins Zimmer trat, mit dem kleinen Fritz Ball spielend und dabei munter auf dem Boden herumkriechend.

Einen reizenden Einblick in diese sonnigen Kindertage, da Prinzessin und Prinz in heller Fröhlichkeit miteinander harmlos spielten, gewährt uns ein Gemälde des damaligen Hofmalers Antoine Pesne, welches den kleinen Fritz, die Trommel schlagend und seine ältere, verständig dreinschauende Schwester mit sich fortziehend, von einem Mohren bewacht und beschirmt, darstellt. Das Bild ist lebhaft und sprechend, aber ganz im Stile der Zeit gehalten. Das eigentlich Naive der Kindergestalten fehlt, ihre Haltung ist geziert, ihre Kleidung, ihrem zarten Kindesalter wenig entsprechend, fürstlich pompös. Der kleine, etwa vierjährige

Knabe trägt zu seinem Kinderkleide Ordensband und Stern und ein prächtiges Barett, die etwas ältere Schwester macht in Kleidung und Haltung den Eindruck einer frühreifen und altflugen Dame.

Sehr früh wurde dieses Idyll der Spielstube durch den ersten Unterricht unterbrochen und beeinträchtigt. Die ältere, sehr muntere, Lernbegierige und leicht fassende Schwester erhielt schon im Alter von acht Jahren in der Universalgeschichte einen weit über die normale Fassungs-gabe ihres Alters hinausgehenden Unterricht von einem Manne, den ihr Bruder später als „Repertorium aller deutschen Gelehrten und Magazin aller Wissenschaften“ bezeichnete, von dem berühmten Vielwisser La Croze. Bei dem kleinen Fritz übernahm, als er das vierte Lebensjahr erreicht hatte, ein Elementarlehrer, Hilmar Curas, den Unterricht im Schreiben und Lesen; sein eigentlicher Lehrer aber wurde, wie die Leitung der Erziehung eine Französin führte, ein Angehöriger der französischen Kolonie, den der Vater unter sehr eigentümlichen Verhältnissen zum Lehrer erwählt hatte. Nicht daß er ein Franzose, noch weniger daß er ein geistvoller und gelehrter Mann war, gab den Ausschlag, sondern daß er als Hofmeister der Söhne des Burggrafen Alexander Dohna, des einstigen Erziehers des Königs selbst, als Freiwilliger beim preußischen Heere eingetreten war und den Zug gegen Schweden mitgemacht hatte. Dort in den Laufgräben vor Stralsund hat Friedrich Wilhelm diesen „Hofmeister“ kennen gelernt und ihn zum „Informator“ seines Sohnes gewählt. Am 31. Januar 1716 erhielt Jacques Egide Duhan de Sandun seine Bestallung.

Merkwürdig, daß der König, der stets so großes Gewicht auf seine deutsche Gesinnung und Richtung legte und aus seinem Widerwillen gegen französische Über-

feinerung und Berweichlichung kein Hehl machte, die Erziehung seines Sohnes in den entscheidenden Jahren des Lebens ausschließlich französischen Händen anvertraute. Freilich war er der nicht unberechtigten Meinung, daß die Abkömmlinge jener älteren französischen Familien, welche ihres Glaubens wegen nach der Aufhebung des Edikts von Nantes ihr Vaterland verlassen und Preußen zu ihrem Adoptivvaterlande gemacht hatten, die von ihm an den Franzosen des Versailler Hofes getadelten Eigenschaften des Leichtsinns, der Oberflächlichkeit und des „Komödiantenhaften“ nicht besäßen. Danach mag er die Gefahren einer vorwiegend französischen Erziehung unterschätzt haben. Zudem darf aber nicht verkannt werden, daß diese Gefahren völlig überhaupt nicht auszuschließen waren, da es eine wirklich nationaldeutsche Bildung damals so gut wie nicht gab, daß die fast völlige Abhängigkeit von der damals bei weitem überlegenen französischen Kultur nicht einmal auf die Hofreise beschränkt war, sondern mehr oder weniger das gesamte Volk unter dem vorwaltenden Einflusse der Höfe ergriffen hatte. Duhan hat dann in der That auf die geistige Entwicklung seines Schülers einen tiefgreifenden Einfluß ausgeübt. Er ist es vor allem gewesen, der ihn in die reichen Schätze der französischen Literatur des Zeitalters Ludwigs XIV. eingeführt und ihm dadurch die Wege zu der herrschenden französisch-englischen Aufklärungsbewegung eröffnet hat.

Solchen ihm etwa unwillkommenen Einflüssen der französischen Erziehung glaubte der König ausreichend vorzubeugen, indem er dem französischen „Informator“ den Unterricht nur so lange überließ, als er sich auf die verhältnismäßig einfachen Elementarfächer bezog. Als es sich dann um die weitere Ausbildung für den eigentlich fürstlichen Beruf handelte, erhielt Duhan zu Vorgesetzten

einen Gouverneur und Untergouverneur des Kronprinzen. Diese beiden Männer aber, denen fortan Oberleitung und Verantwortung für die weitere Erziehung oblag, waren nicht allein Deutsche, sie waren preußische Offiziere. Sie sollten vor allem die Vorbereitung für denjenigen Teil seiner Ausbildung, den der König für den wichtigsten des fürstlichen Berufs hielt, für den militärischen, übernehmen. Ein frommer Christ, ein tüchtiger Soldat und ein sparsamer Haushalter sollte sein Sohn werden, um seinen fürstlichen Beruf im Sinne des Vaters auszuüben. Für den Weg aber, auf dem das zu erreichen, hat der König selbst bis ins einzelne die Richtung angewiesen. Der Sohn sollte möglichst vollständig ihm selbst gleichen. Daß dies Ziel vielleicht an der grundsätzlichen Verschiedenheit der Individualitäten scheitern könne, war ein Gedanke, der ihm völlig fern lag. Den Sohn aber in dieselbe Richtung zu leiten, in der er selbst sich bewegte, dazu schien ihm nichts geeigneter, als wenn er seinen Erziehern im wesentlichen dieselbe Instruktion erteilte, nach der er selbst dereinst erzogen war. Daß diese im Jahre 1695 für seinen Erzieher erlassene Instruktion unter dem Einflusse seiner geistvollen Mutter Sophie Charlotte entworfen, daß sie unter mittelbarer Einwirkung der Ideen, welche der Philosoph Leibniz über die Aufgaben der Prinzenenerziehung gehegt hatte, zustande gekommen war, daß er daher das, was er war, nicht in Folge, sondern trotz der Instruktion seiner Erzieher geworden war, daran hat er ebenfalls nicht gedacht, obwohl ihm eine ganze Reihe der Anordnungen, welche jene Instruktion enthielt, teils nicht ausreichend, teils überflüssig oder schädlich erschienen und daher von ihm abgeändert wurden. Diese Änderungen, welche der König an jener dereinst seinen Erziehern im Jahre 1695 erteilten Instruktion in der neuen, von ihm am 13. August

1718 für die Erzieher seines Sohnes, den Grafen Albrecht Konrad v. Findenstein und den Obersten v. Kaldstein, entworfenen Instruktion vornahm, sind in der That für ihn in hohem Grade charakteristisch.

Schon in den Außerlichkeiten. Sein Vater Friedrich I. hatte, seiner ganzen Anlage und Neigung entsprechend, auch in diesem für die Erziehung seines Sohnes bestimmten Aktenstücke alle die volltönenden Ausdrücke der Hofsprache angewendet, welche der einfache und prunklose Sohn für überflüssig hielt. Wo der Vater 1695 in den Ausdrücken des Hofes von Seiner „herzgeliebten Gemahlin Liebden“, vom „Kurprinzen“ und seinem „ganzen Churfürstlichen Hause“ sprach, da schrieb Friedrich Wilhelm einfach „Meine Frau“, „Mein Sohn“, „Das ganze Land“; wo 1695 von den vielen herrlichen Landen des Staates gesprochen wird, da wird 1718 das pomphafte „herrlichen“ gestrichen; an die Stelle von „Wir“ und „Uns“ tritt einfach „Ich“ und „Mir“. Von erheblich größerem Interesse aber als diese Außerlichkeiten sind natürlich die sachlichen Änderungen, welche der König in jener Instruktion vornahm.

In den Grundregeln der Erziehung wird, hier völlig übereinstimmend mit der Instruktion von 1695, vor allem Wert darauf gelegt, daß die tiefste Grundlage der Erziehung, das Gemüt des Knaben, „woraus alle menschlichen Handlungen herfließen“, so geleitet werde, daß es von der ersten Jugend an eine Lust und Hochachtung zur Tugend, dagegen Abscheu und Ekel vor dem Laster bekomme. Auch darin stimmt der Sohn mit dem Vater überein, daß als das wirksamste Mittel zur Erreichung dieses Endzwecks die Erweckung einer wahren und echten Gottesfurcht zu betrachten sei, „denn dieses ist,“ so heißt es hier wie dort, „das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveräne Macht in den

Schranken der Gebühr zu halten.“ Aber hier in dieser ihm ganz besonders am Herzen liegenden Frage begnügt sich Friedrich Wilhelm nicht mit den mehr im allgemeinen gehaltenen Ausführungen der Instruktion seines Vaters; er geht mehr ins Konkrete, Einzelne, betont mehr das Konfessionelle und Dogmatische, insbesondere auch den Gegensatz zum Katholizismus, weil er seinen Sohn vor allem vor Unglauben und Irrlehren bewahren will. Deswegen befiehlt er, ihm „eine rechte Liebe und Furcht vor Gott, als das Fundament und die einzige Grundsäule unserer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt“, beizubringen; dagegen sollen alle schädlichen und zum Verderben erreichenden Irrungen und Sekten, die atheistische, arrianische, sozinianische aufs äußerste gemieden, in seiner Gegenwart nie davon gesprochen werden. Zu diesen verderblichen Sekten und Irrtümern rechnet er aber ohne weiteres auch die katholische Religion und ordnet an, ihm davor so viel als möglich Abscheu beizubringen, ihm deren „Ungrund und Absurdität“ vor Augen zu legen und zu imprimieren und ihn zur wahren christlichen Religion hinzuleiten, als deren Kernpunkt er die Lehre bezeichnet, daß Christus für alle Menschen gestorben sei. Diese Lehre ist es, die er geradezu als den „einzigsten Trost in unserem Leben“ bezeichnet. Als äußere wirksame Mittel zu diesem Zwecke sieht der König eine bestimmte äußere Befundung der Frömmigkeit an. Morgens und abends soll ein Gebet auf den Knien gesprochen, dann ein Kapitel aus der Bibel gelesen, Psalmen und Gebete auswendig gelernt, die Glaubensartikel der reformierten Religion gründlich durchgenommen werden. Regelmäßige Katechisationen und fleißiger Kirchenbesuch werden vorgeschrieben, Fluchen, garstige und lasterhafte Gespräche verboten und dabei nachdrücklich gerade mit Bezug hierauf Vorsicht in dem dem Prinzen

zu gestattenden Umgange, den vor allem Offiziere bilden sollten, dringend anempfohlen.

Als Ausfluß und Beweis der so begründeten Gottesfurcht wird von dem Sohne wie dereinst vom Vater, aber eingehender und ausführlicher, die Verehrung und der Gehorsam gegen die Eltern betont, aber hinzugefügt, die Furcht vor den Eltern dürfe nicht allzu groß, die Liebe nicht knechtisch sein und slavische Folgen hervorbringen; vielmehr müsse die Liebe mit vollkommenem Vertrauen verbunden sein. Wie sehr aber der rauhe Vater in zartem Empfinden gleichsam eifersüchtig die Liebe des Sohnes zu erringen bedacht ist, tritt rührend in der Anordnung zutage, daß dem Sohne, wenn er sich nicht in gebührender Weise betrage, gedroht werden solle, man werde es der Mutter hinterbringen, „und müssen sie ihn mit derselben allezeit schreden, mit mir aber niemahlen“.

Nächst der Gottesfurcht und dem Gehorsam gegen die Eltern soll in der Seele des Kindes, wie es auch in der Instruktion von 1695 heißt, die wahre Gloire und die Begierde nach Ruhm und Ehre gepflegt werden, vor allem aber soll er vor aufgeblasenem Stolz und Hochmut bewahrt, zu bescheidenem Auftreten, Sparsamkeit und Demut angehalten werden, damit er „ein guter Wirt werde und sich hierzu nach und nach bequemen lerne“. Jede Schmeichelei soll bei des Königs Ungnade verboten und dem Prinzen unablässig beigebracht werden, daß nichts schwerer sei als die Tugend, welche Ehre, Ruhm und Autorität verleiht, und nichts schändlicher als das Laster, „wovon man nur Schande, Scham und Verachtung einerntet“. Erst müsse der Prinz den Ruhm erwerben, ein rechtschaffener Mensch zu sein, ehe ihm der andere, ein großer und löblicher Fürst zu sein, zuteil werden könne.

Erst nach diesen allgemeinen Vorschriften für die

moralische Erziehung geht die Instruktion auf die Gegenstände des eigentlichen Unterrichts ein und schreibt hier zunächst wie ihre Vorgängerin von 1695 vor, daß, dem Wachstum der Jahre entsprechend, mit dem Nötigsten begonnen, alles aber ohne Ekel und Verdruß gelehrt und gelernt werden möchte. Über die Reihenfolge hat sich der Gouverneur mit Duhan, der nach wie vor den wissenschaftlichen Unterricht in der Hauptsache in den Händen behält, zu benehmen. Bei der Wahl der Unterrichtsgegenstände aber tritt alsbald ein tiefgreifender und bezeichnender Gegensatz zu der Instruktion von 1695 hervor. Der Gemahl Sophie Charlottes und Begründer der Berliner Akademie der Wissenschaften hatte als ersten wissenschaftlichen Unterrichtsgegenstand die lateinische Sprache für notwendig erklärt, einmal als Grundlage der humanen Bildung überhaupt, dann aber wegen ihres politischen Nutzens, da die goldene Bulle und andere Reichsgesetze lateinisch geschrieben, diese Sprache damals infolgedessen im diplomatischen Verkehr noch vielfach gebräuchlich war. Da dieser Grund jetzt im allgemeinen weggefallen, die französische Sprache herkömmlich die Diplomaten-sprache war, der rein ideale Zweck der lateinischen Sprache aber für Friedrich Wilhelm nicht in Betracht kam, so strich er das Latein energisch aus dem Lehrplane und ordnete an, daß sein Sohn es nicht lernen solle. Nur in den beiden praktisch in Betracht kommenden Sprachen, der französischen und der deutschen, soll er sich eine „elegante und kurze Schreibart“ angewöhnen. So tritt hier, wie in der ganzen Instruktion, die Rücksicht auf den unmittelbaren praktischen Nutzen von vornherein weit mehr in den Vordergrund als in der von 1695. „Die Rechenkunst, Mathematik, Artillerie, Ökonomie muß der Prinz aus dem Fundamente lernen, die alte Historie kann ihm nur überhin, diejenige aber

von unseren Zeiten und von 150 Jahren her muß ihm aufs genaueste beigebracht werden“, während in der Instruktion von 1695 großes Gewicht auf allgemeine historische Bildung gelegt wird; daneben Natur- und Völkerrecht und Geographie, ganz besonders aber die Geschichte seines eigenen Landes, bei der sogar auf Benutzung der Bibliothek und des Archivs hingewiesen wird, „denn ein domesticum exemplum hat alle Zeit mehr Kraft als ein auswärtiges“. Der ganze Abschnitt über das genealogische Studium fällt fort. Dagegen wird zu dem, was die ältere Instruktion über den Unterricht in der Mathematik, Befestigungslehre, über Formierung eines Lagers und die anderen Kriegswissenschaften gesagt wird, der bezeichnende Zusatz hinzugefügt: „Absonderlich haben sie beide (Findenstein und Kaldstein) sich äußerst angelegen sein zu lassen, Meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen und Ihm zu imprimieren, daß, gleich wie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, und Er als vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn Er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Glorie in demselben suchte.“

Vorwiegend der Vorbereitung auf den praktischen Fürstenberuf dienen auch die im wesentlichen mit denen der älteren Instruktion übereinstimmenden Vorschriften, wie der Prinz im Gebrauch der Rede geübt werden soll. Man soll ihn erst vorgeschriebene, dann von ihm selbst ausgearbeitete Reden, Gratulationen und Antworten auf solche sprechen lassen, dann weiter Reden zur Anfeuerung eines Heeres vor der Schlacht. An Stelle einer hier in der älteren Instruktion folgenden ausführlichen und etwas wortreichen, von Friedrich Wilhelm I. offenbar für überflüssig erachteten Ausführung über das Deforum in Reden und Gebärden, welche die Mitte zwischen Humanität und

Majestät halten müssen, folgt dann eine geharnischte Erklärung gegen das Laster der Faulheit, „als woraus Verschwendung und Durchbringen entstehen und geboren werden“, und vor der daher die Erzieher dem Prinzen „den allergrößten Ekel in der Welt zu machen haben“.

Damit sind die Vorschriften für den eigentlichen Unterricht erschöpft und es folgen noch, im wesentlichen mit der Instruktion von 1695 übereinstimmend, eine Reihe von Vorschriften, in welcher Weise auf die Gesundheit und im Zusammenhang damit auf die körperliche Ausbildung des Prinzen zu achten sei. Doch verbietet hier Friedrich Wilhelm in einem charakteristischen Zusatz zu den Vorschriften seines Vaters jede Verzärtlichung und Verweichlichung. Vorsicht im Essen und Trinken und Verhütung zu heftiger Gemütsbewegungen wird anempfohlen; die Körperübungen sollen, namentlich am Anfang, nicht zu heftig sein. Zu diesen mäßigen Bewegungen aber rechnet Friedrich Wilhelm außer den Kriegsexerzitien auch das Reiten und Fechten, während das in der älteren Instruktion aufgeführte Tanzen weggefallen ist. Als Erholung werden Spazierfahrten und -gänge, Ritte und „anständige Spiele“ empfohlen, unter denen aber Karten- und Hasardspiele nicht geduldet werden dürfen. Diese Erholungen sollen gleichsam als Prämien für gutes und fleißiges Verhalten und Lernen bewilligt werden, in der Regel so, daß zwei Nachmittage in der Woche dafür freigegeben werden.

Dreierlei tritt in diesem ausführlichen Dokument mit voller Deutlichkeit zutage: die strengere und stärker konfessionell auf bestimmte Lehren der evangelischen Religion zugespitzte Betonung der religiösen Erziehung; ferner auf wissenschaftlichem Gebiete eine der ganzen Auffassung des Königs entsprechende Herabsetzung der streng wissenschaftlichen Anforderungen; im Zusammenhange damit

aber im allgemeinen eine weit schärfere Betonung des Nützlichkeitsstandpunktes und seiner Anwendung auf das praktische Leben und die Verwaltung, endlich eine sehr entschiedene Betonung der militärischen Seite nicht allein des Unterrichts, sondern auch des persönlichen Verkehrs und Umganges.

Ob und inwieweit diese Ziele des Königs erreicht werden würden, hing nun in erster Linie, wie bei der Erziehung, nicht von diesen Vorschriften, sondern vor allem von der Art ihrer Durchführung, von der Persönlichkeit der Lehrer und von der individuellen Anlage des zu Erziehenden ab.

Für die praktische Durchführung der militärischen, wie für die Oberaufsicht der gesamten Erziehung kamen zunächst die beiden Gouverneure in Betracht. Sie waren beide tüchtige Offiziere, welche ihres Amtes mit Treue und Sorgfalt walteten. Ihre Söhne wurden die Spielgefährten des Prinzen, der eine der Söhne Findensteins, Graf Karl Wilhelm, ist später sein vertrauter Berater bis zum Tode geworden. Auf den eigentlichen Unterricht wirkte in der Hauptsache nur Kaldstein ein, der in den Fächern der Geographie und Moral „das Beste“ tun sollte. Die eigentlich militärischen Exerzitien begannen sofort. Schon vor dem Erlaß der Instruktion, am 1. September 1717, war für den Kronprinzen eine Kadettenkompagnie unter dem Kommando des Majors Find begründet worden; das Amt eines Exerziermeisters übernahm der Kadettenunteroffizier v. Renzell. Im oranischen Saale des Schlosses wurde ein kleines Zeughaus für Friß eingerichtet. Der kleine Prinz widmete sich den militärischen Übungen zunächst mit Lust und Eifer. Die frühesten Briefe an den gestrengen Herrn Papa, deren erster, mit geführter Hand geschrieben, schon im sechsten Lebensjahre geschrieben ist,

berichten bereits in einer für dies Lebensalter fast komischen Gewichtigkeit über die Vorgänge in der Kadettenkompagnie, deren Liste der Prinz einreicht.

So schien für die militärische Ausbildung ausreichend gesorgt zu sein. Damit er auch ein frommer Christ werde, wurde der Religionsunterricht dem Berliner Hofprediger Johann Ernst Andrea, einem gelehrten Theologen, der früher Professor in Marburg gewesen war, anvertraut. Aber die Gelehrsamkeit des Theologen genügt nicht immer, dem Schüler die Religion zur Herzenssache zu machen, sie dem kindlichen Denken und Gemüt nahe zu bringen. Diese Gabe ist Andrea offenbar versagt gewesen. Er war ein stark asketisch angelegter und in seiner Polemik sehr scharfer Kopf und orthodox-strenger Reformierter. Noch schlimmer war es, daß er in Übereinstimmung mit dem königlichen Vater das mechanische Auswendiglernen von Bibelsprüchen, Liederversen, Katechismusartikeln besonders eifrig betrieb und zuweilen als Strafmittel anwandte, so daß er dem Prinzen die Freude am religiösen Unterricht gründlich benahm.

Um so enger schloß sich der kleine Fritz seinem wissenschaftlichen Lehrer Duhan an, dem es gelang, nicht allein den Verstand, sondern auch Herz und Gemüt anzuregen. Ein Mann von untadelhaften Sitten, war Duhan nicht gerade ein Gelehrter ersten Ranges, aber ein geistvoller und vielseitiger Kopf, der dem Prinzen Geschmaç an der französischen Litteratur einflöchte und seine Freude an den Wissenschaften, die ihm von Natur innewohnte, mächtig förderte und anregte. Er und die muntere und lebhaftere Schwester haben vor allem die ausgeprägte Neigung zu umfassender Lektüre in dem ursprünglich etwas träumerisch und melancholisch angelegten Knaben erweckt und bestärkt. Duhan hielt sich dabei nicht allzu streng an die königlichen

Vorschriften und legte dadurch neben der reichen Fülle von Kenntnissen in die Seele des Prinzen doch zugleich den Keim späterer Konflikte mit dem Vater, welche allerdings ihren tiefsten Urgrund in der ganzen, von der des Vaters völlig verschiedenen Individualität des Prinzen hatten.

Von den ersten selbständigen Ansätzen dieser geistigen Individualität, von der gesamten Geistes- und Gemütsanlage des Prinzen besitzen wir leider aus den ersten Lebensjahren nur wenige dürftige Zeugnisse, von denen das der Schwester schon darum kein völlig klares Bild gibt, weil es Jahrzehnte später aus dem Gedächtnis niedergeschrieben ist und sich im allgemeinen als sehr unzuverlässig erwiesen hat. Immerhin stimmt es doch in der Hauptsache mit denen anderer gleichzeitiger Beobachter überein. Wilhelmine berichtet in ihren Memoiren, ihr Bruder habe Geist gehabt, aber sein Temperament sei schwermütig gewesen; er habe lange nachgedacht, ehe er geantwortet habe, aber dann habe er richtig geantwortet; er habe anfangs nur langsam gelernt, und man habe geglaubt, daß er mehr gesunden Menschenverstand als Genie zeigen werde. Tatsächlich sind seine reichen geistigen Anlagen sehr bald allen sorgfältigen Beobachtern aufgefallen. Mag man das Urteil, welches sein Elementarlehrer Curas über den zehnjährigen Kronprinzen abgibt, „daß Gott den Kronprinzen mit ungemein schönen Gaben des Verstandes geziert und ihn mit allen vortrefflichen Tugenden seiner Vorfahren begabt habe“, vielleicht für höfisch-schmeichlerisch halten, so darf man gewiß die Ansicht, die der österreichische Bevollmächtigte, Graf Sedendorff, in seinen vertraulichen Berichten nach Wien über die Anlagen des Kronprinzen ausspricht, als objektiv und den wirklich gewonnenen Eindruck widerspiegelnd ansehen. Diese Ansicht

aber geht dahin, daß Friedrich sehr viel natürliche Neigung zu allen Wissenschaften, namentlich zur Mathematik und Mechanik habe, aus freier Hand „artig“ zeichne und genaue Beobachtungsgabe zeige. Ebenso stellt auch ein anderer Beobachter, der den Prinzen in dessen siebentem Lebensjahre öfter zu sehen Gelegenheit hatte, fest, daß Friedrich bei seinem zarten Alter eine ungemeine Fähigkeit, ja etwas ganz Außerordentliches an den Tag lege; er fasse und lerne alles, was man ihm vorlege, mit der größten Leichtigkeit.

Wie über seine geistigen Anlagen, so lauten auch über seinen Charakter die wenigen auf uns gekommenen Zeugnisse in hohem Grade günstig. Man lobt seine Neigung zu Milde, vornehmer Handlungsweise und Wohlthätigkeit, die sich schon in sehr frühen Lebensjahren in allerlei kleinen Vorkommnissen deutlich offenbarte. So verwandte er auf einer kleinen Reise in Tangermünde seine ganze kleine Barschaft dazu, den sich um die königlichen Reisewagen ansammelnden ärmeren Einwohnern bei einem Bäder Semmeln, Zwiebad und Brezeln zu kaufen und zu verteilen. Ein andermal aber wollte er das in solchen Fällen übliche Geschenk der Stadt Magdeburg, die er auf der Durchreise mit seinem Vater berührte, nicht annehmen und mußte von diesem förmlich dazu gezwungen werden, sagte aber dann, als es ihm überbracht wurde, er müsse es zwar auf Befehl annehmen, wolle es aber verwahren, bis er es dereinst bei Antritt seiner Regierung den armen, ohnehin mit Abgaben beschwerten Bürgern wieder austheilen lassen könne. In einem zweiten, ähnlichen Falle hat er in Staßfurt die 200 Dukaten, die man ihm als „Verehrung“ darbringen wollte, nicht angenommen, sondern befohlen, das Geld den armen Bürgern wiederzugeben. Freilich mußte er dabei seinen beiden

mit ihm reisenden Hofmeistern Findenstein und Kaldstein verbieten, seinem Vater etwas davon zu sagen, aus Furcht, daß ihm sonst die Annahme des Geschenks befohlen werden würde.

Immerhin würde ihm bei der löblichen zugrunde liegenden Gesinnung der Vater diese kleine Heimlichkeit vor ihm, wenn er sie erfahren hätte, wohl verziehen haben. Von einem eigentlichen Gegensatz irgend welcher Art zu dem Vater ist in den ersten zwölf Lebensjahren des Knaben noch keine Rede, wenngleich die harte und rauhe Erziehungsart des Königs, der allmählich nun selbst eingreifen begann, dem Sinne des Prinzen wenig behagte. Satten doch selbst am Hofe anwesende Diplomaten entschieden den Eindruck, daß der König in seinen stark spartanischen Neigungen den Prinzen zu streng behandle und ihn mit Frühaufstehen und übertriebenen körperlichen Strapazen überanstreuge, so daß er der Gefahr ausgesetzt sei, seine Kräfte und Gesundheit vor der Zeit abzunutzen und zu schädigen. Graf Sedendorff berichtet nach Wien, der Prinz sehe infolgedessen „bei seinen jungen Jahren so ältlich aus und gehe so steif daher, als ob er schon viele Feldzüge mitgemacht hätte“. Auch daß die sehr spartanisch einfache Lebensweise dem jungen Prinzen nicht behage, wurde von den Beobachtern am Hofe wohl bemerkt. Er zeigte auch Neigung, anderen Umgang als den vorgeschriebenen mit Subalternoffizieren zu suchen und sich mit Leuten, die etwas wissen und gelernt haben, zu unterhalten.

Der Wissensdurst war in dem Knaben unter dem Einflusse der Mutter und des kenntnisreichen Lehrers in hohem Grade erwacht und äußerte sich mehr, als es den Absichten des Vaters entsprach. Duhan sorgte für umfangreiche Lektüre und begann eine kleine Bibliothek für den Prinzen anzulegen. Friedrich gewann mehr und mehr

Geschmack an der französischen Litteratur, konnte aber dieser zunehmenden Neigung nur mehr oder weniger heimlich Genüge tun. So fing er ganz allmählich an, sich daran zu gewöhnen, Dinge hinter dem Rücken des gestrengen Vaters zu treiben, und wurde darin von der nur zu nachsichtigen und eifersüchtig nach der Liebe der Kinder ringenden Mutter nicht nur nicht gehindert, sondern bestärkt. Der Vater begann zu ahnen, daß Geist und Gemüt des Sohnes sich ihm zu entfremden beginne.

Im März 1724, im dreizehnten Lebensjahre des Prinzen, wohnte der König mit seinem Sohne der Taufe eines Söhnchens des Feldmarschalls Grumbkow bei. Der König war überaus gnädig gegen seinen Feldmarschall und wandte sich dann, als der reichlich genossene Wein die Stimmung gehoben hatte, zu seinem Sohne Friß mit den Worten: „Ich möchte wohl wissen, was in dem kleinen Kopfe vorgeht: ich weiß wohl, daß er nicht so denkt wie ich und daß es Leute gibt, die ihm andere Gesinnungen beibringen und ihn veranlassen, alles zu tadeln; das sind aber Schufte.“ Er fuhr dann weiter fort, indem er dem Kronprinzen kleine, wohlgemeinte Klapsse auf die Wange gab: „Friß, denke an das, was ich dir sage: halte immer eine gute und große Armee, du kannst keinen besseren Freund haben und dich ohne sie nicht halten; unsere Nachbarn wünschen nichts mehr, als uns über den Haufen zu werfen; ich kenne ihre Absichten und du wirst sie auch noch kennen lernen; glaube mir: denke nicht an die Eitelkeit, sondern halte dich an das Reelle, halte immer auf eine gute Armee und auf Geld, darin besteht der Ruhm und die Sicherheit eines Fürsten.“ Während dieser Worte wurde der König immer lebhafter, aus den Klapsen auf die Wange des Kronprinzen wurden allmählich Ohrfeigen, und dabei zerschlug er einige Por-

zellanteller. Grumbkow glaubte, dem Beispiele seines hohen
Gastes folgen zu müssen, zertrümmerte alles übrige Por-
zellan und vollendete so die Zerstörung.

Es war das erste ferne, dumpfe Grollen eines nahen-
den Wetters.



Zweites Kapitel

Drohende Wetterwolken

Der König hatte zu ahnen begonnen, daß sein Wunsch, den Sohn zu seinem vollen Ebenbilde zu gestalten, auf Schwierigkeiten stoßen werde. Daß der tiefste Grund dieser Schwierigkeiten in der völlig anders gearteten Anlage und Natur des Sohnes liege, vermochte er noch nicht klar zu erkennen. Er sah nur Ungehorsam und unzureichende Ausführung seiner Anordnungen und meinte, mit ihrer schärferen Wiederholung und mit größerer Strenge in unmittelbarer Einwirkung auf den Sohn zum Ziele zu kommen. Am 3. September 1725 wurde zur Ergänzung der Instruktion von 1718 ein neues, verschärftes Reglement über die Erziehung seines Sohnes für die Dauer des Herbstaufenthaltes in Buxtehude gegeben, welches bis in die kleinsten Einzelheiten die Lebensweise, die täglichen, genau vorgeschriebenen Gebete, die Tageseinteilung für jeden Tag der Woche u. dgl. regelte. Noch herrscht in dieser Zusatzinstruktion ein vertraulich-väterlicher Ton. Aber die beginnende Unzufriedenheit mit seinem Verhalten tritt in dem Schlusssatze hervor, es solle dafür gesorgt werden, daß er sich selbst an- und ausziehen lerne und proper und reinlich werde „und nicht so schmutzig sei“.

Dieser Vorwurf des Mangels an Sauberkeit in seinem

Auftreten wog aber bei dem Könige jezt, da die eigentliche Kinderzeit des Sohnes sich ihrem Ende näherte, um so schwerer, als dieser Sohn seine eigentlich militärische Laufbahn in der im Hohenzollernhause üblichen Weise schon sehr früh begonnen und es im Jahre 1725 bereits bis zum Hauptmann gebracht hatte. Aber eben der starke, damit verbundene militärische Drill behagte dem jungen Prinzen ebensowenig, als der Umgang mit Subalternoffizieren, auf den er nach wie vor angewiesen war. Er ließ es an der vorgeschriebenen Pünktlichkeit und Schneidigkeit des Auftretens fehlen und betrachtete den militärischen Samaschendienst je länger, je mehr als einen lästigen Zwang. Dagegen wandte er sich unter der verständnisvollen Leitung seines Lehrers Duhan in immer steigendem Maße literarischen Studien zu, die ihn offenbar weit mehr anzogen als der eigentliche, nach den Vorschriften des Vaters gestaltete Unterricht. War doch für den seinen Neigungen am meisten entsprechenden Unterrichtsgegenstand, die Geschichte, als Lehrbuch ein an Stoff zwar sehr reichhaltiges, aber in der Form ungemein ermüdendes und langweiliges Kompendium, das *Theatrum europaeum*, vorgeschrieben, welches die Ereignisse seit dem Ausbruche des Dreißigjährigen Krieges in siebzehn dickeibigen Folianten behandelte. Zwar suchte auch hier Duhan nach Kräften Abhilfe zu schaffen, indem er eigens für den Unterricht des Kronprinzen einen Abriß der Brandenburgischen Geschichte verfaßte. Aber in der Hauptsache durfte doch an den Vorschriften des Königs nichts geändert werden. Als Duhan weitergehen und aus dem *Theatrum europaeum* einen kurzen Auszug abzufassen sich dem Könige erbot, verfügte dieser durch eine Randbemerkung, daß der Prinz alle Ereignisse lernen müsse. Ebensowenig richtete Duhan aus, als er gegen das viele mechanische Auswendiglernen eine

Vorstellung einreichte. Die Randverfügung des Königs lautete kurz und bündig: „Er muß auswendig lernen, das wird ihm das Gedächtnis stärken.“ Außerdem wurde, wie früher die lateinische Sprache, so jetzt die gesamte alte Geschichte, für welche der Prinz eine entschiedene Vorliebe zeigte und die er dann bald in französischen Übersetzungen der antiken Geschichtschreiber näher kennen lernte, ausdrücklich als unnötig bezeichnet und verboten.

So war auch der Unterricht wenig den Neigungen und Bedürfnissen des an sich sehr lernbegierigen Prinzen angepaßt. Wenn Friedrich trotzdem eine für einen Prinzen ganz außergewöhnlich große Summe von Kenntnissen erwarb, so hat er das in erster Linie dem großen pädagogischen Geschick seines Lehrers zu verdanken. Die freie, von diesem geförderte Tätigkeit, namentlich die massenhafte Lektüre, haben bei seiner Bildung das Beste getan, während der eigentliche systematische Unterricht große Lücken offen ließ, wie sich am deutlichsten daraus ergibt, daß der hochgebildete Prinz und König weder die deutsche Muttersprache noch die geliebte französische jemals völlig grammatisch und orthographisch beherrschen lernte.

Neben der ausgedehnten Lektüre, für welche eine beständig wachsende Bibliothek den Stoff lieferte, bot dem jungen Prinzen Anregung und Erholung vor allem die Beschäftigung mit der Musik, zu der er Neigung und Anlage von seiner kunstliebenden Mutter ererbt hatte. Der Vater, der selbst durchaus nicht unmusikalisch war, sondern besonders Händel sehr liebte, trat dieser musikalischen Neigung seines Sohnes anfangs keineswegs entgegen; vielmehr hatte er ihm bereits in seinem fünften Lebensjahre von einem Violinisten der aufgelösten Hofkapelle seines Vaters, Gottlieb Heyne, Unterricht im Klavierspiel und Gesang und selbst im Generalbaß erteilen lassen. Aber

auch hier wünschte er dem Sohne seine speziellen Neigungen zur unverbrüchlichen Richtschnur zu machen. Er ließ ihn hauptsächlich Choräle spielen. Wann der Prinz mit dem später so geliebten Flötenspiel, von dem der Vater von vornherein nichts gewußt zu haben scheint, begonnen hat, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen.

Alle diese schöngeistigen Neigungen würden den Vater an sich wohl nicht gegen den Sohn aufgebracht haben, wenn sie nicht auf der einen Seite dessen soldatische Leistungen beeinträchtigt, auf der anderen Seite aber erhebliche Kosten verursacht hätten, für welche die sehr bescheidenen, für die kleinen Kammerausgaben des Prinzen ausgeworfenen Geldmittel bei weitem nicht ausreichten. Am Anfang nach der Anstellung der Gouverneure betrug der Etat des Prinzen im ganzen 360 Taler jährlich, später, und zwar bis in das Jahr 1729, das achtzehnte Lebensjahr Friedrichs, 600 Taler. Daß der, wenn auch noch nicht zu eigentlichem Luxus, so doch zu einer etwas fürstlicheren Lebenshaltung, Freigebigkeit und Mildthätigkeit neigende Prinz unter dieser kargen Knappheit seiner Geldmittel sehr stark litt und sehr bald zu dem bedenklichen Mittel des Schuldenmachens griff, war einer der Gründe der beginnenden Spannung mit dem Vater.

Die einzige Abwechslung brachten die verschiedenen Reisen in die Provinzen des Staates, an welchen ihn sein Vater zuweilen teilnehmen ließ. Doch berichteten gleichzeitige scharfe Beobachter, daß der König es auch hier zu eigentlichem Genießen nicht kommen ließ, sondern den Sohn mit beständigen Gesprächen über ökonomische Dinge, für welche sein Alter noch nicht reif genug war, übermüdete. Trotzdem konnte der Prinz hier doch zuweilen mehr aus sich herausgehen, als es in den engen häuslichen Verhältnissen möglich war. Auf einer dieser Reisen hat der junge Schweizer

Dichter Albrecht Haller Gelegenheit gehabt, den König und seinen jungen Sohn zu sehen. Es war im Juli 1726, als der König auf einer Reise nach Cleve bei dem General Mosel auf dessen Lustschlosse Roendael zu Gaste war. Haller hat den Eindruck, den er empfing, in seinem Reisetagebuche für die Nachwelt aufbewahrt. Er wunderte sich über die große Einfachheit des königlichen Hofstaats, die „ziemlich schlechte Livree“ der Bedienten. Noch interessanter war es ihm, daß bei diesem königlichen Mahle, entsprechend der auch in Berlin am Hofe herrschenden Gewohnheit, so stark getrunken wurde, daß der General Mosel gänzlich betrunken aus dem Speisesaale herauskam. Während dann der König in freundlicher und leutseliger Weise ein Gespräch mit dem jungen Haller und seinen Reisegefährten führte und dann zu Pferde stieg, konnte es der Prinz sich nicht versagen, dem betrunkenen General Mosel einen kleinen Streich zu spielen, indem er ihm durch den Reitknecht den Steigbügel zu kurz schnallen ließ, so daß der General sehr große Mühe hatte, auf das Pferd zu gelangen, worüber sich der Prinz köstlich amüsierte.

Eben aus dieser Zeit aber liegen bereits die ersten Anzeichen ernsterer Unzufriedenheit des Königs mit seinem Sohne vor, die sich auch auf seine Gouverneure und Erzieher erstreckte. Diese schienen ihm namentlich die Hauptaufgabe, seinen Fritz zu einem tüchtigen Soldaten zu machen, nicht genügend zu erfüllen. Die Schwester Friedrichs weiß jetzt schon von entschieden heftigen Szenen zu erzählen. Sehr bezeichnenderweise deutet sie dabei wiederholt an, daß die bestehende Spannung durch eine offene Aussprache und durch Nachgiebigkeit von seiten des Sohnes am Anfange noch recht wohl hätte beseitigt werden können, daß aber die Königin, welche in eifersüchtiger Liebe zu ihren Kindern diese eng an sich zu

fesseln und dem Vater zu entfremden bestrebt gewesen sei, jedem solchen Versuch einer Ausgleichung der Spannung bis dahin entgegengetreten sei. Das Ringen des Königs und der Königin um den Sohn hatte begonnen. Schon 1726 wollte der König seinen Sohn nicht mehr mit nach Potsdam nehmen; er ging bereits zu sehr ernstern Drohungen über: er wolle den Prinzen so behandeln, daß er wahrnehmen solle, was ein ungehorsamer Sohn verdiene.

Keine Frage, daß zu dieser zunehmenden Spannung in erster Linie die Laueheit des Sohnes im Christentum beitrug. Der König begann zu fürchten, daß sein Fritz ebensowenig ein guter Christ wie ein guter Soldat werden würde. In der That war in dieser Beziehung ein Wandel bei ihm eingetreten, der seine Ursache wahrscheinlich in der mechanischen Art des Religionsunterrichts hatte.

Es steht aus dem Zeugnis eines in dieser Beziehung so zuverlässigen Beurteilers wie August Hermann Francke, der Friedrich bei einem Besuch in Berlin im Jahre 1719 zu beobachten Gelegenheit hatte, unzweifelhaft fest, daß der junge Prinz anfangs wirklich aufrichtig fromm gewesen war. Im achten Lebensjahre hat er in einem kleinen Aufsätze über „Die Lebensweise eines Prinzen von hoher Geburt“ noch sehr entschieden fromme Gesinnung an den Tag gelegt. Dann aber war allmählich Erkaltung eingetreten, und jetzt, da Friedrich sich der Zeit seiner Konfirmation näherte, erfuhr der Vater die schwere Enttäuschung, daß am 5. Januar 1727 ein Bericht der Hofmeister bei ihm einging, der Prinz habe seit acht Monaten im Religionsunterricht nicht viel profitiert, es bedürfe im Hinblick auf die bevorstehende Konfirmation einer Vermehrung des religiösen Unterrichts. Aber war anzunehmen, daß dadurch eine Änderung erreicht wurde? Gerade die übertriebene und umständlich mecha-

nische Handhabung des Religionsunterrichts war ja die Ursache seiner Laueheit. Man wollte in den Prinzen eine gleiche oder wenn möglich noch größere Menge theologischer Kenntnisse hineinpumpen als dereinst in seine ältere Schwester Wilhelmine, über deren in einer dreistündigen Prüfung bei der Konfirmation kundgetanes Glaubensbekenntnis eine achtzehn Bogen starke Druckschrift Kunde gab. Um zu ähnlichen glorreichen Ergebnissen zu gelangen, schien eine Verdoppelung der Religionsstunden erforderlich. So wurde es dann in der That erreicht, daß der Kronprinz die ausreichende Summe äußerer Kenntnisse erlangte, so daß am 4. April 1727 die Konfirmation mit Erfolg stattfinden konnte. Der damit erreichte wichtige Lebensabschnitt hatte alsbald auch eine Änderung der bisherigen Lebensweise zur Folge. Der Unterricht wurde jetzt ein vorwiegend militärischer. Der bisherige Lehrer Duhan schloß seine erzieherische Tätigkeit. Mit dankbarer Wehmut trennte sich Friedrich von dem verehrten Lehrer.

Den Unterricht in den Kriegswissenschaften übernahm nunmehr der Ingenieurmajor Senning. Zugleich war der König bedacht, mehrere Offiziere in seine ständige Umgebung zu bringen, denen er die delikate Aufgabe stellte, den Prinzen in seinem Verhalten zu überwachen; mit ihrem Kopfe sollten sie ihm für die geringste Ausschreitung seines Sohnes haften. Natürlich sollte dieser ganze Auftrag durchaus geheim gehalten werden. Friedrich aber ist sehr bald mit einem der beauftragten vier Offiziere, mit Friedrich Felix Ludwig v. Borde, in ein näheres, freundschaftliches Verhältnis getreten, welches seinen Ausdruck in einem vertrauten Briefwechsel fand, in welchem der junge Kronprinz dem Freunde sein Herz über das immer gespannter werdende Verhältnis zum

Vater ausschüttet und sich dabei gelegentlich wegen dieses trüben Inhalts seiner Briefe entschuldigt: „Ich sollte,“ so schreibt er ihm einmal, „eigentlich versuchen, Sie aufzuheitern; aber statt andere aufzuheitern, habe ich selbst dringend nötig, aufgeheitert zu werden, um meine Melancholie zu zerstreuen.“ Und indem er den Freund ermahnt, seine damals gerade sehr angegriffene Gesundheit zu schonen und ihm ja nicht zu sterben, fügt er melancholisch hinzu: „Denn den Tod fürchte ich für meine Freunde am meisten, für mich selbst aber am wenigsten.“

Ganz besonders stark tritt diese melancholische Stimmung stets hervor, wenn Friedrich sich mit dem königlichen Vater in dem Jagdschlosse Wusterhausen aufhält, wo er noch mehr unter dessen unmittelbarer Aufsicht steht als in Berlin und Potsdam. Der Jagd, der der König mit Leidenschaft oblag, hat der Prinz niemals Geschmack abgewonnen. Das tägliche Leben aber war hier noch einförmiger als sonst: an geistiger Anregung war für ihn so gut wie nichts vorhanden; denn die Unterhaltungen des Tabakskollegs, welche hier wie in Berlin und Potsdam gehalten wurden, mit ihren derben Späßen und Trinkgelagen sagten ihm wenig zu, während er doch nicht vermeiden konnte, sich an ihnen zu beteiligen. Eben in dem Herbst nach der Konfirmation aber kam als Gast des Königs der Sohn August Hermann Franckes nach Wusterhausen und bewirkte mit seinen stark pietistischen und zelotischen Neigungen eine dem Prinzen und seiner gleichgesinnten älteren Schwester noch weniger genehme Veränderung der bisher schon sehr eintönigen Lebensweise. Der König, der damals viel kränkelte und starke hypochondrische Neigungen zeigte, geriet völlig unter den Einfluß des frommen Geistlichen, der selbst die unschuldigsten Vergnügungen, wie Jagd und Musik, für unerlaubte Ge-

nüsse hielt und gegen Trinkgelage und Komödien eifrig loszog. Es kam dahin, daß der König die ganze Hofhaltung in pietistischem Sinne umgestaltete. Er selbst hielt alle Tage lange Predigten, denen alle Anwesenden, darunter auch der Kronprinz und seine Schwester, aufmerksam zuhören mußten; ein Kammerdiener stimmte einen religiösen Gesang an, in den alle einzustimmen hatten. Bei Tische wurden während Frandes Anwesenheit ausschließlich erbauliche Gespräche geführt. „Dieser elende Francke ließ uns ein Leben wie Trappisten führen,“ so schreibt Friedrichs ältere Schwester noch nach vielen Jahren über diese Zeit in Wusterhausen. Der König hat in der Überzeugung, daß er den strengen religiösen Anforderungen, welche Francke an ihn stellte, als König nicht zu genügen vermöge, vorübergehend damals sogar an Abdankung gedacht. Francke aber konnte sich nicht genug darüber wundern, daß der junge Kronprinz in Gegenwart des Vaters so gar „temperamenti melancholici“ war, während er an einem Tage, an welchem der König auf Jagd abwesend war, der Ausgelassenste und Munterste von allen bei Tische war. Der ernste und fromme Herr diente dann den Geschwistern, wenn sie sich unbeobachtet wußten, als Ziel des Spottes. So machte sich Friedrich namentlich darüber lustig, daß Francke, wie im Laufe eines Gespräches zutage getreten war, an Gespenster glaube. Und dem Schloßkastellan, den er abends mit einem Lichte im Schlosse antraf und fragte, wem er das Licht bringe, sagte er auf dessen Antwort, daß er es zu Francke bringe, zu dessen nicht geringem Entsetzen: „Da kommt ein Pharisäer zum andern, der ist eben so ein Pharisäer wie Ihr.“ Friedrich hatte aber auch den Mut, Francke in der Audienz, die er ihm gewähren mußte, offen zu zeigen, daß er mit seiner Richtung und Auffassung nicht einverstanden sei, während

die vorsichtige ältere Schwester seine Traktätlein freundlich entgegennahm.

Auf den König aber übte der Einfluß Brandes noch für längere Zeit seine Nachwirkung. Prinzessin Wilhelmine behauptet, daß seine Umgebung, um ihn diesen Nachwirkungen zu entziehen und zu zerstreuen, eine Reise nach Dresden vorgeschlagen habe.

Tatsächlich sind dafür ohne Zweifel auch politische Erwägungen bestimmend gewesen. Im Jahre vorher war es, wie so oft unter Friedrich Wilhelm I., wegen seiner Werbungen zu sehr ernstern Differenzen mit dem Kurfürsten von Sachsen, Könige von Polen, August II., gekommen, die nur mit Mühe beigelegt worden waren. Zur Besiegelung der Versöhnung ließ der König-Kurfürst eine Einladung nach Dresden an Friedrich Wilhelm gelangen, der dieser alsbald nachkam (Januar 1728). Der Kronprinz hatte sehnlichst gehofft, auf dieser Reise nach dem glänzenden Dresdener Hofe mitgenommen zu werden; aber der König war zunächst allein abgereist. Da erreichte die Schwester Wilhelmine durch Vermittelung des sächsischen Gesandten Suhm, daß König August bei Friedrich Wilhelm die Erlaubnis für Friedrich erbat und erhielt, nach Dresden nachzukommen.

Hier eröffnete sich dann dem Prinzen eine neue, glänzende, aber auch ernste Gefahren bergende Welt. Unter allen den kleinen deutschen Höfen, welche in der Prachtentfaltung, aber auch in der verwegentsten Sittenlosigkeit dem Versailler Beispiele nachahmten, gebührt dem Dresdener Hofe unstreitig der Vorrang. Kein anderer Fürst verstand mit solchem Geschmaç und Luxus glänzende Feste zu arrangieren und dabei ungeheure Summen zu verschwenden als der prunkfüchtige König-Kurfürst von Sachsen-Polen. Welch ein Gegensatz zwischen dem soldatisch

einfachen, in Familienleben und Lebenshaltung durchaus ehrbaren und sittlichen Hofe des preußischen Königs und dem verschwenderischen Luxus und der in verführerischster Gestalt auftretenden gänzlichen Sittenlosigkeit in Dresden, bei der König August selbst, dessen Maitressen beständig wechselten, dessen uneheliche Kinder nach Hunderten zählten, mit dem schlechtesten Beispiele voranging. Nie war der Glanz eines königlichen Hofes dem Prinzen bisher in so verführerischer Gestalt entgegengetreten. Die Nachtseiten des glänzenden Bildes, die Ausfaugung des ganzen kleinen Landes zur Ermöglichung dieser fürstlichen Pracht zu erkennen, war er noch zu jung und unerfahren; wohl aber zeigte er sich, je mehr er sich an den glänzenden Festen berauschte, um so mehr nur zu geneigt, den Versuchungen, die sie ihm nahelegten, sich hinzugeben. Der ehrliche König Friedrich Wilhelm, der seinem „Fitzchen“ trotz aller häuslichen Differenzen stets in unverbrüchlicher Treue zugetan blieb, konnte in seinen Schilderungen der prächtigen Feste, die ihm der königliche Gastfreund gab, guten Gewissens die wahrheitsgemäße Versicherung abgeben, daß er so rein, als er von Hause weggegangen, auch wieder zurückkehrte. Nicht mit der gleichen Berechtigung hätte sein jugendlicher Sohn diese Versicherung abgeben können. Er war alsbald in die Neze der verführerischen Gräfin Orzelska, die zugleich die natürliche Tochter und die Geliebte König Augusts war, geraten, und hatte auch keinerlei Widerstand geleistet, als ihm der König statt dieser Geliebten und Tochter die schöne Buhlerin Formera zugeführt hatte. Er schwamm vergnügt wie ein Fisch im Wasser in den ihm bisher gänzlich unbekanntem Vergnügungen des Dresdener Hofes, und wenn er sich in einem Briefe, den er am 26. Januar 1728 an seine Schwester Wilhelmine richtete, zum ersten Male Frédéric le philosophe unter-

zeichnete, so war die Philosophie, welcher er in Dresden praktisch huldigte, jedenfalls eine ausgeprägt epikureische. War doch selbst der König, trotz seiner keuschen Zurückhaltung, über den Glanz und die Schönheit der Dresdener Feste, von deren „Magnifizenz“ er zu Sedendorff äußerte, daß sie so groß gewesen sei, daß er glaube, sie habe bei Ludwig XIV. unmöglich größer sein können, in hohem Grade überrascht und erstaunt.

Kein Wunder, wenn dem jungen, lebensfrohen Prinzen, der sich in Dresden in recht bedenklicher Weise an derartige Vergnügungen gewöhnt hatte, das Leben am heimischen Hofe jetzt doppelt öde und eintönig erschien. Ja, er wurde nach der Heimkehr nicht allein melancholisch, sondern geradezu krank. Er ging, wie der König an Leopold von Dessau schreibt, herum wie ein Schatten, aß und trank nicht, so daß der Vater ernstlich besorgt wurde, zumal ihm die Ärzte nicht sagen konnten, was dem Sohne eigentlich fehle. Tatsächlich war die Krankheit offenbar nicht so schlimm, als der König fürchtete, und die spitze Zunge der älteren Schwester hat diesmal nicht so unrecht, wenn sie behauptet, es sei im wesentlichen die Sehnsucht nach den entschwundenen Dresdener Vergnügungen gewesen, die ihn so arg kopfhängerisch habe umherwandeln lassen. Wenigstens taute er alsbald wieder auf, als der König von Polen im Frühjahr zum Gegenbesuch erschien und die schöne Gräfin Orzelska mitbrachte, die sich alsbald wieder sehr zuvorkommend gegen den Prinzen benahm.

Jedenfalls hat die Dresdener Reise und der sächsische Gegenbesuch auf die weitere Entwicklung des Prinzen in der nächsten Zeit keineswegs vorteilhaft eingewirkt. Die einmal gekosteten Vergnügungen behielten trotz der als Auspasser bestellten Offiziere ihre Anziehungskraft, und es ist kein Zweifel, daß die Lebensweise des Prinzen

dem Vater, soweit sie ihm bekannt wurde, sehr begründeten Anlaß zu ernstern Beschwerden und Vorwürfen gab. Der Prinz befand sich in der That jetzt auf bedenklicher Bahn. Friedrich hat später selbst an seinen Freund Camas geschrieben: „O Camas, der Du mich von Jugend auf gekannt und die törichten Verirrungen meiner Jugend gesehen hast, sei immer ohne Nachsicht, schonungslos und unerbittlich gegen meine Fehler und Laster; so nur läutert sich mit Hilfe des Feuers das Gold und scheidet sich von den unedlen Metallen, mit denen es vermischt worden.“

Noch eine andere an sich günstige, für das Verhältnis zum Vater aber später doch wieder nachteilige Folge hatten die mit dem Dresdener Hofe angeknüpften näheren Beziehungen: Die Königin Sophie Dorothea erbat und erhielt vom Könige August für ihre Hofkonzerte vier Dresdener Kammermusiker, zunächst vorübergehend, während der König in Ostpreußen auf Reisen war, zugesandt, darunter den berühmten Flötenspieler Quanz, welcher den Kronprinzen, wieder mit Vorwissen der Mutter, hinter dem Rücken des Vaters im Flötenspiel unterrichtete, während die ebenfalls sehr musikalisch veranlagte Schwester Wilhelmine von einem anderen Kammermusiker auf der Laute unterrichtet wurde. Die beiden Geschwister, die nach wie vor sich eng aneinander angeschlossen, ergöhten sich nun gemeinsam an der geliebten Musik. Daneben betrieb der Prinz eifriger denn je seine literarischen Studien und las namentlich eifrig und zumeist heimlich, oft nächtlicherweile, französische Romane. Immer weniger behagte ihm der soldatische Camaschendienst. Er hat die militärische Uniform wohl seinen Sterbekittel genannt. Derartige Äußerungen wurden dann dem Vater durch nur allzu geschäftige Zungen hinterbracht und regten ihn immer mehr gegen seinen ältesten Sohn auf, während der jüngere,

August Wilhelm, vom Vater sichtlich vorgezogen wurde, eben weil er sich seinen Ansichten und Vorschriften allezeit willig und in zärtlicher Schmiegsamkeit unterordnete. Schon sprach man davon, daß der König den jüngeren Sohn weit lieber als seinen Nachfolger sehen würde, schon kam es zu heftigen Vorwürfen, ja zu Mißhandlungen des ältesten Sohnes, noch dazu in Gegenwart anderer.

In der That war der Gegensatz beider ein zu ausgeprägter, als daß es ohne scharfe Konflikte hätte abgehen können, zumal beide sehr ausgesprochene Individualitäten waren, von denen bisher keine die andere recht verstand. Der König in seiner großartigen und unermüdlischen Regentenarbeit nüchtern, prosaisch, mit stets auf das Praktische gerichteten Sinn, ohne tiefere Neigung zu rein geistigen Genüssen, aber voll schöpferischen Willens und ungebändigter Tatkraft, tief durchdrungen von seiner unbedingten Herrschergewalt wie im Staat, so in seiner Familie, Regent und Soldat mit jeder Faser seines kräftigen Körpers, offen, gerade heraus bis zur Derbheit, schroff bis zur Brutalität, zuweilen im höchsten Grade jähzornig, fordert von dem ganz anders gearteten, reich und vielseitig begabten und zarter veranlagten Sohne, dessen ganzes Sinnen und Streben auf höhere, feinere geistige Genüsse gerichtet ist, dem für den tieferen Sinn und die bleibende Bedeutung der rauhen, aber gewissenhaften Regententätigkeit seines Vaters das Verständnis noch nicht aufgegangen ist, unbedingte Unterordnung in den größten wie in den kleinsten Dingen; er fordert sie hart und streng, unter schweren Drohungen und Mißhandlungen gegen den zart und weich empfindenden Sohn, der die väterliche Allgewalt wie eine ständig über ihm schwebende Zuchtrute ansieht, während der Vater, zunächst noch ohne tieferes Verständnis für die anders geartete, aber reiche

Begabung des Sohnes, zu fürchten beginnt, daß dieser ihm dereinst seine ganze Lebensarbeit verderben werde. „Fritz ist ein Querpfeifer und Poet, er macht sich nichts aus den Soldaten und wird mir meine ganze Arbeit verderben,“ so hat er sich einmal geäußert.

Wie scharf der Konflikt im Herbst 1728 schon geworden war, wie tief er vom Sohne empfunden, wie schroff er vom Vater zum Ausdruck gebracht wurde, ergibt deutlich der Briefwechsel zwischen beiden im September dieses Jahres. Friedrich schreibt dem Vater am 11., er wage es nicht mehr, zu seinem „lieben Papa“ zu kommen, da es ihm widerraten werde und er einen noch schlechteren Empfang wie gewöhnlich befürchte; er bittet den Vater, ihm wieder gnädig zu sein, und glaubt die Versicherung abgeben zu können, daß sein Gewissen trotz längeren Nachdenkens ihm nicht das geringste vorwerfe. Habe er aber wider Wissen und Wollen etwas getan, was seinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte er um Verzeihung, und spricht die Hoffnung aus, daß er seinen „grausamen Haß“ gegen ihn, den er aus allem seinem Tun erfahren habe, fallen lassen wolle. Auf den Vater aber brachte dieses Schreiben vor allem darum keine Wirkung hervor, weil es eben kein offenes Selbstbekenntnis der begangenen Fehler enthielt. Brüderliches Vertrauen verlangte er von seinem Sohne, während dieser sich zu der schuldigen rüchhaltlosen Offenheit nicht zu entschließen vermochte. Daher lautete die Antwort ganz außerordentlich scharf. Der Vater warf dem Sohne seinen „eigensinnigen, bösen Kopf“ vor. Wenn man seinen Vater liebe, dann tue man alles, was dieser haben wolle, nicht nur, wenn er dabei stehe, sondern auch, wenn er nicht alles sehe. Er nennt Friedrich einen „effeminierten Kerl“, der keine menschlichen Inklinationen habe, der sich schäme, nicht

reiten noch schießen könne, dabei malpropre an seinem Leibe sei, seine Haare wie ein Narr sich frisire. Alles dies habe er, der Vater, tausendmal vergeblich zu bessern gesucht. Außerdem sei der Sohn hoffärtig und „recht bauernstolz“, spreche nicht freundlich mit jedermann, sei nicht „populär und affable“, mache mit dem Gesicht Grimassen, als wenn er ein Narr wäre, und tue in nichts den Willen des Vaters, außer wenn er mit Gewalt dazu angehalten werde. Nichts tue er aus Liebe, folge in allem seinem eigenen Kopfe, „sonsten alles nichts nütze ist. Dieses ist die Antwort.“

Man sieht, wie der Vater darunter leidet, daß der Sohn so gar nicht nach seinen Absichten sich entwickelt und vor allem so gar keine soldatischen Neigungen verrät. Der Sohn aber vermag die ungeheure Spannung kaum noch zu ertragen. Vergeblich versucht er, durch seinen Untergouverneur v. Kaldstein sich die Erlaubnis zu einer Reise und damit zu größerer persönlicher Freiheit zu erwirken. Traurig schreibt er am 3. September 1728 an seinen Freund Borde: „Der König ist fortdauernd bei schlechter Laune, er schilt alle Welt aus, ist mit niemand, auch mit sich selbst nicht, zufrieden, und noch immer schrecklich aufgebracht gegen mich; es gibt gar keine Wahrscheinlichkeit einer Ausöhnung; man hat in bezug auf mich alles mögliche vor, schwankt aber zu sehr, so daß wahrscheinlich alles beim alten bleiben wird.“ Resigniert teilt er Borde mit, daß er sich mit der Zeit daran gewöhne, sorglos zu werden. „Morgen ist Parforcejagd, ebenso übermorgen, Sonntag und Montag ist Parforcejagd.“ Er spottet über die buntscheckige und alberne Gesellschaft, die sich in Wusterhausen zusammengefunden habe, deren einzelne Glieder an Temperament, Lebensalter und Neigungen grundverschieden seien, so daß gar keine konsequent durchgeführte Unterhaltung möglich sei; er sei so müde alles dessen, was

er sehe, daß er es aus seinem Gedächtnis auslöschen möchte. „Mein Vergnügen in der Tabagie besteht darin, Nüsse zu knaden, ein Vergnügen, welches des Ortes, wo wir weilen, würdig ist.“ Und dabei beständig heftige Szenen mit dem Vater; der Prinz klagt dem Freunde, er würde lieber sein Brot erbetteln wollen, als auf dem gegenwärtigen Fuße weiter leben. Auch dem sächsischen Gesandten Suhm, der damals in Wusterhausen weilte, versicherte Friedrich, daß er dies Leben nicht mehr ertragen könne; er deutete geradezu schon an, daß er daran denke, sich in der einen oder anderen Weise dieser Sklaverei zu entziehen. Auch Suhm bat er, ihm die Erlaubnis zu einer Reise zu verschaffen.

Trotz dieses ausgeprägten Widerwillens des Prinzen gegen die Lebensweise in Wusterhausen ist es kurz darauf gerade hier bei der Hubertustagfeier in einer sehr eigenartigen Weise noch einmal zu dem Versuch einer Annäherung zwischen Vater und Sohn gekommen. Nach der Rückkehr des Königs von der Jagd setzte man sich zu Tische; ein großer und kostbarer Becher, den König August zu den Jagdfesten seinem königlichen Better übersandt hatte, kreiste unaufhörlich herum; gegen seine Gewohnheit sah sich der Kronprinz, der seinem Vater gegenüber und neben dem sächsischen Gesandten Suhm saß, genötigt, an dem ziemlich scharfen Trinken teilzunehmen, und da er wenig vertragen konnte, so geriet er bald in eine ziemlich weinselige Stimmung, in der er die nötige Vorsicht in seinem Benehmen außer acht ließ. Er sprach ziemlich laut mit Suhm, beklagte sich, daß er an diesen Trinkgelagen teilnehmen müsse; dann aber ging er zu immer vertraulicheren Mitteilungen über, die er so laut sprach, daß die Königin, welche seinen Zustand bemerkte, besorgt wurde und Suhm beständig durch Zeichen zu ver-

anlassen suchte, daß er ihren Sohn zum Schweigen bringe. Aber Suhm versuchte vergebens, ihn zu Vorsicht und Ruhe zu bewegen. Der Prinz fuhr fort, ihm sein bekümmertes Herz auszuschütten. Er fügte dann aber, auf den König zeigend, wiederholt hinzu: „Aber ich liebe ihn doch.“ Der König, der inzwischen auf das Benehmen seines Sohnes aufmerksam geworden war, fragte Suhm endlich: „Was sagt er da?“ Suhm deutete dem Könige an, daß der Prinz offenbar trunken sei und nicht wisse, was er tue. Aber der König ließ sich nicht abweisen, sondern verlangte zu wissen, was sein Sohn gesagt habe. Suhm berichtete endlich wahrheitsgemäß, der Prinz versichere ihm nur beständig, indem er ihn fortwährend in den Arm kneife, daß er den König, seinen Vater, obwohl er ihn soviel zu trinken zwingt, doch liebe. Der König meinte zunächst, daß der Prinz sich verstelle und gar nicht trunken sei. Endlich wurde es auch ihm klar, daß von einer Verstellung nicht die Rede war. Die Situation wurde zusehends peinlicher, so daß die Königin sich veranlaßt sah, aufzustehen und die Tafel zu verlassen. Suhm und der General Keppel versuchten den Prinzen zu bewegen, sich ebenfalls zurückzuziehen, da er kaum noch zu stehen vermochte. Aber der Trunkene rief laut, er wolle erst seinem Vater die Hand küssen. Der König, der sich über den Zustand seines Sohnes belustigte, reichte ihm lachend die Hand über die Tafel hinüber. Der Prinz bedeckte dann beide Hände mit Küssen und versicherte einmal über das andere, daß er ihn von ganzem Herzen liebe; der König, der über diesen ungeheuchelten Gefühlsausbruch ebenso überrascht als erfreut war, ließ sich von ihm umarmen. Der Prinz ging um den Tisch herum, fiel dem Vater, während die ganze Tischgesellschaft in stürmische Hochrufe auf ihn ausbrach, um den Hals, kniete dann vor ihm

nieder und verharrte längere Zeit in dieser Stellung, indem er beständig leidenschaftlich auf den König einsprach, der, sehr gerührt durch dies Benehmen, ihm immerfort sagte: „Nun, das ist schon gut, werde du nur ein ehrlicher Kerl, sei nur ehrlich.“ Mehrere der Anwesenden vergossen Freudentränen über diese Szene. Endlich erhob sich der Prinz und wurde von Suhm und Keppel in sein Zimmer und zu Bett gebracht. In der Tabagie erschien er nicht, sondern schlief seinen Rausch aus. Der König aber war diesmal in dem Tabakskolleg, wie allseitig bemerkt wurde, von ganz besonders guter Laune und verweilte dort bis nach Mitternacht.

Aufrichtige Freunde der königlichen Familie hatten sich herzlich über den kleinen Vorgang gefreut, der die Möglichkeit eines besseren Verhältnisses zwischen Vater und Sohn in Aussicht zu stellen schien. Aber es gab am Hofe auch übelgesinnte Personen, welche aus politischen Gründen eine aufrichtige Versöhnung zwischen Vater und Sohn nicht wünschten. Sie suchten dem Könige, wie der sächsische Gesandte aus guter Quelle erfuhr, die Meinung beizubringen, daß die ganze Trunkenheit des Prinzen nur ein Spiel gewesen sei. Suhm bemerkte, daß, wenn diese Insinuationen vom Könige geglaubt würden und der Prinz dies bemerke, dadurch die Empfindungen beider Beteiligten so verbittert werden könnten, daß daraus unwiederbringlicher Schaden entstehen könne.

So kam es in der That: die mögliche wohlthätige Wirkung der Szene bei der Wusterhausener Hubertusfeier wurde aus politischen Motiven vereitelt. Denn in der That war der bestehende Gegensatz zwischen Vater und Sohn schon längst kein rein persönlicher mehr. Er hatte sehr ernstlich auf das Gebiet der hohen Politik übergegriffen und empfing von ihr verschiedene Rückwirkungen, die ihn in hohem Grade verschärften.



Drittes Kapitel

In Sturm und Drang.

Die englischen Heiratspläne und die Parteien am preußischen Hofe

Die ältere Schwester Friedrichs, spätere Markgräfin von Baireuth, Wilhelmine, hat in ihren Memoiren die fortwährenden Mißhandlungen, die ihr und noch mehr ihrem Bruder von Seiten ihres Vaters zuteil wurden, in den schwärzesten Farben geschildert und sie in erster Linie auf die despotischen Neigungen des Königs und auf bloße Willkür zurückgeführt. Da es ihr indes dabei zum Bewußtsein kam, daß diese Motivierung doch dem Leser als nicht ausreichend erscheinen könnte, hat sie ihrer Schilderung noch folgende charakteristische Äußerung hinzugefügt: „Man wird es vielleicht befremdlich finden, daß wir keinerlei Maßregel versucht haben, uns mit dem Könige zu verständigen. Ich sprach darüber in der That mehrmals mit der Königin, aber sie wollte es unbedingt nicht.“ Also die eigene Mutter gegen die Ausöhnung mit dem Vater! Und warum? Weil sie, wie die Markgräfin fortführt, von einer Unterwerfung ihrer Kinder unter den Vater die Vereitelung ihrer englischen Heiratspläne, die Verheiratung der Tochter mit einem der von dem Vater vorgeschlagenen Bewerber um ihre

Hand befürchtete. Man mag von den Schilderungen der Markgräfin so viel, wie man will, als Übertreibungen in Abzug bringen, hier gibt sie uns ohne Zweifel wirklich den Schlüssel zu den tragischen Verwickelungen im Königs-
hause.

Schon bei den persönlichen Mißhelligkeiten des Vaters mit dem Sohne war es ohne Zweifel von verhängnisvoller Bedeutung, daß bei dem Mangel an Aufrichtigkeit, welchen der König seinem Sohne zum Vorwurf machte, bei den mancherlei Heimlichkeiten, die hinter dem Rücken des Vaters getrieben wurden, die Königin mit den Kindern, insbesondere mit dem Sohne, unter einer Decke steckte. Sie unterstützte, wie bei der Tochter, so bei dem Sohne, die eifrige Beschäftigung mit der schönen Literatur, die der Vater für überflüssig hielt, und hat sich damit gewiß um seine geistige Ausbildung ein Verdienst erworben; sie förderte aber zugleich dadurch seine Abkehr von seinen soldatischen Aufgaben; sie war es, die die Dresdener Musiker nach Berlin kommen und einen von ihnen dem Sohne Unterricht im Flötenspielertheilen ließ. Ob sie auch davon Kunde hatte, daß der Sohn, um seine Neigungen und Bedürfnisse der verschiedensten, dem Vater oft unerwünschten Art zu befriedigen, nicht unerhebliche Schulden machte, steht nicht unbedingt fest, aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür. Jedenfalls machen die Angaben der Markgräfin, daß die Königin bemüht gewesen sei, die Kinder vom Vater ab- und an sich heranzuziehen und sie deshalb in ihren, dem Vater oft sehr unwillkommenen Wünschen zu unterstützen, psychologisch durchaus den Eindruck nicht allein subjektiver, sondern auch objektiver Wahrheit, so sehr man die einzelnen Vorgänge, welche die allgemeine Beobachtung stützen sollen, bezweifeln mag. Kann man aber dies Verhalten der Mutter in solchen persönlichen Dingen noch allenfalls

entschuldigen, weil der König in der That in der Bekämpfung der natürlichen Neigungen und Anlagen seines Sohnes oft alles Maß überschritt, so mußte es zu ganz verhängnisvoller Bedeutung gelangen, sobald die Mutter auch in politischen Dingen den An- und Absichten des Gatten entgegenarbeitete und auch hier die Kinder auf ihre Seite zu ziehen suchte. Eben dies aber geschah in der von der Markgräfin erwähnten und mit ungeheurer Ausführlichkeit behandelten Frage der englischen Heiraten.

Königin Sophie Dorothea war die Tochter des Kurfürsten von Hannover, späteren englischen Königs Georgs I., die Schwester seines Nachfolgers Georgs II. Ihr brennender Wunsch ging daher auf möglichst nahe politische Beziehungen des preussischen Staates mit England-Hannover, die ihr am besten durch eine enge Familienverbindung gesichert werden zu können schienen. Auf eine solche waren daher ihre Absichten schon sehr früh gerichtet, und zwar hoffte sie ihre Tochter Wilhelmine mit ihrem Neffen, Enkel Georgs I., dem Prinzen Friedrich, der nach der Thronbesteigung seines Vaters Georgs II. (1727) Prinz von Wales wurde, zugleich aber ihren Sohn, den Kronprinzen Friedrich, mit der englischen Prinzessin Amalie zu verheiraten. Die ersten ernstlichen Anknüpfungen fanden schon zu einer Zeit statt, da die Prinzessin Wilhelmine kaum vierzehn, der Kronprinz Friedrich elf Jahre alt war, doch waren es jetzt (1723) wie in den folgenden Jahren rein private Besprechungen der Königin mit ihrer hannoversch-englischen Schwägerin. Schon damals scheint die Königin ihre Kinder in ihre Absichten eingeweiht zu haben. Der König, der mit Recht beide Kinder, namentlich aber den Kronprinzen, für noch viel zu jung hielt, um an ernstliche Heiratspläne zu denken, ließ seine Gemahlin gleichwohl zunächst ruhig gewähren, zumal ihm eine Verbindung

seiner Tochter mit dem präsumtiven englischen Thronfolger in mancher Hinsicht als sehr vorteilhaft erschien. Weniger geneigt war er von vornherein, auf eine Verheiratung seines Sohnes mit einer englischen Prinzessin einzugehen, weil er von einer solchen weit eher eine politische Beeinflussung von Seiten Englands fürchtete. Doch hat er, solange die Verhandlungen einen rein privaten Charakter trugen, auch dagegen keinen Widerspruch erhoben, vielmehr der Königin die Korrespondenz über diese Frage als eine zunächst reine Familienangelegenheit überlassen.

Zu ernstlichen Verhandlungen kam es zuerst im Jahre 1725. Sehr natürlich! Damals war zwischen dem Kaiser und Spanien ein Bündnisvertrag zu Wien abgeschlossen worden (30. April), der bei den Westmächten Frankreich und England rege Besorgnisse und Befürchtungen vor dieser bedrohlichen spanisch-kaiserlichen Übermacht erweckte, denen sich auch König Friedrich Wilhelm nicht entziehen konnte. Unter diesem Eindrucke hatte er den später als übereilt empfundenen Beschluß gefaßt, sich dem Gegenbunde der Westmächte anzuschließen und diesen Anschluß durch den Vertrag von Herrenhausen vollzogen. Nach dem Abschlusse war der König nach Berlin zurückgekehrt, während seine Gemahlin mit seiner Bewilligung noch in Herrenhausen zurückblieb und nunmehr sofort wieder die Heiratsangelegenheit, jetzt in erheblich ernsterer und offiziellerer Weise, in Anregung brachte. Sie hoffte diesmal bestimmt, eine schriftliche zustimmende Erklärung ihres Vaters Georgs I. oder ihres Bruders, des späteren Georgs II., zu erlangen. Allein sie erreichte es nicht. Kein Wunder! Hatte man doch den König bereits durch den eben abgeschlossenen Vertrag für die englische Politik gewonnen; man bedurfte also auf englischer Seite dieser Heiraten mit den Kindern des preußischen Königshauses nicht mehr,

die man in England stets in erster Linie vom politischen Gesichtspunkte aus betrachtete. Man behalf sich mit allerlei Ausflüchten. Enttäuscht mußte Sophie Dorothea abreisen, ohne ein sicheres Ergebnis erreicht zu haben. In ganz richtiger Erkenntnis der Sachlage sprach der König Friedrich Wilhelm damals seine Ansicht dahin aus: „Man will mich mit der Hoffnung zur Heirat nur flattieren und hinziehen, bis man meiner nicht mehr nötig hat.“

Die Sachlage und das Verfahren der Engländer in der Heiratsangelegenheit änderte sich sehr schnell wieder, als es dem Könige von Preußen klar wurde, daß er sich mit dem Herrenhäuser Vertrage übereilt habe, dessen Angriffsabsichten gegen den Kaiser ihm seine Verbündeten wohlweislich verschwiegen hatten. Sowie er infolgedessen Miene machte, sich dem Kaiser wieder zu nähern und sich als neutrale Macht zwischen den beiden Parteien aufzustellen, gingen die Engländer, um ihn bei dem Herrenhäuser Vertrage festzuhalten, sofort wieder auf die Heiratspläne der preußischen Königin ein. Ebenso naturgemäß aber war es, daß diese jetzt eine heftige Gegnerschaft bei denen hervorriefen, die den König auf der Seite des Kaisers festzuhalten bestrebt waren. Die Seele dieser kaiserlichen Partei am preußischen Hofe aber war der kaiserliche Feldzeugmeister Graf Sedendorff, der 1726 in Berlin erschienen war und sich alsbald des vertrautesten königlichen Beraters, des Generals Grumbkow, auf dem Wege der Bestechung versichert hatte.

Graf Sedendorff, ein gewiegter und gewandter Diplomat, dem Könige als Soldat von früher her wohlbekannt, war ohne eigentlich offiziell-diplomatischen Auftrag an den preußischen Hof gekommen. Er galt, da er selbst Protestant war, bei den protestantischen deutschen Fürsten allgemein für eine geeignete Mittelsperson für

die Vertretung ihrer Interessen am kaiserlichen Hofe. Dem Könige Friedrich Wilhelm war er, der vortrefflich die Miene des Biedermanns anzunehmen wußte, persönlich als guter Gesellschafter und, wie er meinte, offener und ehrlicher Mann sympathisch. In der That wußte er den schwer zu behandelnden König ausgezeichnet in allen seinen Eigenheiten zu erkennen und sich bei ihm eine unvergleichliche Vertrauensstellung zu erringen, die er alsbald dadurch verstärkte, daß er außer Grumbkow auch andere einflußreiche Leute aus der Umgebung des Königs bis herab zu dem Kammerdiener Eversmann bestach.

Sein Plan ging von vornherein dahin, den König von dem englischen Bündnis und zu diesem Zwecke auch von der englischen Heirat abzubringen und ihn wieder auf die Seite des Kaisers herüberzuziehen. Die Lage, die er vorfand, war insofern günstig, als der König an sich keineswegs geneigt war, auf die Angriffspläne seiner Herrenhäuser Verbündeten gegen den Kaiser einzugehen, obwohl er selbst eine ganze Reihe begründeter Beschwerden gegen diesen hatte und nicht ohne Berechtigung der Ansicht war, von ihm schlecht behandelt worden zu sein. Sedendorff verstand es ausgezeichnet, ihn wegen dieser Beschwerden zu beruhigen, indem er es zugleich zuwege brachte, daß der kaiserliche Hof in der That in den schwebenden Streitfragen ein erheblich größeres Entgegenkommen als bisher an den Tag legte. Zugleich aber wußte er den König an seiner empfindlichsten Stelle zu packen.

Die Erledigung des kurpfälzischen Thrones stand bevor, und damit wurden die alten, vertragsmäßigen Ansprüche Preußens auf die Herzogtümer Jülich und Berg aktuell, deren Verwirklichung auf mannigfache Schwierigkeiten stieß, da der regierende pfälzische Kurfürst dieses Erbe seinem Pfalz-Sulzbachischen Vetter zu verschaffen

strebte. Indem Sedendorff Preußen die kaiserliche Hilfe zur Anerkennung seines Erbrechtes, wenigstens auf das Herzogtum Berg, in Aussicht stellte, gelang es ihm in der That in wenigen Monaten, den König zu dem Abschluß des Vertrages von Wusterhausen (12. Oktober 1726) zu bewegen. Zwar wollte sich Friedrich Wilhelm dadurch keineswegs von seinen bisherigen französisch-englischen Verbündeten lossagen, aber er benahm doch durch diesen Vertrag mit dem Kaiser dem Herrenhäuser Bündnis in bezug auf sich selbst jede aggressive Absicht und bewilligte zugleich dem Kaiser, der bisher keine männlichen Erben hatte, die Anerkennung seiner vielumstrittenen Erbfolgeordnung, der sogenannten „pragmatischen Sanktion“, durch welche seiner Tochter Maria Theresia die Nachfolge gesichert werden sollte. Ohne Zweifel war dieser Vertrag ein großer diplomatischer Erfolg des geschickten österreichischen Unterhändlers, der natürlich in England um so größere Aufregung hervorrief, als man dort die dadurch zustande gekommene Verbindung Preußens mit dem Kaiser für noch viel enger hielt, als sie wirklich war.

Es galt also, diesen Erfolg des kaiserlichen Geschäftsträgers wenn möglich wieder rückgängig zu machen. Bei diesem Bestreben aber durfte man auf die offene oder heimliche Mitwirkung der preußischen Königin rechnen, sobald man auf deren sehnlichst gewünschte Heiratspläne einging. Schon als die ersten Anknüpfungen mit dem Kaiser durch Sedendorff ins Werk gesetzt wurden, konnte der im Juli 1726 aus London zurückkehrende preußische Gesandte Wallenrodt melden, daß König Georg I. versichere, er für seine Person denke an keine andere Vermählung für seinen Enkel als an die mit der preußischen Prinzessin; er ließ dringend bitten, bei der englisch-französischen Allianz zu bleiben. Die Königin aber soll ihren

Gemahl fußfällig gebeten haben, nicht die Freundschaft mit ihrem Vater und damit die Hoffnungen, an denen ihr Herz hing, preiszugeben.

Der König aber, der die Verheiratung seiner Kinder eben nicht als Hebel der Politik betrachtet zu sehen wünschte, stand in der Frage der englischen Heiraten nach dem Abschluß des Vertrages genau auf demselben Standpunkte wie vorher. Die Heirat seiner Tochter mit dem ältesten Enkel König Georgs war ihm durchaus erwünscht, und selbst gegen die doppelte Heirat hatte er zunächst noch keine ernstlichen Bedenken, sofern nur dadurch keine irgendwie geartete Abhängigkeit von England herbeigeführt werde. Als am 22. Juni 1727 König Georg I. starb und dessen Sohn als Georg II. den englischen Thron bestieg, ließ König Friedrich Wilhelm durch den zur Beglückwünschung entsandten Bevollmächtigten Wallenrodt in London erklären, daß ihm die Doppelheirat als das beste und sicherste Fundament zu einem beständigen, immerwährenden guten Vernehmen zwischen den beiden königlichen Häusern erscheine. Allein in England verband man mit den Heiratsplänen politische Nebenabsichten, von denen Friedrich Wilhelm mit Recht nichts wissen wollte. Die neue englische Königin Karoline, geborene Prinzessin von Ansbach, erklärte Wallenrodt in einer Audienz vom 3. Oktober gerade heraus: „Fangen wir den Roman nicht von hinten an; erst wollen wir die Geschäfte ordnen, dann erst kann ich mit Erfolg für die Heirat arbeiten“, d. h., da es sich nicht um Privatpersonen und um Mitgiftgeschäfte handelte, sondern um KönigsKinder: erst macht uns die erforderlichen politischen Zugeständnisse, dann können wir über die Heirat reden. Beim Empfang dieser Antwort aber brauste der König mit Recht auf und verbot seinem Gesandten, die Sache weiter zu berühren. Zu dem fran-

zösischen Gesandten in Berlin aber, dem Grafen Rothenburg, äußerte er: „Alles wohlüberlegt, ist es mir ganz gleichgültig, ob man meine Tochter Königin nennen wird oder nicht. Dieser Titel würde der Macht meines Hauses nichts hinzufügen.“

Natürlich war Königin Sophie Dorothea über diese Wendung aufs äußerste enttäuscht. Sie wie ihre Tochter Wilhelmine schrieben sie in erster Linie der Wirksamkeit Sedendorffs zu, der ja auch die Wiederannäherung des Königs an den Kaiser und den Vertrag von Wusterhausen zustande gebracht hatte. Sedendorff machten sie auch für die immer schärfere Spannung zwischen dem Könige und seinem Sohne verantwortlich.

Daß tatsächlich der König durchaus guten Grund zu Klagen über das Benehmen und die Lebensweise seines Sohnes hatte, sahen wir bereits. Es steht ebenso fest als die Tatsache, daß die übermäßige Strenge und Härte des Königs, die sich in entehrenden Mißhandlungen des Sohnes Luft machte, nicht der richtige Weg war, um ihn auf andere Bahnen zu führen. Noch schlimmer aber stand es auf dem durch die Heiratspläne der Königin berührten politischen Gebiete. Hier hörte die Königin nicht auf, hinter dem Rücken ihres Gemahls mit auswärtigen Mächten zu intrigieren. Und wenn es ohne Zweifel richtig ist, daß Sedendorff im Verein mit Grumbow den König von England und den Heiratsplänen der Königin abzuziehen unablässig erfolgreich bestrebt war, so war es doch noch schlimmer, daß des Königs eigene Gemahlin sich um so eifriger bemühte, mit England und Frankreich gegen die veränderte Politik ihres Gemahls zu intrigieren und ihre Kinder zu Vertrauten ihrer heimlichen Verhandlungen und ihrer gegen die Absichten des Königs gerichteten Maßnahmen zu machen. Ein gewiß

höchst unverdächtiger Zeuge, der selbst in diesem politischen Kampfe auf seiten der Königin stand, der französische Gesandte Graf Rothenburg, eröffnet uns in diese Vorgänge hinter den Kulissen höchst interessante Einblicke. Seine Berichte nach Paris sind voll davon, wie die Königin auf intimstem Fuße mit ihm und dem englischen Gesandten verkehre. Sie schildert Rothenburg ihr Unglück und ruft die Güte des Königs von Frankreich an; sie sucht im Bunde mit ihm den Eintritt eines kaiserlich Gesinnten ins Ministerium zu verhindern; sie zeigt ihm die Briefe, die sie hinter dem Rücken ihres Gemahls nach England schickt, und läßt sie durch ihn expedieren; ja sie verhandelt mit ihm sogar über den etwa eintretenden Todesfall ihres Mannes, und Rothenburg rät ihr, vor allem den Kronprinzen mit guten Gesinnungen, d. h. mit englisch-französischen, zu erfüllen. Ganz unbefangen spricht man dabei von der Bildung einer „Partei des Kronprinzen“ am Hofe. Eine solche oder vielmehr eine solche der Königin war in der That in der Bildung begriffen. Als ihr vornehmster Vertreter im Ministerium galt Anpphausen. Daneben werden die Frau v. Kameke, Wartensleben, Schulenburg, Arnim und die Erzieher des Kronprinzen, Findenstein und Kalästein, genannt. Der kaum fünfzehnjährige Kronprinz selbst aber steht, durch die Mutter veranlaßt, auf ebenso intimmem Fuße mit dem französischen Gesandten als diese und gibt ihm die bedenklichsten Zusicherungen. Der im Grunde gänzlich unpolitische, grundehrliche und offene König aber stand den Machinationen beider Hofparteien völlig ratlos gegenüber. Denn auch die kaiserliche Partei schreckte vor den bedenklichsten Schritten nicht zurück. Standen doch Sedendorff und Grumbkow mit dem preussischen Gesandten am Londoner Hofe, Grafen Reichenbach, in heimlicher Korrespondenz, in der dieser angewiesen

wurde, in welcher Weise er aus London an den König berichten solle, um diesen gegen die englische Heirat einzunehmen.

Die Verhandlungen über diese Heirat aber wurden von englischer Seite alsbald wieder aufgenommen, als im Jahre 1728 das Gerücht, daß der König sich noch enger mit dem Kaiser zu verbinden trachte, nach London gelangte, wo eine Heirat des Prinzen von Wales mit einer preußischen Prinzessin an sich sehr populär war. In der That war König Friedrich Wilhelm auch jetzt noch nicht abgeneigt, auf die englischen Heiratsvorschläge einzugehen. Hätte er gewußt, daß der Kaiser wenige Monate vor dem Abschluß des Wusterhausener Vertrages, in welchem er Preußen die Erbschaft des Herzogtums Berg in Aussicht stellte, bereits dem Pfalzgrafen von Pfalz-Sulzbach die ganze Jülich-Bergische Erbschaft garantiert hatte, so würde er wahrscheinlich politisch überhaupt ganz anders gehandelt haben. Jedenfalls aber war er durchaus geneigt, sich die englische Tür noch offen zu halten, zumal sein Bündnis mit dem Kaiser durchaus keine Spitze gegen England hatte. Er gestattete demgemäß im Herbst 1728, eben als die Verhandlungen über einen neuen Vertrag mit dem Kaiser schwebten, seiner Gemahlin auf deren Drängen, an die Königin von England eine vertrauliche Anfrage zu richten und um ein endgültiges Ja oder Nein zu bitten. Als aber die englische Antwort, von der nach des Königs Ausspruch alles abhängen sollte, nichts als „allerlei windige Reden, die den Umständen sehr wenig angemessen waren“, enthielt, sah der König darin einen förmlichen Abbruch der Verhandlungen über das ganze Projekt. Am 23. Dezember 1728 unterzeichnete er den Allianzvertrag mit dem Kaiser.

Erinnern wir uns, daß eben in diese Zeit des Spiels

und Gegenspiels der Parteien am Hofe jene Szene bei dem Trinkgelage in Wusterhausen fiel, so wird es verständlich, daß die dort erfolgte Ausöhnung doch nur rein äußerlich und nicht von Dauer war. In der That hatte die kaiserliche Partei das dringende Interesse, es nicht zu einer solchen kommen zu lassen, da dadurch der König geneigter hätte werden können, auf eine englische Heirat auch seines Sohnes einzugehen, welche zu hintertreiben einer der Hauptzwecke Sedendorffs und seiner größtentheils bestochenen Freunde am Hofe war. Schon hatte das Intrigenspiel, an welchem der Kronprinz nur zu lebhaften Anteil nahm, wieder begonnen und die Entfremdung zwischen Vater und Sohn aufs neue gesteigert. Gewann es doch die Königin über sich, ihren Sohn zu verleiten, nach London zu schreiben und sich zu verpflichten, keine andere Prinzessin als eine englische zu heiraten.

Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn wurde bald wieder ebenso gespannt als zuvor. Es kam zu neuen Mißhandlungen, so daß selbst die Erzieher des Kronprinzen das Unhaltbare der Lage empfanden und, da sie zugleich die wohl zutreffende Empfindung hatten, daß der König zum großen Teil ihnen die ihm unerwünschte Entwicklung seines Sohnes schuld gab, ihre Entlassung erbat und erhielten. Nicht mehr als eigentliche Gouverneure — denn der Prinz war in sein achtzehntes Lebensjahr eingetreten —, sondern mehr als seine Gesellschafter traten im März 1729 an ihre Stelle der Oberstleutnant v. Rochow und der Leutnant v. Keyserlingk, letzterer, an den sich der Prinz bald sehr innig angeschlossen, als Stallmeister. Friedrich war inzwischen, seit dem August 1726 zum Major, bald nach der Dresdener Reise im März 1728 bis zum Oberstleutnant in der militärischen Laufbahn emporgestiegen. Mehr noch als bisher lag dem Könige daran, daß dem

Prinzen die soldatischen Eigenschaften, die er für unerläßlich hielt und noch immer schmerzlich an ihm vermißte, beigebracht würden. In der Instruktion für Rochow (vom 17. März 1729) betont der König schmerzlich, der Prinz habe keine Neigung zu soliden Dingen, er denke nur an faule Beschäftigungen, habe Hoffart im Kopfe, hinter der nichts sei. Rochow solle einen „braven Kerl und honnetten Offizier“ aus ihm machen. Aber nach wie vor hatte der Prinz wenig Sinn und Neigung für den mechanischen Gamaschendienst, der ihm als lästiger Zwang erschien, den er nach Möglichkeit abschüttelte. Sobald der Dienst beendet war, warf er die Uniform und den Zopf ab, schlüpfte in seinen weichen brokatenen Schlafrock und widmete sich der Lektüre und seiner geliebten Musik. Schon war seine Bibliothek, die in einer sehr verständigen Auswahl die hervorragendsten Werke aus allen Zweigen der wissenschaftlichen und schönen Literatur enthielt, auf über 3000 Bände angewachsen. Dafür hatte er freilich auch bei den Kaufleuten Splittgerber und Daun, den strengen Verbotten des Vaters zuwider, 7000 Taler Schulden gemacht. Nach wie vor hoffte der König, durch Anwendung äußerster Strenge ihn zur Umkehr zu bringen. Allein gerade dieser Weg verfehlte bei der empfindlichen Seele des Sohnes völlig den Zweck. Die über die Härte des Vaters empörten Geschwister, Wilhelmine und der Kronprinz, rächten sich, nicht ohne Vorwissen der Mutter, durch boshafte Satiren, die sie im Anschluß an einen komischen Roman von Scarron niederschrieben und in denen sie nicht allein die Personen aus der Umgebung des Königs, sondern auch diesen selbst karikierten.

Wäre es nur bei diesen verhältnismäßig harmlosen Ausbrüchen kindlichen Rachegefühls geblieben! Aber nach wie vor beteiligten sich die Kinder auch an den politischen

Intrigen der Mutter, die unausgesetzt mit England in Verbindung stand. Bei dem Könige aber tritt jetzt, unter dem Eindruck des ihm höchst unerwünschten Verhaltens seines Sohnes, immer mehr die klare An- und Absicht zutage, den Kronprinzen unter keinen Umständen schon jetzt zu vermählen, am wenigsten mit einer englischen Prinzessin, die dann ihre englischen Neigungen, die verschwenderische und luxuriöse Lebensweise des englischen Hofes und seine Intrigen, an den preußischen Hof verpflanzen werde. Zu der Heirat seiner Tochter mit dem Prinzen von Wales wäre er an sich immer noch geneigt gewesen. Allein darüber war eine bestimmte Versicherung aus dem einfachen Grunde nicht zu erzielen, weil der englische Hof seinerseits aus politischen Gründen gerade umgekehrt wohl auf die Verheiratung der englischen Prinzessin mit dem preußischen Kronprinzen, nicht aber auf die des Prinzen von Wales mit der Prinzessin Wilhelmine Wert legte und daher die eine unter keinen Umständen ohne die andere bewilligen wollte. Die Vermählung seiner älteren Tochter aber von der Bedingung der gleichzeitigen Vermählung seines drei Jahre jüngeren Sohnes, den er noch gar nicht reif für eine Vermählung hielt, abhängig zu machen, das wäre dem Könige gegen seine Ehre gegangen, auch wenn er nicht an sich schon gegen eine englische Heirat des Sohnes gewesen wäre. Und zwar jetzt mehr als zuvor. Denn eben im Jahre 1729 war es zu sehr ärgerlichen Grenzstreitigkeiten und anderen Irrungen mit den hannoverschen Landen seines englischen Schwagers gekommen, die so scharf wurden, daß eine Zeitlang der Ausbruch eines Krieges in drohende Nähe rückte und nur durch die Vermittelung befreundeter Fürsten verhindert wurde. Schon hatten die preußischen Truppen in mobiler Bereitschaft gestanden, der Kronprinz war an der Spitze des Potsdamer Re-

giments ausgerückt: da war es noch einmal zu einer Verständigung gekommen. Fast gleichzeitig aber hatte des Königs englischer Schwager am 20. November 1729 mit Spanien und Holland ein enges Bündnis geschlossen, dessen Spitze offensichtlich gegen den Kaiser gefehrt war, mit dem der König seinerseits verbündet war. Eine Vermählung seines Thronfolgers mit einer englischen Prinzessin hätte unter diesen Umständen zu den bedenklichsten politischen Folgen führen können.

So zog sich der König dem beständigen lästigen Drängen seiner Gemahlin gegenüber auf den ohne Frage von preußischen Gesichtspunkten einzig korrekten Standpunkt zurück, daß er nach wie vor geneigt sei, die Heirat seiner Tochter mit dem Prinzen von Wales zu gestatten, aber nur unter der Bedingung, daß man sich auf diese einfache Heirat beschränke und sie nicht von der gleichzeitigen Vermählung seines Sohnes mit einer englischen Prinzessin abhängig mache. In diesem Sinne ermächtigte er seine Gemahlin, an ihre englische Schwägerin zu schreiben, ließ aber nicht den leisesten Zweifel daran, daß er, wenn die Antwort wieder ungenügend ausfalle, den englischen Heiratsplan endgültig fallen lassen und seine Tochter mit einem deutschen Prinzen vermählen werde. Diesen Weisungen entsprechend richtete Königin Sophie Dorothea am 17. Dezember 1729 an ihre Schwägerin, die Königin von England, einen sehr dringenden Brief, in welchem sie ihr geradezu einen bestimmten Endtermin (den 1. Februar 1730) stellte, bis zu welchem in der Frage der Vermählung des Prinzen von Wales mit der Prinzessin Wilhelmine eine endgültige Entscheidung erfolgen müsse, die an keine weitere Bedingung geknüpft sei, d. h. die diese Vermählung nicht von der zweiten des preußischen Kronprinzen mit der englischen Prinzessin Amalie abhängig

mache. Die Königin machte kein Hehl daraus, daß, wenn die englische Entscheidung nicht bis zu dem angegebenen Termine erfolge, ihr Gemahl wahrscheinlich eine andere Entscheidung treffen, d. h. seine Tochter anderweitig vermählen werde. Ebenso klar wie diese Anfrage war die Antwort, welche die englische Königin erteilte. Sie fiel im Sinne des Königs verneinend aus, indem sie wieder die eine Heirat in bestimmtester Form von der anderen abhängig machte, das will sagen, offen aussprach, daß die Vermählung, auf die es, offenbar aus politischen Gründen, England allein ankomme, nicht die von Preußen gewünschte Vermählung des Prinzen von Wales mit Wilhelmine, sondern die des preußischen Kronprinzen mit der englischen Prinzessin Amalie sei. Daß Königin Sophie Dorothea diese Antwort in der That als eine Ablehnung der Anfrage im Sinne des Königs ansah, ergibt sich völlig deutlich aus der Tatsache, daß sie es über sich gewann, ihrem Gemahl das Eintreffen dieser Antwort zu verschweigen. Der König mußte also annehmen, daß von England nach wie vor eine wirkliche Entscheidung nicht getroffen sei. Mit Recht betrachtete er also, als der in der Anfrage der Königin genannte Termin (1. Februar) verstrichen war, die Verhandlungen als abgebrochen. In dieser Zeit ist es gewesen, daß er von seiner Gemahlin durch eine förmliche Sendung Findensteins, Bordes und Grumbkows eine sofortige Einwilligung zu einer anderweitigen Verheiratung seiner Tochter mit aller Entschiedenheit verlangte, und zwar stellte er die Wahl zwischen dem Markgrafen von Schwedt und dem Herzoge von Weisensfels. Die Markgräfin Wilhelmine hat in ihren Memoiren die haarsträubendsten Schilderungen von der Wirkung dieser Botschaft, von dem furchtbaren Hasse der Königin gegen Grumbkow, der dabei emporgelodert sei, entworfen.

Fest steht auch nach den Berichten des englischen Gesandten Dubourgan, daß die Königin sich entschieden weigerte, die von ihrem Gemahl geforderte Entscheidung zu treffen, und daß sie, um ihr zu entgehen, abermals einen sehr bedenklichen Weg wählte. Sie beauftragte einen englischen Geistlichen, Dr. Villa, der in den letzten acht Jahren der Prinzessin Wilhelmine englischen Unterricht erteilt hatte, unter dem Vorwande, daß er entlassen sei, nach England zu gehen und dort ihre mündlichen Aufträge an ihren Bruder und ihre Schwägerin auszurichten, die kaum etwas anderes bezweckt haben können, als noch einen Versuch zu machen, die einfache Heirat durchzusetzen. Die Königin glaubte noch immer, einen günstigen Ausgang hoffen zu dürfen, da ja der Kronprinz sich schriftlich verpflichtet hatte, keine andere als eine englische Prinzessin zu heiraten.

Inzwischen hatte der König, der um die durch diese beständigen Aufregungen erschütterte Gesundheit seiner damals schwangeren Gemahlin ernstlich besorgt war, ihr eröffnen lassen, daß er nicht unbedingt auf einem der beiden von ihm genannten Heiratskandidaten bestehen wolle, sondern ihr anheimstelle, selbst einen dritten, natürlich aber nicht den englischen, in Vorschlag zu bringen. Am 8. Februar kam der König selbst zu seiner Gemahlin, um sie zu beruhigen, indem er ihr versicherte, er werde keine Entscheidung treffen, bevor ihre Gesundheit wiederhergestellt sei.

So war die Lage der Dinge, als, offenbar in Folge der Wirksamkeit Dr. Villas am englischen Hofe, von diesem die Nachricht nach Berlin gelangte, daß demnächst ein besonderer englischer Bevollmächtigter, der aus sehr angesehenener Familie stammende Whigistische Oberst Sir Charles Gatham, nach Berlin kommen werde, um über den Brief der Königin vom 17. Dezember 1729 mit dem Kö-

nige zu verhandeln. Der König mußte, da er die Antwort der englischen Königin auf jenen Brief und die Zwischenverhandlungen Villas nicht kannte, annehmen, daß der englische Hof jetzt geneigt sei, auf die auch von ihm gewünschte einfache Heirat seiner Tochter mit dem Prinzen von Wales einzugehen. Er freute sich aufrichtig über diese Nachricht; von den anderen Heiratsprojekten war zunächst nicht weiter die Rede; er hoffte, den Herzenswunsch seiner Gemahlin und, wie er annahm, auch seiner Tochter nun doch noch erfüllt zu sehen.

Sehr wesentlich anders aber lauteten die erst in jüngster Zeit in vollem Wortlaute bekannt gewordenen Weisungen, welche Sir Gotham bei seiner Reise vom englischen Hofe erhalten hatte. Hier war von einem Eingehen auf die einfache Heirat mit keinem Worte die Rede, vielmehr ersieht man aus dieser Instruktion mit voller Deutlichkeit, daß der englische Hof die ganze Verhandlung über die Heiraten ausschließlich als Mittel zu dem politischen Zwecke, den König vom Kaiser loszureißen und zum Beitritt zu dem Bündnis von Sevilla zu veranlassen, betrachtete und aus diesem Grunde vor allem auf die Vermählung des preußischen Kronprinzen mit der englischen Prinzessin, d. h. nach wie vor auf der Doppelheirat bestand, daneben aber noch auf andere Mittel bedacht war, den König zu einer Änderung seiner Politik zu veranlassen. Als solches Mittel erschien vor allem der Sturz des Hauptvertreters der kaiserlichen Politik am preußischen Hofe, Grumbkows, und die Abberufung des preußischen Gesandten in England, Reichenbachs. Diese hoffte man dadurch erreichen zu können, daß man den König durch aufgefangene, d. h. heimlich erbrochene Korrespondenzen beider über deren Intrigen im Interesse der kaiserlichen Politik aufzuklären suchte. Kein Wunder, daß bei dieser doppelten, heiklen Mission

dem Abgesandten äußerste Vorsicht auch in der Heiratsverhandlung anempfohlen wurde: er sollte sich darauf beschränken, zu fragen, welches die Absichten des Königs mit Bezug auf den Brief seiner Gemahlin vom 17. Dezember seien.

Diese ganze Lage der Dinge, vor allem die Unkenntnis des Königs über die englische Antwort auf den Brief seiner Gemahlin, muß man sich vergegenwärtigen, um den Verlauf der Verhandlung, den Erfolg bezw. Mißerfolg der Hothamschen Sendung zu begreifen. Der König mißverstand die ganze Sendung Hothams und mußte sie mißverstehen, weil er eben die ganze Lage der Dinge nicht übersehen konnte. Als Hotham in seiner ersten Audienz, die am 4. April 1730 stattfand, neben einer Anzahl rein politischer Angelegenheiten auf jenen Brief der Königin Sophie Dorothea vom 17. Dezember 1729 zu sprechen kam, in welchem der König die einfache Heirat ohne jede Bedingung hatte in Anregung bringen lassen, da nahm der König an und mußte annehmen, daß man auf diese einfache Heirat eingehen wolle. Die Beschwerden über Reichenbach betrachtete er zunächst als so nebensächlich, daß er sich sofort bereit erklärte, diesen durch den Grafen Degenfeld zu ersetzen. Die Heiratsangelegenheit aber sah er als so zur Zufriedenheit erledigt an, daß er in seiner Freude und in seiner impulsiven Art bei dem auf die Audienz folgenden Mahle, bei dem dem Weine sehr reichlich zugesprochen wurde, zum Entsetzen der kaiserlich gesinnten Partei, namentlich Sedendorffs und Grumbkows, und zum nicht geringeren Erstaunen Hothams selber ein Hoch auf den Prinzen von Wales und die Prinzessin Wilhelmine ausbrachte und so deren Verlobung gleichsam offiziös publizierte. Hotham geriet in die größte Verlegenheit und bat den König, nicht

weiter über die Sache zu sprechen, da er noch weitere Aufträge von seinem Könige habe. Der König sah auch, als die Weinstimmung verflogen war, sehr wohl ein, daß er zu weit gegangen sei, und ließ dann am folgenden Tage (5. April) in einer Konferenz Hothams mit seinen Ministern durch diese erklären, mit der Heirat seiner Tochter mit dem Prinzen von Wales sei er einverstanden und habe den Auftrag gegeben, den Heiratsvertrag zu verabreden. Der Königin und der Prinzessin, welche von dem übereilten Hoch des Königs gehört und sogar schon Glückwünsche zu der Verlobung erhalten hatten, sagte er nichts von dem ganzen Vorgange und erwiderte, als sie ihn fragten, mißgestimmt, er habe an Anderes und Wichtigeres zu denken als an die Heirat seiner Tochter.

So wie die Dinge lagen, war an einen wirklichen Erfolg der Sendung Hothams schwerlich zu denken. Seine Bestrebungen und Aufträge gingen an den Wünschen des Königs gleichsam vorbei. Der König wünschte nur die einfache Heirat seiner Tochter, die zurzeit allein ernstlich in Frage kam, wollte sich für die seines Sohnes, die naturgemäß von größerer politischer Bedeutung war, noch nicht binden und wollte sie keinesfalls bewilligen, ohne sich Garantien verschafft zu haben, daß er dadurch nicht in eine irgendwie geartete Abhängigkeit von England und seinen Sevillaer Verbündeten gerate. Den Engländern aber kam es gerade darauf an, diese politische Abhängigkeit des preußischen Hofes zu erreichen, den König vom Kaiser loszureißen und zu sich herüberzuziehen, und gerade hierfür erschien ihnen die Verheiratung des preußischen Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin als das geeignetste Mittel. Auf diese Heirat und daneben auf den Sturz des kaiserlich gesinnten Günstlings Grumbkow kam es ihnen allein an, an der Heirat des Prinzen von Wales

mit der Prinzessin Wilhelmine lag ihnen nichts, sie betrachteten sie vielmehr gleichsam als eine von ihnen zu gewährende Gunst für die andere Heirat: also Doppelheirat oder keine; das war die bestimmteste Weisung, die Hotham mitgebracht hatte und nach Berlin aufs neue in den bestimmtesten Worten nachgesandt erhielt.

Der König, an sich für das höfische Intrigenspiel, welches an seinem eigenen Hofe nach wie vor nur zu sehr vorherrschte, wenig geeignet, durchschaute jetzt doch sehr wohl die eigentliche Absicht der Engländer. Um so fester aber blieb er bei seiner Meinung und wurde darin von seinem Minister Borde unterstützt, der die ganze Sendung Hothams geradezu für eine Betrügerei erklärte. Der König war in hohem Grade verstimmt über die Täuschung, in die man ihn zu wiegen versucht hatte, und ließ diese Mißstimmung seine Gemahlin und die beiden ältesten Kinder nur zu deutlich empfinden.

Gleichwohl gab die Königin und ihre Umgebung die Hoffnung auf ein Zustandekommen beider Heiraten, das sie gleich den Engländern wünschte, noch keineswegs auf. Während die Minister des Königs in jener Verhandlung vom 5. April im Auftrage ihres Herrn nur von der einfachen Heirat und dem darüber aufzusehenden Ehevertrage gesprochen hatten, verhandelte die Partei der Königin nach wie vor mit Hotham über die doppelte. Aus ihren Kreisen ist offenbar der auf die geizigen Neigungen des Königs berechnete Gedanke hervorgegangen, den Annyphausen Hotham eingegeben hat: er möge, um den König auch für die Heirat seines Sohnes mit der englischen Prinzessin zu gewinnen, dem Londoner Hofe empfehlen, entweder dem Kronprinzen oder seiner Gemahlin für den Fall des Zustandekommens der Heirat die Statthalterschaft in Hannover zu übertragen und die

Kosten der dortigen Hofhaltung zu übernehmen. Gotham, der durch den bisherigen Verlauf der Verhandlung in große Verlegenheit geraten war und seinen Hof dringend um klare Befehle gebeten hatte, da „der König jetzt selbst durchschaue, daß die einfache Heirat nicht sein (Gothams) einziger Auftrag sei“, ging auf den Gedanken Knyphausens mit größtem Eifer ein. Er hatte seine Kundschafter in der unmittelbaren Umgebung des Königs, von denen er dessen An- und Absichten erfuhr, und er glaubte, wie sich später zeigte mit Unrecht, daß der Gedanke der hannoverschen Statthalterschaft im letzten Grunde vom Könige selbst ausgegangen sei. Daß man aber, wenn man zum Ziele gelangen wolle, dem Könige große Zugeständnisse machen müsse, darüber war er aus den Mitteilungen eines mit Knyphausen und der englischen Partei am Hofe einverstandenen Geheimschreibers genügend unterrichtet. Er machte daher Knyphausens Vorschlag seinem Hofe gegenüber zu dem seinigen und fügte bezeichnenderweise hinzu, der Kronprinz würde für einen etwaigen Überschuß an Ausgaben bereitwilligst jede Verpflichtung zur Rückzahlung eingehen; ein deutlicher Beweis, daß er auch mit dem Kronprinzen insgeheim über die Sache verhandelte. Er dringt auf möglichst baldige Entscheidung, da die Lage für die englische Sache am Hofe so schlecht wie möglich stehe. „Die wenigen Freunde, die wir haben,“ so fügt er hinzu, „sind ängstlich und tatlos, während unsere Feinde unternehmend und tätig sind.“

Aber in der Annahme, daß der König die Doppelheirat bewilligen werde, wenn man dem Kronprinzen oder seiner Gemahlin die Statthalterschaft in Hannover übertrage, sah sich Gotham bald gründlich enttäuscht. Als er in einer zweiten Audienz (5. Mai) mit dem in der Tat vom englischen Hofe genehmigten Vorschlage hervortrat,

die zu erwählende englische Gemahlin des Kronprinzen zur Statthalterin von Hannover zu ernennen, nahm der König diesen Antrag zwar ruhig entgegen, erklärte aber, erst mit seinen Ministern darüber beraten zu müssen. Sedendorff gegenüber ging er einige Tage nach der Audienz mit voller Offenheit mit der Sprache heraus: er habe Mühe gehabt, das Ende von Hothams Rede anzuhören und habe ihm dann nur im allgemeinen gesagt, er wolle den Kronprinzen bei so jungen Jahren nicht verheiraten, er selbst sei noch von Alter und Kräften, daß er nach Gottes Willen noch lange regieren könnte, habe auch, gottlob, mehrere Erben, folglich sei keine Übereilung nötig. Zu Sedendorff selbst fügte er dann hinzu, diese Sache sei ihm so zu Herzen gegangen, daß er fast nicht wußte, was er für eine Entschließung nehmen sollte; der Antrag wegen der Statthalterschaft sei so impertinent, daß er nicht begreife, wer diesen Vorschlag in England gemacht habe. Man wolle ihn offenbar als einen argen Filz ausschreien, der seine Kinder nicht unterhalten könne. Noch aufgebracht war der König darüber, daß Hotham abermals auf Grund erbrochener Briefe ihn gegen Reichenbach und Grumbkow aufzuheben versucht hatte. Eben aus diesem mit den bedenklichsten Mitteln unternommenen Vorstoß schloß er mit Recht, daß es den Engländern vor allem darauf ankomme, ihn politisch, selbst in der Wahl seiner Minister, zu beeinflussen.

Auch der zweite Versuch Hothams, den König in englischem Sinne umzustimmen, konnte damit als im wesentlichen gescheitert betrachtet werden. Der König blieb ganz folgerichtig auf seinem früheren Standpunkte stehen. Die Allianz mit England schien ihm damals wie jetzt kein Ersatz für die durch die Doppelheirat beabsichtigte Abhängigkeit; die Verwandtschaft mache Privatleute zu be-

seren Freunden, „aber große Herren gehen nach dem Interesse“. Alle diese Gründe trafen noch mehr gegenüber dem Vorschlage der hannöverschen Statthalterschaft zu. Dazu aber kam, daß der König ahnte und in gewissen Grenzen sogar durch Grumbtow und Sedendorff, die es aus London in Erfahrung gebracht hatten, sicher wußte, daß der Kronprinz selbst hinter seinem Rücken mit England verhandelte. Er hatte die Empfindung, daß sein Sohn sich auf diese Weise seiner ihm lästigen väterlichen Autorität entziehen wolle. Schon vor Monaten hatte er ihm gesagt: „Ich weiß, mein kleiner Schelm, alles, was du tust, um dich meiner Fuchtel zu entziehen, aber du glaubst vergeblich darin Erfolg zu haben. Ich will dich noch einige Zeit im Zaum halten und mürbe machen.“ In der That stand der Kronprinz eben jetzt wieder in Verhandlungen mit England, die ihn ähnlich wie die früheren auch für die Zukunft den Engländern gegenüber verbindlich machen sollten. Der König war durchaus im Rechte, wenn er allen diesen Machenschaften der Engländer gegenüber fest auf seiner Meinung beharrte. Nur die Art, wie er sie dem Sohne gegenüber gerade jetzt wieder durch tief demütigende Mißhandlungen zur Geltung brachte, war eher geeignet, das Übel zu verschlimmern, als es zu heilen.

Der englische Gesandte bemerkte sehr wohl die Niedergeschlagenheit und Traurigkeit, welche der Kronprinz selbst bei festlicher Tafel in größerem Kreise nicht verbergen konnte. Der sonst so starre und nur auf den Vorteil seines Staates bedachte Diplomat wird förmlich weich und gerührt, wenn er auf die Lage des Kronprinzen zu sprechen kommt. „Je mehr ich vom Kronprinzen sehe,“ so schreibt er nach London, „um so mehr Erfolg wünsche ich allem, was den Abschluß dieser Sache erleichtern kann. Denn ich glaube nicht zu irren in der Annahme, daß dieser

junge Prinz eines Tages eine sehr bedeutende Rolle spielen wird.“

Allein die Aussicht, diesen hoffnungsvollen Prinzen durch eine Heirat an das englische Interesse zu fesseln, war nach dem Verlaufe der Audienz vom 5. Mai sehr gering. Schon in seinem Berichte über jene Audienz sagt Hotham resigniert, seine Hoffnung auf Gelingen sei gänzlich geschwunden.

In der That führte die vom Könige am 9. Mai mit seinen Ministern gehaltene Beratung zu einer in höflichen Formen gehaltenen, aber bestimmten Ablehnung des Vorschlags der hannöverschen Statthalterschaft. Die dort vereinbarte offizielle Antwort betont aufs neue, daß der König der Vermählung seiner Tochter mit dem Prinzen von Wales mit Vergnügen zustimme und daß er auch die zweite Heirat an sich für ein Glück und eine Annehmlichkeit für beide Häuser betrachte, sie aber nicht eher zugeben könne, als bis die Zerwürfnisse zwischen dem Kaiser und den Verbündeten von Sevilla gänzlich beigelegt seien. Dann erst könne eventuell eine Vereinbarung über den Zeitpunkt und die etwaigen Bedingungen der zweiten Heirat getroffen werden. Als eine solche politische Bedingung neben jener ersten der Beilegung des Zerwürfnisses mit dem Kaiser wird eine förmliche Garantie der Jülich-Bergischen Erbschaft verlangt.

Hotham betrachtete diese Antwort mit Recht als eine völlige Ablehnung seiner Anträge und bat um seine Abberufung, da er am preussischen Hof doch nichts zu erreichen vermöge, zumal Grumbkow trotz aller Aufklärungen, die er dem Könige über dessen Intrigen mit Reichenbach gegeben habe, fester als je in dessen Gunst stehe. In der That war auch der Ansturm gegen Grumbkow und seinen kaiserlichen Freund Sedendorff völlig gescheitert.

In diesem für die englische Sache fast völlig ausichtslosen Augenblicke hat sich der Kronprinz, dem mit der hannöverschen Statthalterschaft die größere Freiheit von der schroffen väterlichen Gewalt winkte, noch einmal zu dem bedenklichen Schritte entschlossen, seinerseits auf die Verhandlungen einzuwirken, indem er Hotham durch einen Vertrauten ersuchte, dem Könige und der Königin von England seinen innigsten und wärmsten Dank für alles, was sie für ihn täten, auszusprechen, ihn zugleich aber „um Gottes willen“ bat, der König möge die Vorschläge seines Vaters, so unverständig sie auch wären, nicht ohne weiteres zurückweisen. In dem Augenblick, in welchem der Vater die Heirat des Prinzen ablehnt oder doch nur unter ganz bestimmten Garantien bewilligen will, erklärt der Sohn nochmals feierlich, keine andere als die englische Prinzessin zu heiraten. Inwiefern diese vertrauliche Mitteilung darauf eingewirkt hat, daß die Verhandlungen von englischer Seite in der That weitergeführt wurden, ist nicht zu erkennen.

In diesem Stadium der leidigen Heiratsangelegenheit war es, daß an den König vom sächsischen Hofe eine Einladung zu einem bei Mühlberg und Radewitz zu veranstaltenden militärischen Lustlager gelangte und angenommen wurde. Die Frage war, ob der Kronprinz den Vater begleiten werde. Nach der verhängnisvollen Art, wie sich das Verhältnis zwischen Vater und Sohn in der letzten Zeit gestaltet hatte, mußte es mehr als zweifelhaft erscheinen. Zu den sachlichen Differenzen in der Heiratsangelegenheit waren neue persönliche gekommen. Der König hatte erfahren, daß sein Sohn wiederum nicht unerhebliche Schulden gemacht hatte. Wider Erwarten hatte der König die Summe bezahlt, aber unmittelbar darauf ein scharfes Edikt erlassen, welches auf das strengste

jedes Borgen an Minorene untersagte und dabei ausdrücklich betonte, daß auch dem Kronprinzen und anderen königlichen Prinzen nichts geliehen werden dürfe. Daß daneben die Verstimmung des Königs über den Verlauf der Gothamschen Sendung dazu beitrug, ihn gegen den Prinzen aufzubringen, erwähnten wir schon. Es kam zu den schrecklichsten Szenen, über deren Härte sich der König vor sich selbst zu rechtfertigen suchte, indem er äußerte: „Ich habe vor Gott und der Welt ein rein Gewissen; ich habe vermahnt, ich habe gestrafet, mit Güte und Gnade; es hat alles nichts geholfen; ich habe mehr als hundert Zeugen; das ist meine Konsolation.“ Aber ohne allen Zweifel überschritt er in seinen Züchtigungen alles erlaubte Maß. Mag die Schilderung der Schwester des Kronprinzen, die sie aus eigenen Mittheilungen des Bruders zu berichten vorgibt, daß der König eines Tages, von seinem Zorne hingerissen, den Sohn mit einer Portierenschnur zu erdrosseln versucht habe und nur durch das Dazwischentreten eines Kammerdieners veranlaßt worden sei, von ihm abzulassen, übertrieben sein: daß der König den jetzt achtzehnjährigen Sohn in einer Weise mißhandelte, die ein ehrliebender junger Mann nicht ertragen kann, ist unzweifelhaft. Hat er ihn doch eines Tages, weil er nicht „Gute Nacht“ sagen wollte, an den Haaren zu Boden geworfen und durch das Zimmer geschleift. Durch Äußerungen, wie er sie bei solchen Vorgängen gebrauchte: „Ich traktiere Euch wie mein Kind, nicht wie einen Offizier“, wurde die Wirkung solcher Mißhandlungen gewiß nicht abgeschwächt. Der Kronprinz litt unerträglich unter dem Zwange, der auf ihm lastete. Kam es doch so weit, daß der Vater den Sohn nicht mehr um sich haben wollte, daß er in der aufgeregtesten Zeit der englischen Heiratsverhandlungen selbst den Verkehr der Mutter mit dem

Kronprinzen und seiner älteren Schwester zu hemmen suchte, so daß die Königin sich gezwungen sah, die Kinder in Abwesenheit des Vaters heimlich bei sich zu sehen. Wilhelmine hat uns in ihren Memoiren anschaulich und tragikomisch geschildert, wie sie einst mit ihrem Bruder bei der Mutter gewesen sei, wie dann der Vater unerwartet zurückgekehrt sei und wie dann der Kronprinz, um nicht bei der Mutter überrascht zu werden, in eine Nische, in der sich ein Abort befand, flüchtete, während Wilhelmine selbst unter dem Bette der Mutter Zuflucht suchte; der König, der ermüdet gewesen sei, habe dann zwei Stunden in dem Zimmer geschlafen, während deren beide in ihrer unbequemen Lage verharren mußten, bis der Vater sie durch sein Fortgehen befreite.

Ebenso heimlich aber mußte der Kronprinz seine literarischen und musikalischen Studien betreiben. Es war ihm die liebste Erholung, wenn er nach dem ermüdenden Dienste des Exerzierplatzes unter Anleitung seines Lehrers Quanz dem geliebten Flötenspiele obliegen konnte. Aber auch da war er nie vor Entdeckung sicher. Von Quanz selbst stammt die uns überlieferte Erzählung, wie eines Tages, als der Kronprinz eben mit seinem Lehrer eifrig musizierte, sein eingeweihter Freund, Leutnant v. Ratte, eilig ins Zimmer sprang und berichtete, der König komme und sei schon ganz nahe; wie dann Ratte in größter Eile die Kästen mit Flöten und Musikalien ergriffen habe und mit Quanz in ein kleines, zum Einheizen der Öfen bestimmtes Kabinett gesprungen sei, wo sie eine ganze Stunde aushalten mußten, während der Kronprinz schleunigst die Uniform anzog, aber nicht mehr imstande war, den Haarbeutel, den er statt des Zopfes trug, zu beseitigen, und nun in banger Spannung sein Geschick erwartete; wie der König dann die hinter den Tapeten verborgenen

Schränke mit Büchern und Schlafröden entdeckte, die letzteren ins Feuer warf, die Bücher aber dem Buchhändler Haude zum Verkauf übergab, der sie dann aber nicht verkaufte, sondern dem Prinzen einzeln zur Verfügung stellte.

Diese letztere, für den Kronprinzen höchst peinliche Szene fällt gerade in die Zeit, in welcher der König nach Sachsen aufzubrechen im Begriff war. Trotzdem erhielt der Prinz wider Erwarten die Erlaubnis, den Vater zu begleiten. Er nahm in dem großartigen, von den Zeitgenossen wegen seiner Pracht vielbewunderten Lustlager an allen den glänzenden höfischen Festen teil; allein auch hier, wo er wegen seiner hohen Stellung besonders viel den Blicken Neugieriger ausgesetzt war, kam es zu heftigen Szenen mit dem Vater, bei deren einer der König ihm die furchtbaren Worte entgeschleuderte: „Wäre ich von meinem Vater so behandelt worden, so hätte ich mich totgeschossen; aber du achtest nichts und läßt dir alles gefallen.“

Während der Kronprinz durch solche Szenen in immer verzweifeltere Aufregung geriet, traf bei Gotham, der sich ebenfalls nach Radewitz begeben hatte, am 4. Juni die vom 22. Mai datierte Antwort auf den preussischen Bescheid vom 12. Mai ein. Sie lehnte die vom Könige für die zweite Heirat verlangten politischen Garantien in naive-treuherzigem Tone ab, da die Bedenken, die der König gegen die zweite Heirat anführe, ja ebenso schwer gegen die erste, von ihm doch bewilligte ins Gewicht fielen. Der englische König habe in dieser Sache nur das Glück der Kinder und das Wohlergehen der beiden Häuser im Auge und könne daher nie eine Bedingung zulassen, die den Heiraten an sich fremd sei. Da der König von Preußen selbst einräume, daß auch die zweite Heirat ein Glück und eine Annehmlichkeit für beide Häuser sei, so müsse er selbst

einsehen, daß der König von England es sich nie würde verzeihen können, wenn er diese Heirat vertagen ließe. Also der langen Rede kurzer Sinn ist wieder derselbe: beide Heiraten oder keine. Um daran keinen Zweifel zu lassen, wurde Gotham angewiesen, außerdem „in freundlichem Tone“ zu erklären, die preußische Antwort auf die zweite Heirat sei so ausgefallen, daß die darüber im Königreiche entstandene Erbitterung keinem Minister gestatten würde, die erste zustande zu bringen. Ebenso bestimmt aber blieb nun der König von Preußen in seiner offiziellen Antwort auf seinem früheren Standpunkte; er habe die Verhandlungen durch seine Gemahlin nur über die erste Heirat „ohne irgendeine Bedingung“ eröffnen lassen; der Vorschlag einer zweiten Heirat aber sei eine solche neue Bedingung gewesen; der Prinz sei noch zu jung zur Heirat, die der König aufschieben werde, bis er dreißig Jahre alt sei, sich in der Welt hervorgetan und Eigenschaften erworben habe, mit denen man eine Familie gründet. Er könne daher, zumal er mehrere Prinzen habe, nicht mit solcher Hast auf den Vorschlag einer Doppelheirat eingehen. Doch solle das keine Ablehnung der Ehre einer solchen Verbindung sein, die man ja auf eine andere Zeit verschieben könne.

Gotham, der diese Aufschiebung nach seinen Instruktionen für eine Ablehnung ansehen mußte, bat noch an demselben Tage, an dem er die preußische Antwort erhielt, um seine Abberufung. Da erschien der Legationssekretär Guy Dickens in höchster Aufregung bei ihm, um ihm eine Eröffnung über einen Fluchtplan des Kronprinzen zu machen, die nach England im tiefsten Geheimnis weitergegeben werden müsse. Friedrich, der schon im Mai in jenem an Gotham gerichteten Briefe ähnliche Andeutungen gemacht hatte, war jetzt Guy Dickens gegenüber noch

offener mit der Sprache herausgekommen. Er hatte ihm Mitteilungen über seine tieftraurige Lage gemacht: er könne die beleidigende Mißhandlung nicht länger ertragen, die ihm sein Vater jeden Tag widerfahren lasse, und sei deshalb entschlossen, sich zu befreien, sobald er könne; er hoffe, auf einer Reise, die er demnächst mit seinem Vater nach Ansbach machen werde, Gelegenheit zur Flucht zunächst nach Frankreich und dann nach England zu finden; alle Maßregeln seien gut getroffen, es fehle ihm an nichts; der englische Hof möge ihn bei dem französischen Schutze auswirken. Vor allem aber wünsche er die Ansichten des englischen Hofes über den beabsichtigten Schritt zu erfahren.

Gotham glaubte diese wichtige vertrauliche Eröffnung auf dem zugleich sichersten und schnellsten Wege nach London übermitteln zu müssen, indem er Guy Dickens selbst dorthin entsandte, der dann zugleich den Bericht über den Stand der Heiratsangelegenheit überbringen sollte. Die englische Antwort auf diesen Bericht wie auf die vertrauliche Mitteilung über den Kronprinzen traf bei Gotham am 8. Juli ein, nachdem er mit dem preußischen Hofe nach Berlin zurückgekehrt war. Für den Kronprinzen war sie deprimierend genug: unter einer Fülle von Versicherungen der Teilnahme mit seinem Geschick sollte ihm durch Guy Dickens geraten werden, sein „bekanntes Vorhaben“ noch ein wenig zu verschieben, da die Lage der europäischen Angelegenheiten in diesem kritischen Augenblicke nicht dazu angetan sei, die Ausführung eines solchen Unternehmens zu begünstigen. Von einer Aufnahme in England war mit keinem Worte die Rede. Der Kronprinz mußte nach dieser Antwort wissen, daß er bei seinem verwegenen Plane auf irgendwelche Unterstützung Englands nicht zu rechnen habe.

In der Verhandlung mit dem preußischen Hofe selbst über die Heiratsangelegenheit kam es dem englischen Hofe nach den Gotham erteilten Weisungen offenbar vor allem darauf an, die Verhandlungen nicht formell abgebrochen zu sehen; da der König die zweite Heirat nicht verwerfe, sondern bloß Aufschub begehre, so soll Gotham in sehr vorsichtiger Form, die ihm wörtlich zur Vorlesung an den König vorgeschrieben wird, zu erkunden suchen, wie lange der Aufschub etwa dauern solle, und überhaupt nähere Erläuterungen über die Erklärung des Königs erbitten. Der einzige Zweck der Fortsetzung der im Grunde nach dem bisherigen Verlaufe aussichtslosen Verhandlung kann nur der gewesen sein, den König doch noch von der kaiserlichen Partei abzuziehen und dadurch für die zweite Heirat geneigt zu stimmen. Daneben aber war es zu gleichem Zwecke jetzt noch deutlicher als bisher auf einen Sturz des kaiserlich gesinnten Günstlings Grumbkow abgesehen; zu diesem Behufe erhielt Gotham jetzt einen abgefangenen eigenhändigen Brief Grumbkows an Reichenbach zugesandt, während er bisher nur immer Abschriften hatte vorlegen können.

Um diesen Hauptschlag, den Ansturm gegen Grumbkow, um so sicherer zu erreichen, ist Gotham in einer Audienz, welche er am 9. Juli bei König Friedrich Wilhelm hatte und über die er auffallenderweise nach London zu berichten unterlassen hat, nach ganz zuverlässigen anderen Quellen in der Heiratsangelegenheit dem Könige bei weitem mehr entgegengekommen, als es ihm in dem klaren Wortlaut seiner Instruktion vorgeschrieben war. Er hat nach Grumbkows schriftlicher Mitteilung an Reichenbach geradezu erklärt, der König von England wolle der einfachen Heirat zustimmen, falls der König die zweite Heirat für einen näher bestimmten Termin in Aussicht nehmen

wolle. Darauf hat der König in der That zu seiner früheren Erklärung eine Erläuterung dahin gegeben, daß er sein königliches Wort gebe, die Vermählung seines Sohnes mit einer englischen Prinzessin jeder anderen vorzuziehen und die Vermählung spätestens in zehn Jahren eintreten zu lassen. Hotham hat darauf die Hoffnung ausgesprochen, daß er nach einiger Zeit mit solchen Instruktionen zurückkehren werde, kraft deren er zu einem Abschlusse in dieser Angelegenheit schreiten dürfe.

Danach schien die Sache wider Erwarten zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt zu sein; freilich noch nicht endgültig; denn auf das Ersuchen des Königs, seinen Antrag über die einfache Heirat schriftlich zu geben, war Hotham begreiflicherweise nicht eingegangen, da seine Vollmachten ihn dazu keineswegs ermächtigten. Aber immerhin schien die Sache jetzt in günstigem Geleise zu sein. Da trat in einer zweiten Audienz vom 10. Juli, in welcher Hotham Guy Dickens einführte, der sein Beglaubigungsschreiben überreichen sollte, ein völliger Umschwung ein. Der König hielt nach der Überreichung des Beglaubigungsschreibens die Audienz für beendet. Da aber trat Hotham vor und sagte, er habe sich jetzt noch eines vielleicht nicht angenehmen Auftrags zu entledigen: der König von England sehe sich nämlich gezwungen, nochmals bei Seiner Majestät um Genugthuung wegen der impertinenten Schreibart Grumbfows anzuhalten, zu deren Erhärtung er jetzt in der Lage sei, ein eigenhändiges Schreiben von diesem zu überreichen. Da aber brauste der König, der schon über die früheren Versuche, seinen Günstling bei ihm zu diskreditieren, in hohem Grade aufgebracht gewesen war, auf: er habe gehofft, man werde einmal müde werden, seine treuen Diener bei ihm verhaßt zu machen, und die Sache mit den aufgefangenen Briefen werde endlich einmal geendigt

sein, um so mehr, da er, der König, mehr Ursache hätte, Genugtuung zu verlangen, weil man seiner Beamten Briefe in England aufbreche. Mit den Worten: „Herr, ich habe genug von diesen Dingen“ brach der König die Unterredung ab, warf Hotham den Grumbkowschen Brief vor die Füße, wandte ihm den Rücken, ging hinaus und warf die Tür hinter sich zu.

Sachlich war der König gewiß im Rechte, formell aber hatte er sich in seinem Zorn durch dieses Vorgehen gegen einen auswärtigen Gesandten ins Unrecht gesetzt. Hotham, dessen ganzes Benehmen ohne Frage in hohem Grade taktlos gewesen war, kam dadurch in die angenehme Lage, den Beleidigten spielen zu können; er verlangte sofort seine Pässe und Postpferde, da er nach einer solchen Behandlung nicht länger am preußischen Hofe bleiben könne. Der König, der die Sache mit Borde besprach, sah jetzt, da er wieder ruhiger geworden war, ein, daß er sich von seinem Zorne zu weit hatte hinreißen lassen, und war sofort bereit, die Sache wieder gutzumachen und eine Einladung zur Tafel an Hotham gelangen zu lassen. Hotham aber lehnte diese Einladung ab und hatte die Stirn, zu verlangen, der König solle ihn rufen lassen, ihn freundlich anreden und ihm Grumbkows Brief übergeben, damit Hotham ihn zum zweiten Male überreiche; dann sollte der König den Brief in die Tasche stecken und sagen, er werde die Sache prüfen lassen. Mit Recht wies der König dies Ansinnen, das er als eine Abbitte bezeichnete, mit Entrüstung zurück.

Auch in diesem kritischen Augenblick hat es der Kronprinz über sich vermocht, am 11. Juli an den englischen Gesandten einen Brief zu schreiben, in welchem er ihn beschwört, da in der Sache doch die „endlichen Absichten“ des Königs mit den englischen Wünschen übereinstimmen,

nicht durch den Abbruch der Verhandlungen eine Spaltung der beiden Häuser herbeizuführen. Aber auch dieser Schritt blieb ohne Erfolg; Hotham bestand auf seiner Abreise, die bereits am 12. Juli erfolgte, und damit mußte die ganze Heiratsverhandlung, auf die auch Friedrich so große Hoffnungen auf die Begründung eines eigenen Hofhaltes gesetzt hatte, als völlig gescheitert betrachtet werden. In der verzweifeltsten Stimmung aber, in der sich der Kronprinz jetzt befand, gelangte der verhängnisvolle Entschluß, mit dem er sich schon längere Zeit getragen hatte, zur endgültigen Reife: der Prinz beschloß, sich dem tyrannischen Regimente seines Vaters durch Flucht ins Ausland zu entziehen.



Viertes Kapitel

Die Katastrophe. Der Fluchtversuch und seine Folgen

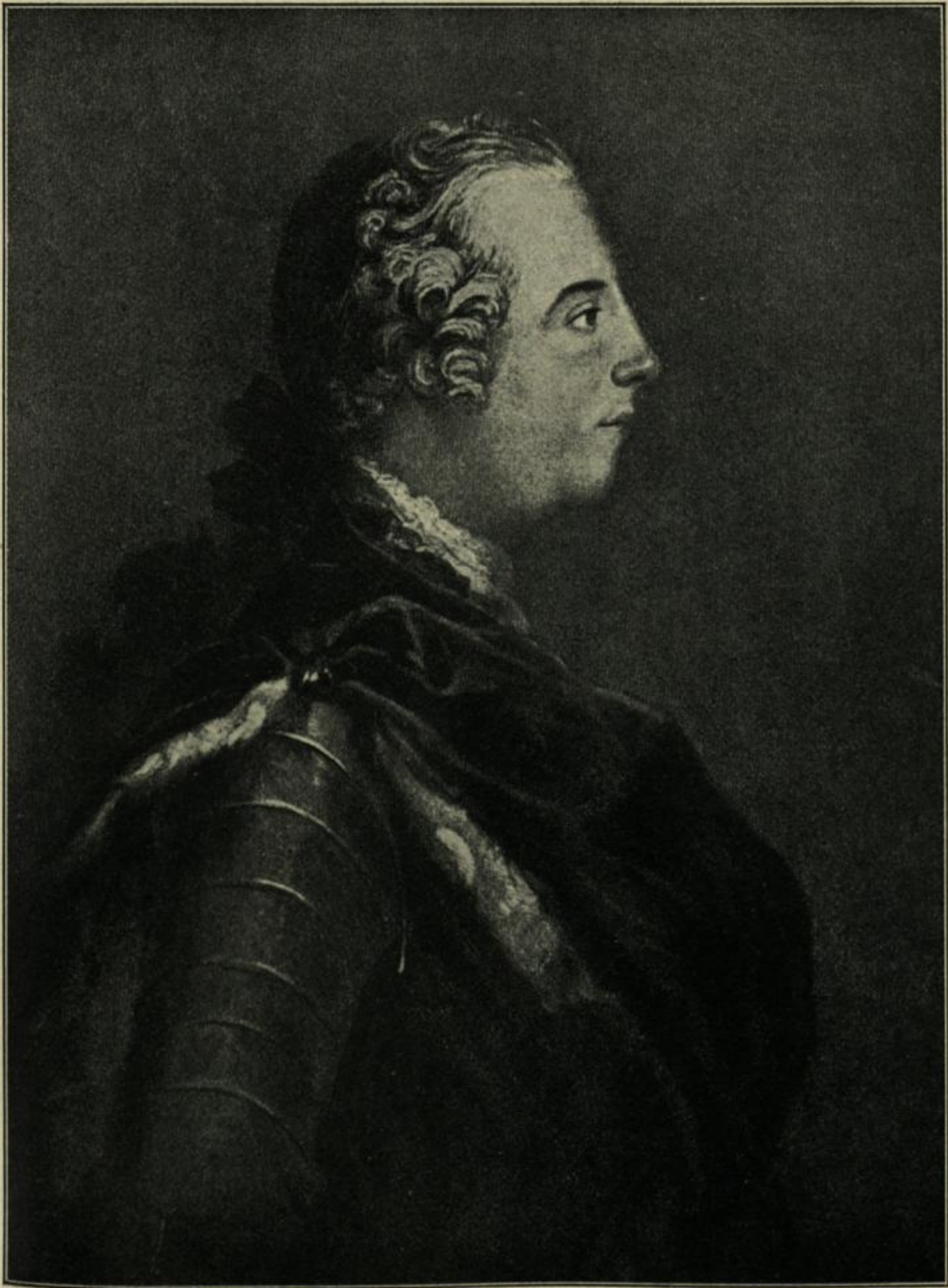
Der Plan zu einer Flucht ins Ausland ist dem Kronprinzen nicht in unvermittelter Plöglichkeit infolge des Scheiterns der englischen Heiratsverhandlungen gekommen: er hat, bevor er ihn durchgeführt hat, während der beiden letzten Jahre wiederholt mit ihm gespielt. Schon im Juli 1728 schrieb der französische Gesandte Graf Rothenburg darüber nach Paris, er habe Ursache anzunehmen, daß der Kronprinz auf Flucht sinne: er sei nur noch ungewiß, ob er sich nach Frankreich oder England begeben solle. Der französische Hof machte schon damals seinem Gesandten kein Hehl daraus, daß eine Ausführung dieses Gedankens Frankreich große Verlegenheit bereiten werde. Aus den chronologisch unheilbar verwirrten Erzählungen in den Memoiren der Schwester Friedrichs ergibt sich doch so viel mit Bestimmtheit, daß der Kronprinz wiederholt ihr von seinem Plane gesprochen und sogar mehrmals, u. a. vor seiner Abreise ins sächsische Lustlager, in feierlicher Weise von ihr Abschied genommen habe: sie schreibt sich das Verdienst zu, ihn mehrmals durch eindringliche Vorstellungen über die Unüberlegtheit des geplanten Unternehmens bewogen zu haben, von der Ausführung Ab-

stand zu nehmen. Sie warnte ihn vor den Unvorsichtigkeiten, die er in dieser Beziehung namentlich mit seinem talentvollen, aber sehr leichtsinnig angelegten Freunde, dem Leutnant bei den Gendarmen, v. Katte, beging und die in der That so groß waren, daß der Plan in der Hofgesellschaft nicht völlig unbekannt blieb. Wie aus jener früheren Äußerung Rothenburgs, so ergibt sich das auch aus einer ähnlichen, um 1½ Jahre späteren des englischen Gesandten Dubourgan, der am 19. Januar 1730 nach London berichtet, der Kronprinz habe infolge einer ihm neuerlich von seinem Vater widerfahrenen Mißhandlung den Entschluß gefaßt, zu fliehen; er würde ihn auch ausgeführt haben, so behauptet Dubourgan, wenn die Sache nicht durch einen angeblich aus Leipzig angekommenen, tatsächlich aber in Berlin geschriebenen Brief entdeckt worden wäre. Danach wäre also auch der König schon damals gewarnt gewesen. Sedendorff erzählt, die Umgebung des Prinzen, namentlich Oberstleutnant v. Roschow, habe schon seit langer Zeit Befehl gehabt, „genaue Obacht auf ihn zu haben, damit derselbe nicht etwa heimlich entfliehen möchte“. Schon im November 1729 hatte ihm sein Vertrauter, Leutnant v. Spaen, in Leipzig einen Reisewagen bestellt. Ernstlich nähergetreten ist Friedrich dem Gedanken dann in jenem sächsischen Lustlager von Mühlberg-Radewitz, in welchem er von neuem unter besonders beschimpfenden Mißhandlungen zu leiden hatte. Er hat den Plan hier eingehend mit seinem Freunde Katte besprochen und in ihn gedrungen, die Flucht zu beschleunigen. In der That ließ sich Katte bewegen, die Vorbereitungen in die Hand zu nehmen: er legte eine Liste der Poststationen zwischen Leipzig und Frankfurt a. M. an und fragte unvorsichtigerweise den sächsischen Minister Hoyer, ob er nicht für ein paar preußische Offi-

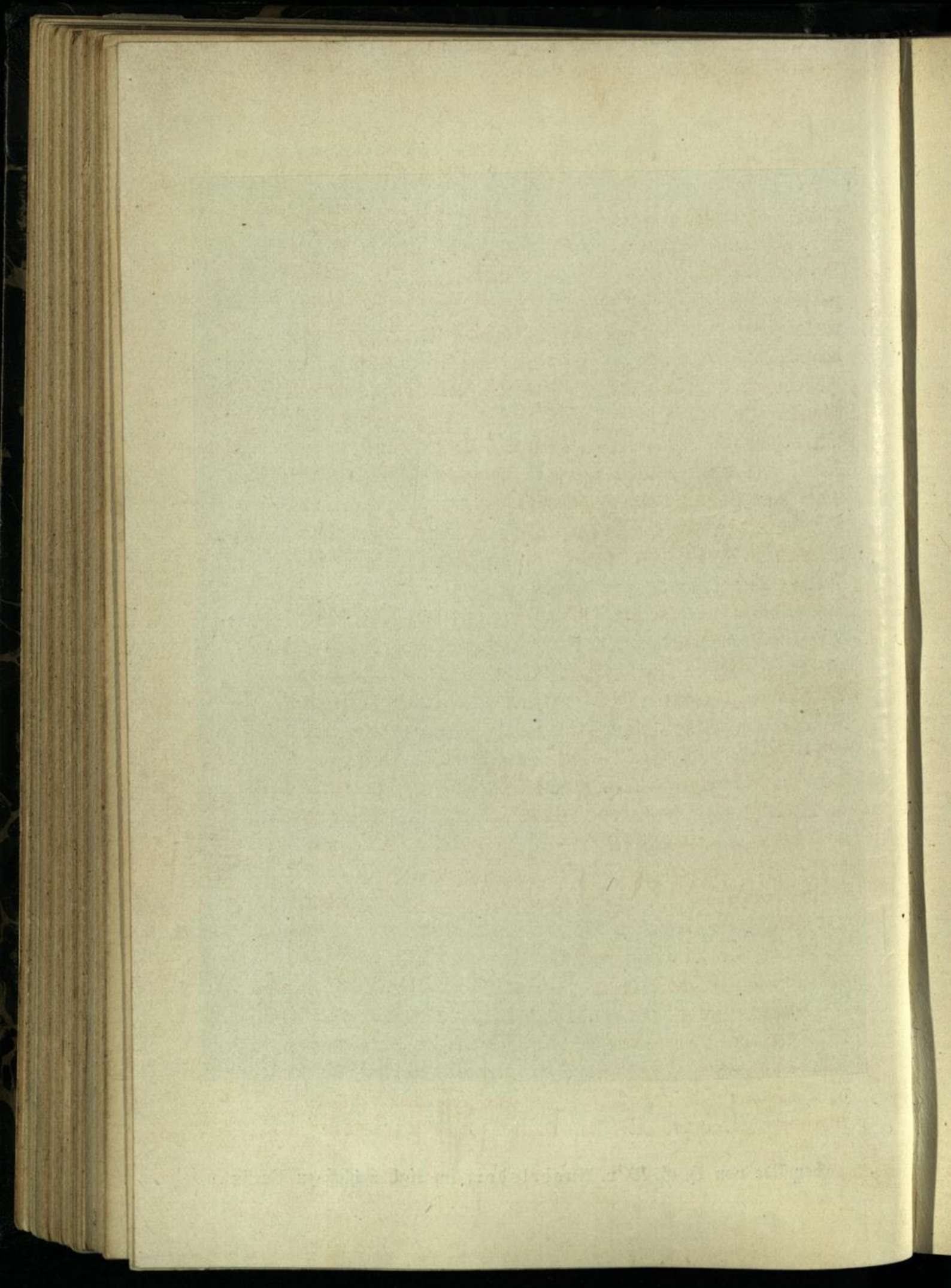
ziere Pferde für einen Ausflug nach Leipzig erhalten könne. Der sächsische Minister, der den Zweck der Anfrage ahnte, wie der dänische Minister Löwenöre warnten Friedrich ernstlich, und auch Kochow schöpfte Verdacht und ließ die Ehrenwache des Prinzen auf dreißig Mann verstärken. Friedrich gab damals zunächst den Plan auf und suchte auf anderem Wege zum Ziele zu gelangen, indem er bei Gelegenheit eines großen Treibjagens in Lichtenberg am 28. Juni 1730 den König von Polen bat, ihm die Erlaubnis zu einer Reise nach Italien auszuwirken, worauf König Friedrich Wilhelm geantwortet haben soll: „Ja, wenn Krieg würde.“

Dann war man nach Berlin zurückgekehrt, und die Heiratsverhandlung hatte in jener verhängnisvollen Audienz vom 10. Juli einen schroffen Abschluß erfahren. Gleichzeitig hatte Guy Dickens in einer abenteuerlichen nächtlichen Zusammenkunft unter dem Portale des Schlosses dem Kronprinzen auf Grund der ihm von London mitgegebenen Weisungen eröffnet, daß er auf Hilfe von englischer Seite nicht zu rechnen habe, und ihm von dem gewagten Unternehmen dringend abgeraten, indem er ihm zugleich, um ihm das Ausharren beim Vater zu erleichtern, Bezahlung seiner Schulden mit englischer Hilfe in Aussicht stellte. Dafür verlangte er aber das ausdrückliche Versprechen, daß Friedrich von der Ausführung seines Fluchtversuches Abstand nehme. Friedrich selbst hat später angegeben, er habe dieses Versprechen nur für den Fall erteilt, daß er auf der beabsichtigten Reise seines Vaters nach Süddeutschland nicht mitgenommen werde.

Diese Voraussetzung schien in der That einzutreffen; am 11. Juli teilte der König dem Prinzen mit, daß er ihn nicht mitzunehmen beabsichtige. In der Nacht vom 12. auf den 13. Juli reisten beide zusammen nach Pots-



Gemälde von H. G. W. v. Knobelsdorf im Kgl. Schloß zu Berlin



dam, und dort ist der König anderen Sinnes geworden und hat dem Sohne eröffnet, daß er ihn begleiten solle. Darauf schickte Friedrich den Leutnant v. Jagersleben zu seinem Freunde Ratte mit dem Befehl, sofort zu ihm zu kommen. Am Abend des 14. Juli haben beide Freunde dann im Garten des Potsdamer Schlosses zwischen den Hecken eine zweistündige Unterredung gehabt, in der alle Einzelheiten der beabsichtigten Flucht besprochen wurden. Man baute den Plan hauptsächlich auf den Umstand, daß Ratte demnächst auf Werbung ausgeschiedt werden sollte: diese Gelegenheit sollte benutzt werden, um sich zu treffen; Ort und Zeit blieb näherer Vereinbarung vorbehalten, die von einem in Franken als Werbeoffizier tätigen Better Rattes vermittelt werden sollte.

Noch vor der Abreise fand Friedrich Gelegenheit, seine Preziosen und seinen Vorrat an barem Gelde an Ratte zu schicken mit der vorläufigen Weisung, sich ihm in Cannstadt anzuschließen. Daß man in der Umgebung des Königs den Fluchtplan des Kronprinzen ahnte, wenn auch nicht kannte, geht daraus hervor, daß außer Kochow auch der Generalmajor v. Buddenbrock und der Oberstleutnant v. Waldow in demselben Wagen mit ihm zu fahren und beständig in seiner Umgebung zu sein angewiesen waren. Auch unter den Gesandten der auswärtigen Höfe war die Sache ruckbar. Der französische Gesandte Sauveterre hatte auf eine an ihn gerichtete Anfrage ohne Autorisation seines Hofes die Erklärung abgegeben, daß der Prinz eventuell auf Gastfreundschaft rechnen könne.

Unter diesen Umständen erfolgte die Abreise am 15. Juli, an dem man bis nach Meuselwitz gelangte, wo man einige Tage auf dem Gute des Grafen Sedendorff zu Gaste war. Dann ging die Fahrt über Bamberg und Nürnberg nach Ansbach zu der an den dortigen Markt-

grafen verheirateten zweiten Tochter des Königs, Friederike. Der Kronprinz, der seine Ungeduld kaum zähmen konnte, beging unterwegs allerlei Unvorsichtigkeiten. In Leipzig kaufte er sich Landkarten von rheinischen Gegenden und erkundigte sich bei dem Generaladjutanten des Königs beständig danach, wie dieser seine Reise einrichten, wo er übernachten wolle. In Ansbach, wo eine volle Woche Aufenthalt genommen wurde, sprach er gar seinen Schwager unter dem Vorwande, einen größeren Spazierritt zu machen, um Pferde an, die ihm natürlich verweigert wurden. Hier überbrachte ihm dann jener in Franken auf Werbung tätige Better seines Freundes Katte einen Brief von diesem, in welchem er ihm mittheilte, daß er den erbetenen Werbeurlaub nicht erhalten habe. Friedrich verbrannte diesen Brief sofort und antwortete, er solle bis auf weitere Nachricht nichts unternehmen. Der Rittmeister aber hatte Verdacht geschöpft und den so wie so schon argwöhnischen Oberstleutnant Kochow gewarnt. Einige Tage später hat Friedrich Katte dann von Triesdorf aus mitgeteilt, sein Entschluß, zu fliehen, stehe fest; Katte solle ihn unter dem Inkognitonamen eines Grafen v. Alleville im Haag finden. Zu gleicher Zeit stand der Kronprinz mit einem zweiten Freunde, v. Keith, in Verbindung, der früher als Page in Berlin in seiner Umgebung gewesen, dann aber nach Wesel in ein Regiment versetzt worden war, weil man seinen Einfluß auf den Kronprinzen für unheilvoll gehalten hatte. Ein Bruder dieses Offiziers befand sich jetzt als Page im Reisegefolge des Königs. Ihn machte Friedrich zu seinem Vertrauten. Er verabredete mit ihm, daß er in Sinzheim Postpferde zum Reiten bestellen solle, um sich über den Rhein nach Speier zu begeben. Inzwischen war man am 31. Juli nach Augsburg und von da nach Ludwigsburg gelangt. Hier ließ sich der Prinz, um auf

der Flucht nicht durch seine preußische Uniform erkannt zu werden, einen roten Keiseroch machen. Dann ging es nach einem kurzen Aufenthalte in Ludwigsburg ins Redartal, das man bei Heilbronn verließ. Der Prinz hatte angenommen, man werde in Sinzheim übernachten, und von da aus fliehen wollen; durch einen Zufall aber wurde das Nachtquartier in Steinfurth, zwei Stunden von Sinzheim, genommen, wo die Reisegesellschaft in Scheunen übernachtete. Bevor man sich zur Ruhe begab, gelang es dem Kronprinzen, durch den Page Keith Pferde für den nächsten Morgen zu bestellen. Die Scheune, in der Friedrich übernachtete, lag der des Königs gegenüber. Beim Grauen des Morgens, um 3 $\frac{1}{2}$ Uhr, erhob sich der Kronprinz, neben dessen Nachtlager sich das seines Kammerdieners Gummersbach befand, legte den roten Keiseroch an, steckte sein Geld zu sich und versuchte unbemerkt ins Freie zu gelangen. Aber der Kammerdiener, der angewiesen war, auf das genaueste auf den Kronprinzen zu achten, erwachte rechtzeitig und schickte eiligst einen Jäger zu Rochow, der sofort herbeikam und eben eintraf, als der Kronprinz aus dem Scheunentor heraustrat. Er zog ihn, als wisse er nicht, was im Werke sei, in ein Gespräch, während dessen Buddenbrock und Waldow, später auch Sedendorff hinzutraten. Inzwischen erschien nun der mit den Postpferden auf 3 Uhr bestellte Page Keith. Als Rochow ihn fragte, was er mit den Pferden wolle, log er, es seien Reitpferde für die Page. So blieb dem Prinzen nichts übrig, als die Ausführung des unbedacht ins Werk gesetzten Planes für jetzt aufzugeben.

Der König erfuhr von dem mißglückten Versuche zunächst nichts. Er hatte, weil der Kronprinz einen schweren Reisewagen hatte als er, angeordnet, daß dieser vorausfahren solle. Als er ihn dann in Heidelberg und

später in Mannheim nicht vorfand, geriet er, argwöhnisch geworden, in Besorgnis, es könne dem Prinzen gelungen sein, zu entfliehen. Infolge seiner Unruhe sandte der Kurfürst von der Pfalz einen Stallmeister dem Kronprinzen nach Heidelberg entgegen, der ihn dann antraf und glücklich nach Mannheim brachte. Noch hatten die Offiziere, die von dem Fluchtversuche wußten, dem Könige keine Mitteilung davon gemacht, aber sein Verdacht wurde noch verstärkt, als am folgenden Tage ganz zufällig eine Anzahl französischer Offiziere nach Mannheim kamen, die er im Einverständnis mit dem Kronprinzen glaubte. Dieser hatte übrigens die Hoffnung, die Flucht doch noch durchzuführen, keineswegs aufgegeben. Auf einem Spaziergange, den er mit seinem Vater in Mannheim machte, suchte er dem Pagen Keith einen Bleistiftzettel mit dem Auftrage, Postpferde zu bestellen, zuzusteden. Dem aber schlug jetzt stark sein Gewissen, und als er am folgenden Tage — es war ein Sonntag — mit dem Könige aus der Kirche zurückkam, warf er sich ihm zu Füßen und legte ihm ein volles Geständnis über das Borgefallene ab. Unmittelbar danach mußte man zur fürstlichen Tafel; der König ließ sich trotz seiner Erregung zunächst nichts merken, sondern zog nur Kochow in eine Fensternische und machte ihn mit Leib und Leben dafür verantwortlich, den Kronprinzen „lebendig oder tot“ ins preußische Gebiet nach Wesel zu bringen.

Noch ahnte Friedrich nicht, daß sein Vater von dem gescheiterten Fluchtversuch wisse. Erst am nächsten Tage in Darmstadt erfuhr er es durch die Worte des Königs, er wundere sich, ihn noch zu sehen, er habe geglaubt, er sei schon in Paris. Trotz seines Schreckens faßte sich Friedrich schnell und gab die beste Antwort, wenn er gewollt hätte, könnte er jetzt sicherlich in Frankreich sein.

In Frankfurt a. M., wo man am Morgen des 8. August eintraf, kam dann der lange verhaltene Zorn des Königs in den schrecklichsten Formen zum Ausbruch. Auf der Nacht, auf welcher die weitere Reise den Main und Rhein hinunter angetreten werden sollte, schlug er den Sohn in der schonungslosesten Weise, bis dieser in die Worte ausbrach: „Noch nie hat das Gesicht eines Brandenburgers solche Schmach erlitten.“ Die Umgebung des Königs mußte sich schließlich ins Mittel legen; sie setzte es durch, den Kronprinzen die Weiterreise auf einer anderen Nacht als auf der des Königs machen zu lassen.

Unter so traurigen Umständen wurde dann die Fahrt durch die herrlichen Gegenden des Rheingaaues und des poesieumwobenen Rheintales begonnen. Am 10. August gelangte man bis Bonn, wo der Kurfürst von Köln die königlichen Schiffe am Landungsplazze erwartete. Der Kronprinz durfte beim Empfange nicht fehlen und verließ gleich seinem Vater das Schiff. Der König befahl den Offizieren in Sedendorffs Gegenwart in schärfstem Tone, auf den Kronprinzen wohl acht zu haben und ihn lebendig oder tot aufs Schiff zu bringen. Friedrich gewann es dann hier über sich, sein Herz dem Manne zu öffnen, den er als das Haupt seiner Gegner anzusehen gewöhnt war: dem Grafen Sedendorff. Er gestand ihm zu, daß es in der That seine Absicht gewesen sei, zu entfliehen, weil er „als ein Prinz von achtzehn Jahren es nicht mehr ertragen könne, daß ihn der König mit Schlägen traktiere“. Sein Entschluß gereue ihn auch nicht und er werde ihn, wenn der König nicht aufhöre ihn zu schlagen, es koste, was es wolle, noch ins Werk setzen. Am Verlust seines Lebens sei ihm nichts gelegen, nur die Offiziere, die darum gewußt hätten, täten ihm leid, da sie doch keine Schuld hätten, sondern sich nur von ihm hätten bereden lassen.

Wenn der König ihm für sie Verzeihung verspreche, wolle er ihm alles klar entdecken, wo nicht, wolle er sich lieber den Kopf abschlagen lassen, als jemand verraten. Er bat dann Sedendorff, bei dem Könige für ihn zu sprechen; er werde ihm lebenslang dankbar sein, wenn er ihm „aus diesem Labyrinth hülfe“. Mit Freuden ergriff der gewiegte Diplomat diese Gelegenheit, sich den Kronprinzen zu verpflichten. In Meurs sprach er dem Könige von der Reue des Kronprinzen. Und es schien wirklich, als werde sein Vorwort von Erfolg sein. Der König versprach in der That, wenn sein Sohn ihm offenherzig und ohne Falsch alles entdecke, wolle er gegen ihn und seine Mitschuldigen Gnade für Recht ergehen lassen. Da aber erfuhr der König am 12. in Geldern, daß der Weseler Offizier Keith, den Friedrich noch rechtzeitig durch einen Bleistiftzettel hatte warnen lassen, aus Wesel nach Holland entwichen sei, und wurde dadurch in dem Verdacht bestärkt, daß es sich um ein förmliches Komplott mit England handle. Infolgedessen wurde er aufs neue so entrüstet, daß er den Kronprinzen mit den wachthabenden Offizieren nach Wesel vorausschickte mit dem Befehl, seine Ankunft am Rhein zu erwarten.

In Wesel kam es dann noch am Abend der Ankunft des Königs zu einer furchtbaren Szene zwischen Vater und Sohn. Friedrich mußte dem erzürnten Vater sofort vorgeführt werden und wurde dann in zornigem Tone von ihm gefragt, warum er habe desertieren wollen. Der Kronprinz bewahrte eine würdige Haltung und entgegnete: weil er nicht wie der Sohn des Königs, sondern wie ein Sklave behandelt worden sei. Er wagte es, den Vater an seinen eigenen Ausspruch zu erinnern, daß er eine solche Behandlung, wie er sie seinem Sohne widerfahren lasse, nicht würde ertragen haben. Der König war über diese

Antwort zuerst in hohem Grade betroffen, brauste aber dann in solchem Zähorn gegen den Sohn auf, daß sich der Kommandant der Festung, Generalmajor v. Mosel, persönlich zwischen beide werfen mußte, um das Ärgste zu verhüten, da der König seinen Degen gegen den Sohn gezogen hatte. Friedrich wurde dann in Arrest abgeführt, vor welchem eine doppelte Schildwache mit aufgepflanztem Bajonett aufgestellt wurde. Am folgenden Tage mußte ihn der Oberst v. Derschau über bestimmte vorgeschriebene Artikel verhören.

Der König war aber mit dem Ergebnisse dieses Verhörs, in welchem Friedrich wahrheitsgemäß ausgesagt hatte, daß er über Landau und Straßburg nach Paris habe entfliehen wollen, nicht zufrieden, da er alles für eine mit England abgekartete Sache hielt. Der Kronprinz richtete, als er erfuhr, daß sein Vater eine weitverzweigte Verschwörung mit England, die wohl gar gegen sein Leben gerichtet gewesen sei, vermute, einen dringenden Brief an den Vater, in welchem er „alleruntertänigst“ um Entlassung aus dem Arrest bat und ihm versicherte, daß die über seine Aussagen hinausgehenden Vermutungen des Königs unbegründet seien, daß er eine „solche böse Intention, wie gemeint wird, nimmer gehabt habe“. Der König aber überließ die weiteren Verhöre dem Obersten v. Derschau und wollte seinen Sohn gar nicht mehr sehen. Nachdem schon am 12. nach Berlin der Befehl zur Verhaftung Kattes ergangen war, hielt er sich jetzt auch für verpflichtet, seiner Gemahlin Kunde von dem Vorgefallenen zu geben. So sehr er auch in tiefster Seele entrüstet und empört über das Verhalten seines Sohnes war, welches er als eine infame Desertion ansah, so hat er doch bei der Benachrichtigung der Mutter eine bei seinem heftigen Temperament fast rührende Rücksicht offen-

bart. Er schickte den für sie bestimmten, leider nicht mehr erhaltenen Brief nicht direkt an die Königin, sondern legte ihn einem zweiten, an Frau v. Kameke gerichteten bei, in welchem er dieser „das Unglück, daß sein Sohn habe desertieren wollen“, mitteilt und sie ersucht, die Königin schonend auf den Inhalt des Briefes vorzubereiten. Alsdann traf er die Anordnung, daß der Kronprinz mit der größten Vorsicht, ohne die hannoverschen und hessischen Gebiete zu berühren, über Halle „lebend oder tot“ nach Mittenwalde gebracht werden solle, und reiste dann am 21. August nach Potsdam ab.

Von den schrecklichen Vorgängen, welche sich in diesen Tagen im Westen abgespielt hatten, war zunächst noch keine Kunde nach Berlin gedrungen. Wohl aber mag die Schwester des Kronprinzen in diesen Tagen gezittert und gebangt haben, da sie ohne Zweifel durch ihren Bruder selbst und durch Kette von des ersteren Vorhaben unterrichtet war. War doch Kette unvorsichtig genug, ganz unbefangen über seine nahen Beziehungen zum Kronprinzen allenthalben zu plaudern und sogar ein in seinem Besitz befindliches Pastellbild seines hohen Freundes und dessen Schwester zu zeigen und sich dessen zu rühmen. Alle Warnungen scheinen hier nichts gefruchtet zu haben. Der begabte, aber sehr unüberlegte und leichtsinnige junge Offizier konnte durch nichts von seinem unvorsichtigen Gebahren abgebracht werden. Er blieb, obwohl er gewarnt wurde, ruhig in Berlin, trotzdem er von seinem Regimentschef, dem Feldmarschall v. Ratzmer, Urlaub „zu einem Besuche in Malchow“ erhalten hatte. Entschlossen, abzureisen, verzögerte er die Abreise durch Nebendinge. Sein

Major, v. der Asseburg, der davon unterrichtet war, daß ein Kurier des Königs die Nachricht von dem Arrest des Kronprinzen gebracht hatte, traf Ratte, den er längst über alle Berge glaubte, und fragte ihn erstaunt: „Sind Sie noch hier? Das wundert mich.“ In der Nacht traf dann der Haftbefehl gegen Ratte ein. Am Morgen des 16. August wurde er in Arrest genommen.

Inzwischen hatte die Königin selbst das Schreckliche auf einer kleinen Abendgesellschaft in Monbijou erfahren. Während sie mit Frau v. Kameke mit einem Spiele beschäftigt war, erhielt diese jenen Brief des Königs aus Wesel, dessen Inhalt sie schonend der Königin mitteilen sollte, die natürlich in ungeheure Aufregung geriet. In ratloser Angst sah man der Ankunft des Königs entgegen. Es gelang noch eben, aus einer von Ratte vor seiner Verhaftung der Königin übersandten verschlossenen Kassette, die man mit großen Schwierigkeiten öffnete, die kompromittierendsten Briefe zu entfernen.

Am 26. August traf der König in Berlin ein und ging alsbald zu seiner Gemahlin. Hier ist es dann, da der König annahm, daß diese und Prinzessin Wilhelmine in die von ihm vermutete förmliche Verschwörung mit England verwickelt seien, aufs neue zu einer schrecklichen Szene gekommen. Der König setzte jetzt alle Rücksicht beiseite und brauste, durch das Vorgefallene aufs äußerste empört, in furchtbarem Zähzorn auf. Er soll der Königin gesagt haben, Friedrich sei nicht mehr sein Sohn, sondern ein Deserteur, der den Tod verdient habe. Unmittelbar darauf ließ er Ratte zu sich kommen, gegen den er in gleich heftigem Zorne losfuhr. Dieser wurde dann sofort einem eingehenden Verhöre unterzogen, in welchem er ohne Widerstand alles gestand, aber behauptete, er habe gleichwohl gehofft, daß der Plan des Kronprinzen nicht

zur Ausführung kommen werde, da er mit dem Gelde und den Juwelen Friedrichs doch schließlich die Mittel zur Ausführung in der Hand gehabt habe.

Dann folgten jene entsetzlichen Wochen der Spannung, des Zitterns und Zagens innerhalb des Königshauses: ein Verhör des Kronprinzen und Rattes folgte dem andern. Der König glaubte noch immer, daß es sich um einen wohlbedachten, mit England verabredeten Plan handle und erließ in diesem Sinne sogar ein Rundschreiben an die verschiedenen Mächte, in dem er ihnen die Verhaftung seines Sohnes und deren Gründe mittheilte. Als sich nun aus Rattes Aussagen in den wiederholten Verhören nichts dergleichen ergab, sondern die Sache als das bekannt wurde, was sie war: als ein leichtsinniger, in der Verzweiflung gefaßter, sehr mangelhaft und unbedacht vorbereiteter Jugendstreich, da machte der König immer weitergehende Versuche, hinter das im Hintergrunde vermutete Geheimnis zu kommen. Er hat im Eifer dieser Auffassung sogar einmal ernstlich daran gedacht, gegen den unglücklichen, leichtsinnigen Freund seines Sohnes ohne Rücksicht auf die hochverdiente Familie, aus der er stammte, mit der Folter vorzugehen. Es bedurfte des Eingreifens Grumbkows, um ihn von dieser Absicht zurückzubringen.

Während man sich so vergeblich bemühte, aus Ratte mehr herauszubekommen, als wirklich geschehen war und hatte geschehen sollen, wurde auch der Kronprinz, der inzwischen von Wesel glücklich nach Mittenwalde übergeführt worden war, durch eine besondere Kommission, der außer Grumbkow zwei Offiziere und zwei Auditeure angehörten, weiteren Verhören unterworfen. Er bewahrte wie in Wesel seine feste und ruhige, fast zu zuversichtliche Haltung, die doch dem Ernst der wirklichen Lage nicht durchaus entsprach. Über sich selbst gab er ruhig und be-

stimmt Antwort, hat aber vor allem für seinen Freund Ratte um Schonung, da dieser nur von ihm verführt worden sei. Am 4. September wurde Friedrich von Mittenwalde nach der Festung Küstrin überführt, wo die Verhöre fortgesetzt werden sollten. Der König hatte für die Spezialinquisition nicht weniger als 185 Artikel aufgesetzt, über die der Prinz wirklich verhört werden mußte. Ausdrücklich wurde darin das Vergehen Friedrichs und Rattes von neuem als Desertion bezeichnet. Dem entsprach die Behandlung des Kronprinzen in Küstrin. Dem Gouverneur der Festung, v. Lepel, wurde anbefohlen, „auf den Arrestanten Friedrich“ große und genaue Acht zu geben. Vor die Tür des auf das dürftigste ausgestatteten Arrestlokals wurden zwei große Vorhängeschlösser gelegt, der Prinz von der ganzen Außenwelt aufs strengste abgeschlossen. Die Speisen, welche der Gastwirt Blochmann für im ganzen zehn Groschen täglich zu liefern hatte, wurden dem Prinzen, um jedem Selbstmordversuche vorzubeugen, geschnitten überbracht, er mußte sie ohne Messer und Gabel genießen. Zur Beleuchtung wurden nur Talglöcher gestattet, Lektüre außer einigen Erbauungsbüchern völlig verboten. Trotzdem und trotz der verfänglichsten Fragen, welche ihm vorgelegt werden mußten, bewahrte Friedrich seine volle Geistesgegenwart. Fragen wie Antworten sind dabei gleich charakteristisch für Vater und Sohn. Auf die allgemeine Frage, was er verdiene und welcher Strafe er gewärtig sei, antwortete der Prinz, er unterwerfe sich des Königs Gnade und Willen. Als man dann weiter fragte, was ein Mensch verdiene, der seine Ehre breche und Komplotte zur Desertion schmiede, entgegnete er mit Würde, er glaube nicht, gegen seine Ehre gehandelt zu haben. Und dann erfolgte die sehr ernstlich gemeinte Frage, ob er auf sein Thronfolgerecht verzichten

wolle, da er sich durch seine Handlungsweise desselben unwürdig gemacht habe; es wurde dabei geradezu ausgesprochen, daß er den Verzicht aussprechen solle, um sein Leben zu behalten. Friedrich ließ sich auch dadurch nicht aus der Fassung bringen. Indem er auf der einen Seite sein Unrecht bekannte, erklärte er zugleich, sein Leben sei ihm so viel nicht wert, er hoffe aber, daß Seine Majestät nicht so sehr ungnädig auf ihn werden würde. In einem Zusatzprotokolle bekannte er dann nochmals, daß er in allen Stücken unrecht habe; am meisten beklage er, daß sein Vater so viel Ärger davon habe, er unterwerfe sich ganz dessen Gnade. Der König aber, dessen Zorn gegen den Sohn eher im Wachsen als im Abnehmen begriffen war, zerriß dieses Zusatzprotokoll und ließ dem Fortgange der Untersuchung ihren Lauf. Kein Zweifel, daß er eine Zeitlang ernstlich, wenn auch nicht die Todesstrafe, so doch die Ausschließung von der Thronfolge gegen seinen Sohn in Aussicht genommen hat. Er hat dies in einer Randbemerkung zu einem diplomatischen Berichte mit dürren Worten ausgesprochen. In den schärfsten Ausdrücken äußert er sich nach wie vor über den Sohn, obwohl er inzwischen zu der Überzeugung gekommen war, daß ein eigentliches Komplott nicht vorliege, daß man in England zwar alles gewußt, aber die „Desertion“ wider-raten habe. In einem Schreiben an den Fürsten von Dessau spricht er von seinem Sohne nur als von „dem bösen Friederich“ und fügt hinzu: „Gott bewahre alle Leute vor ungeratenen Kindern.“

Über diese Vorgänge in Mittenwalde und Küstrin wie über die Ergebnisse der Verhöre Kattes war man in den Kreisen des Berliner Hofes nur in sehr unbestimmten Umrissen unterrichtet. Die Königin und Prinzessin Wilhelmine fürchteten das Schlimmste. Ist doch

namentlich die letztere, welcher der König einen großen Teil der Schuld, zum wenigsten aber mit Recht Mitwissenschaft zuschrieb, in diesen schrecklichen Wochen wieder mehrfach vom Vater schwer mißhandelt worden. Dazu kam das Unwetter, welches sich über die Umgebung des Prinzen und seiner Mutter und Schwester entlud. Die erste Hofdame der Königin, Fräulein v. Bülow, wurde aus ihrer Stellung entlassen, deren Bruder, der früher Botschafter in Dresden und Stockholm gewesen war, wurde in seinem eigenen Hause in Haft gestellt und dann nach Preußen relegiert, der Minister Annyphausen seines Dienstes entlassen, Friedrichs verehrter Lehrer Duhan nach Memel verbannt. Die Bibliothek Friedrichs, für deren Anschaffung eben Duhan in erster Linie verantwortlich zu sein schien, wurde vom Könige selbst in Tonnen geworfen und nach Hamburg geschickt, um dort verkauft zu werden.

Kein Wunder, wenn unter dem Eindrucke aller dieser Vorgänge die Herzen der Mutter und Schwester des Kronprinzen von den furchtbarsten Sorgen gequält wurden. Mit nicht geringerer Bekümmernis folgten Rattes Verwandte der weiteren Entwicklung der Dinge. Neigte der König schon dem eigenen Sohne gegenüber zu den extremsten Entschlüssen, so schwankte er noch viel weniger in der grausamen und harten Auffassung über das Verhalten Rattes. Bei dem Sohne konnte die unerträgliche Spannung des Verhältnisses zum Vater auch bei diesem noch als ein Entschuldigungsmoment gelten; bei dem jungen Offizier, der noch dazu einem Leib-Garde-Regimente angehörte, sah er in dessen Verhalten nichts als die schwerste Insubordination. Er hatte in der That seine Pflicht als Offizier und Untertan des Königs in der schwersten Weise verletzt, freilich aus ritterlicher Freundschaft zu dem Prinzen, der auf ihn wie auf alle, außer seinem Vater, mit

denen er in Berührung kam, einen faszinierenden Eindruck machte und dem er blind und ohne Rücksicht auf seine Pflichten gegen den König ergeben war. Aber in den Streit zwischen Vater und Sohn in so verhängnisvoller Weise einzugreifen, war gewiß nicht seines Amtes gewesen. Hier kannte der König keine Gnade. Als Rattes Vater für seinen Sohn bei ihm Gnade erbat, wies der König das mit der Antwort zurück: „Sein Sohn ist ein Schurke, meiner auch, also was können die Vaters davor?“ Er war entschlossen, die volle Strenge walten zu lassen und die ganze Sache einem förmlichen Kriegsgericht zu übergeben; denn in erster Linie unter dem Gesichtspunkte militärischer Disziplin, die ihm vor allem am Herzen lag, betrachtete er den ganzen Vorgang. Am 22. Oktober setzte er, nachdem einige Tage vorher der Kronprinz in Küstrin sich der dorthin entsandten Kommission gegenüber zum eventuellen Verzicht auf die Thronfolge bereit erklärt hatte, das Kriegsgericht ein, zu dessen Vorsitzendem der Generalleutnant v. der Schulenburg ernannt wurde. Neben ihm wurden je drei Generalmajore, Obersten, Oberstleutnants, Majore und Hauptleute, ferner Geheimer Rat Mylius und der Auditeur der Gensdarmes zu Mitgliedern bestimmt. Sie sollten nicht allein über Friedrich und Ratte, sondern auch über die anderen, mehr gelegentlichen Helfershelfer des Fluchtplans, Ingersleben, Spaen und Keith, aburteilen. Als Material für ihren Spruch wurden ihnen die sämtlichen bisher entstandenen Untersuchungsakten überwiesen. In dem daraus hergestellten Auszuge war auf Befehl des Königs bei Friedrichs Namen der Titel Hoheit stets gestrichen, dagegen infolge der Vorstellungen des Auditeurs jetzt der stärkere Ausdruck „Desertion“ in den mildereren „Flucht“ umgeändert worden. Dafür aber verlangte der König, daß Mylius durch stärkere Fassung

des Auszugs deutlich hervortreten lasse, „daß Seine Majestät zu dem, was geschehen, Ursach gehabt und Recht getan; es möchten sonst wohl zehn dem König Recht geben, aber auch zehn und wohl mehr dem Kronprinzen“. Es geschieht zum ersten Male, daß die tragische, später noch wiederholt hervortretende Eifersucht des Königs gegen die Beliebtheit der „aufgehenden Sonne“ ihren gleichsam urkundlichen Ausdruck erhält.

Am 25. Oktober trat dann das Kriegsgericht in Köpenick bei Berlin zusammen. Am 27. erfolgte, nachdem die Verlesung der Untersuchungsakten zwei volle Tage in Anspruch genommen hatte, die Konstituierung in die fünf Gruppen der einzelnen militärischen Grade, deren jeder dann für sich den Spruch fällte. Das Gericht bewahrte seiner außerordentlich schwierigen und heiklen Aufgabe gegenüber eine ebenso würdige als besonnene Haltung. Seine uns erhaltenen und durch den Druck veröffentlichten Akten lassen keinen Zweifel daran, daß alle jene älteren Erzählungen, daß das Kriegsgericht gegen den Kronprinzen auf Tod erkannt und daß es des in lebendigen Farben geschilderten Eingreifens des Fürsten Leopold von Dessau, des Feldmarschalls v. Razmer und des Generalmajors v. Buddenbrock bedurft habe, um den König von der Ausführung dieses Spruches zurückzuhalten, ins Reich der Fabel zu verweisen sind. Vielmehr erklärten sämtliche Abteilungen übereinstimmend, daß die Aburteilung des Kronprinzen nicht in den Bereich ihrer Kompetenz falle; hier handle es sich um eine Staats- und Familien-sache, die zwischen Vater und Sohn passiert und nicht vor einem Kriegsgericht abzumachen sei; vielmehr betreffe sie, wie es dann im Gesamturteile vom 28. heißt, „hauptsächlich eines großen Königs Zucht und Potestat über seinen Sohn, welche einzusehen und zu beurteilen ein Krieges-Gericht

sich nicht erkühnen darf“. Mit Recht betonen außerdem alle einzelnen Gruppen wie das Gesamturteil, daß es sich doch nur um eine nicht ausgeführte Sache handle, und daß der Kronprinz sich durch seine reuige Unterwerfung der königlichen Gnade, der sie ihn anempfehlen, würdig gezeigt habe. Dagegen faßten auch sie, trotz aller Milderungsgründe, die sie, im wesentlichen in allen Gruppen übereinstimmend, geltend machen, das Verhalten Kattes sehr ernst und streng auf, betonten aber auch hier vor allem den Umstand, daß der Plan doch nicht zur Ausführung gekommen sei und daß es sich im wesentlichen um einen unüberlegten Jugendstreich handle. In bezug auf die über Katte zu verhängende Strafe wurde Einigkeit nicht erzielt; drei Gruppen stimmten für das Todesurteil, die beiden anderen, die Hauptleute und die Generalmajore, für ewigen Festungsarrest; auch diejenigen aber, die für die Todesstrafe stimmten, empfahlen den unglücklichen jungen Mann der Gnade des Königs mit Rücksicht auf die unterbliebene Ausführung, seine Jugend und Reue. Die Entscheidung ruhte jetzt bei dem Vorsitzenden des Gerichts, dem Generalleutnant v. der Schulenburg, der sie zugunsten des mildereren Spruches fällte, der damit zum Spruche des gesamten Gerichts wurde.

Der in den Tiefen seiner Seele ergrimmt König aber fand diesen Spruch des Kriegsgerichts, soweit er Katte betraf, viel zu milde. Unter Anführung einiger bezeichnender Bibelstellen verfügte er alsbald eine nochmalige, schärfere Urteilsfällung unter Hinzufügung der charakteristischen Worte: „Sie sollen Recht sprechen und nit mit dem Flederwisch darüber gehen.“ Das Kriegsgericht aber hatte moralischen Mut genug, trotzdem bei seinem Spruche zu verharren. Der von seinem Zorne übermannte König aber gewann es über sich, durch eine Kabinettsorder vom

1. November den in aller Form Rechtens gefällten Spruch des von ihm eingesetzten Gerichts umzuwerfen und in ein Todesurteil zu verwandeln. Er sei, so motiviert er dieses harte, ja grausame Vorgehen, zwar nicht gewohnt, die Kriegerrechte zu schärfen, sondern vielmehr, wo es möglich, zu mildern; allein Katte sei nicht nur Offizier bei der Armee, sondern bei der Garde, die noch weit mehr als andere Offiziere zu unbedingter Hingebung an seine Person und das Königliche Haus verpflichtet sei; statt dessen habe er „mit der künftigen Sonne tramirt“, sich in Durchstechereien mit fremden Gesandten eingelassen und mit dem Kronprinzen komplottiert. Er, der König, werde sich auf keinen Offizier noch Diener mehr verlassen können, wenn hier nicht strenge Strafe verhängt werde. Die Kabinettsorder schließt mit den charakteristischen Worten: „Seine Königliche Majestät sind in Dero Jugend auch durch die Schule geloffen und haben das lateinische Sprüchwort gelernt: *Fiat justitia et pereat mundus!* Also wollen Sie hiermit von Recht und Rechtswegen, daß Katte, obwohl er schon nach den Rechten verdient gehabt, wegen des begangenen *Crimen laesae majestatis* mit glühenden Zangen gerissen und aufgehängt zu werden, er dennoch nur in consideration seiner Familie, mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegerrecht dem Katte die Sentenz mitteilt, soll ihm gesagt werden, daß es Seiner Königlichen Majestät leid thäte, es aber besser wäre, daß er stürbe, als daß die Justice aus der Welt käme.“

Aber war er wirklich berechtigt, diese im Widerspruch mit einem förmlichen Richterspruch stehende, schreiend harte Kabinettsjustiz als die „Justice“ zu bezeichnen? War es wirklich Gerechtigkeit, wenn er jetzt, da er bereits so gut wie entschlossen war, den Kronprinzen zu begnadigen, den Helfer, dessen Schuld doch sicher nicht größer war als die

seines Sohnes, unter Aufhebung des Richterspruches zum Tode verurteilte? Sicher ist es, daß dies Todesurteil am Hofe wie im Volke das ungeheuerste Aufsehen gemacht hat, daß man es für so ungeheuerlich hielt, daß man an seiner Ausführung zweifelte. Hat doch ein Kamerad Rattes, als dieser nach Küstrin zu seiner Hinrichtung abgeführt wurde, noch beim Abschiede geäußert: „Ich hoffe, Sie bald wiederzusehen.“ Ratte aber hatte seine Lage richtig erkannt, indem er bitter antwortete: „Nein, mein Freund, der Tyrann verlangt Blut.“

Wirklich bestand der König auf der Ausführung des Todesurteils, und zwar in einer Weise, die deutlich erkennen läßt, daß er nicht in erster Linie „Blut verlangte“, sondern daß er durch die harte Bestrafung des Freundes vor allem einen erschütternden und tiefen Eindruck auf das Gemüt seines Sohnes hervorbringen wollte: die Hinrichtung sollte in Küstrin unter den Fenstern des Kronprinzen stattfinden, dieser gezwungen werden, sie mit eigenen Augen anzusehen. Es war ein fürchterliches pädagogisches Mittel, aber es hat seine Wirkung nicht verfehlt.

Der Kronprinz aber, auf den diese grausame Einwirkung unternommen werden sollte, war sich in Küstrin trotz seiner strengen Haft des ganzen Ernstes seiner Lage keineswegs in vollem Maße bewußt, obwohl er ihn aus mehreren Maßregeln, wie aus der Verleihung seines Regiments Reiterei an den Prinzen Wilhelm, aus der Entlassung aller seiner Diener, dem Verkauf seiner Wagen und Pferde, hätte erkennen können. Wohl litt er sehr unter den drakonisch strengen Anordnungen, welche sein königlicher Vater für seine Haft getroffen hatte. Aber in mancher Beziehung erfuhr er doch, soweit es die Befehle

des Vaters irgend möglich machten, zuweilen auch heimlich im Gegensatz zu diesen Befehlen, mancherlei Erleichterungen von seiten mitfühlender Seelen. Namentlich verdiente sich der Kammerpräsident v. Münchow in dieser Hinsicht seinen Dank, indem er ihm auf heimlichen Schleichwegen mancherlei Bedürfnisse zuführte, die der Befehl des Vaters versagte, z. B. besseres Gerät, hie und da ein wenig Obst, vor allem Papier und Schreibgeräte; ja, er hatte in die Decke des Haftzimmers eine Öffnung bohren lassen, durch welche er sich mit dem Kronprinzen unterhalten konnte. So gewann Friedrich die Möglichkeit, wenn auch mit großer Vorsicht, mit der Außenwelt in Verbindung zu treten. Wir besitzen einen halb ironischen, halb scherzhaft-launigen Brief von ihm, den er aus seiner Haft an die Lieblingschwester Wilhelmine richtete, in welchem er sich über das Kriegsgericht lustig machte, welches ihn zu einem Erzkezer machen wolle, wozu es genüge, nicht in allen Punkten mit der Anschauung „des Herrn“ übereinzustimmen. Aber er kümmert sich in Gedanken an seine „liebenswürdige Schwester“ nicht sehr um diese Verfluchungen und tröstet sich mit dem Satze: Chi ha tempo, ha vita (Wer Zeit hat, hat Leben).

Aber nur allzubald sollte ihm der volle Ernst der Lage klar werden. Jener Brief ist an demselben Tage geschrieben, an welchem in Berlin der König den Spruch des Kriegsgerichts über Ratté in das Todesurteil verwandelte. Zwei Tage später (3. November) wurde Ratté, der sein Schicksal mit würdevoller Ergebung ertrug, nach Küstrin übergeführt, um nach der Anordnung des Königs „vor den Fenstern des Kronprinzen“ hingerichtet zu werden, und zwar, wie es in der Order des Königs ausdrücklich heißt, auf einem Platze, der so gewählt sein müsse, „daß der Kronprinz aus dem Fenster solchen gut übersehen kann“.

Der Oberst Reichmann und der Hauptmann Graurod erhielten den traurigen Befehl, dem Kronprinzen diese Anordnungen kundzutun und während der Exekution bei ihm zu bleiben. Am 6. November, dem für die Hinrichtung angelegten Tage, erschienen sie um 5 Uhr morgens bei Friedrich, der durch ihre Botschaft in tiefster Seele erschüttert wurde und in den verzweifelten Ruf ausbrach: „Was bringen Sie mir für eine böse Zeitung? Herr Jesus, bringen Sie mich doch lieber ums Leben.“ Vergebens flehte er um Aufschub der Hinrichtung, damit er seinen Vater noch einmal für den Freund bitten könne, dessen Begnadigung er mit dem Verzicht auf die Thronfolge zu erkaufen bereit war. Trotz alles Jammerns und Flehens mußte er in dem Augenblicke, in welchem der Freund an seinem Fenster vorbei zur Hinrichtung geführt wurde, ans Fenster treten. Ratte stand bereits im Ringe und sollte den Wortlaut des Urteils vernehmen, da rief ihm der Kronprinz mit erstickter Stimme die Worte zu: „Verzeihen Sie mir, mein teurer Ratte“, worauf dieser ihm antwortete, es sei nichts zu verzeihen, der Tod für einen so liebenswürdigen Prinzen sei süß. — Ratte bewahrte auch angesichts des Todes seine ruhige Fassung und seinen vornehmen Anstand. Als man ihm befahl niederzuknien, zog er sich selbst die Mütze über die Augen und warf mit der anderen Hand dem Kronprinzen einen Kuß zu, dann empfing er den Todesstreich, während der Kronprinz laut schrie und dann in Ohnmacht fiel. Kopf und Rumpf des Hingerichteten mußten auf Befehl des Königs bis 2 Uhr nachmittags liegen bleiben. Der Kronprinz wich, als er aus der Ohnmacht erwacht war, nicht vom Fenster. In fassungsloser Verzweiflung trug er die Qualen, die ihm der furchtbare Vorgang verursachte.

So fand ihn der aufrichtig fromme und schlichte Feld-

prediger der Gensdarmen, Johann Ernst Müller, der Ratte auf seinem letzten Gange begleitet hatte und vom Könige beauftragt war, unter dem Eindrucke dieser schrecklichen Gemütserschütterung ihm zuzusprechen und auf ihn einzuwirken, als er bald nach der Exekution bei ihm eintrat. Weder am Mittag noch am Abend nahm der Prinz Speise zu sich. Am Abend aber verfiel er in ein heftiges Fieber, in welchem er von den schrecklichsten Phantasien heimgesucht wurde, in denen er wiederholt ausrief, der König glaube, ihm Ratte genommen zu haben, er sehe ihn aber immer vor seinen Augen. Der Feldprediger, ein Offizier und ein Kammerdiener wechselten sich an seinem Bette ab. Am nächsten Morgen aber wurde er ruhiger, und der schlichte und treue Prediger konnte versuchen, Einwirkung auf sein tief erschüttertes Herz zu gewinnen.

Der Feldprediger war ausdrücklich vom Könige in einem sehr charakteristischen Handschreiben angewiesen, vor allem auf die religiöse Seite des Gemütslebens des Prinzen einzuwirken; sah er doch in der mangelnden Frömmigkeit seines Sohnes und vor allem in seiner Ansicht über die Prädestination den tiefsten Grund seiner Verfehlungen. Hier glaubte er jetzt, nachdem die erforderliche Zerkürschung durch das entsehlteste pädagogische Mittel, das gewählt werden konnte, erreicht war, einsetzen zu müssen, die religiösen Gefühle des Verhafteten zu beleben und in die von ihm für die allein richtig gehaltenen Bahnen zu lenken. Darum sollte ihm der Feldprediger mit der gegenüber diesem „verschlagenen Kopf“ nötigen Vorsicht und guten Manier vorstellen, daß die Lehre, nach der der eine zum Guten, der andere zum Bösen, der eine zur Seligkeit, der andere zur Verdammnis vorherbestimmt sei, ein verderblicher Irrtum sei, da er die persönliche Verantwortlichkeit des Menschen aufhebe.



Mit großem Eifer und Geschick und nicht ohne augenblicklichen Erfolg versuchte der Feldprediger diese ebenso schwierige als wichtige Aufgabe zu lösen. Es kam ihm dabei zu statten, daß er dem Kronprinzen von seinem verstorbenen Freunde gleichsam als feierliches Vermächtnis eine für ihn bestimmte Aufzeichnung überbringen konnte, in welcher dieser ihn dringend und herzlich bat, sich dem Ratschluß des Vaters zu unterwerfen, in sich zu gehen und sein Herz Gott zu ergeben, ihn bat, dem Könige wegen seiner Hinrichtung nicht zu grollen, da er selbst vielmehr in seinem Schicksale Gottes heilige Regierung erkenne, „die diesen rauhen Weg aus gerechten Ursachen also über ihn verhängt habe“; es sei die gerechte Strafe für seinen Ehrgeiz und seine Gottesverachtung. Das Vermächtnis des Freundes verfehlte seinen Eindruck auf Friedrich nicht; er bezeugte nach des Feldpredigers Versicherung alsbald herzliche und offenbar aufrichtige Reue über sein Verhalten und bat „Gott demütiglich, daß Gott nicht mit ihm ins Gericht gehen möge“. So war die Stimmung vorbereitet, um direkt auf das Ziel religiöser Befeuerung loszugehen. In den dann folgenden sehr eindringenden und lange währenden Unterredungen über religiöse Probleme zeigte sich alsbald, daß der aus dem verkehrten religiösen Unterrichte erwachsene religiöse Standpunkt des Kronprinzen weder ein atheistisch-materialistischer war, wie religiöse Eiferer ihn wohl bezeichnet haben, noch auf Gleichgültigkeit und Leichtfertigkeit beruhte, sondern aus ernstem Nachdenken erwachsen war. Der Prinz war in der That von der Lehre der Gnadenwahl, dem „Partikularismus“, wie es der König nannte, überzeugt und ergriffen und wußte sie nicht allein durch Vernunftgründe, sondern auch aus der Bibel, in der er sich wohl bewandert zeigte, zu verteidigen, so daß der fromme Theologe einen nicht leichten

Stand hatte. Allein auch er zeigte sich gewandt und geschickt in der Vertretung seiner ihm heiligen Überzeugung. Namentlich machte eine Stelle, die der Kronprinz noch nicht zu kennen bekannte, großen Eindruck auf diesen, nach der Jesus auch die, welche wirklich verdammt seien, erkaufte habe. Er gab zu, daß darin deutlich der Schluß liege, daß Gottes Absicht wäre, auch die bösesten Menschen selig zu machen; also sei nicht Gott, sondern die Menschen selbst seien schuld an ihrer Verdammnis. Zwar suchte er den Standpunkt der Prädestination noch durch den Vergleich mit einem Uhrwerk aufrechtzuerhalten, das nicht anders gehen könne, als es die Zusammensetzung seiner Räder mit sich brächte, zeigte aber Verständnis für den Einwand des Seelsorgers, daß die Räder einer Uhr eben nicht mit Verstand und Willen begabt seien. Der Prinz zeigte bei allen diesen Disputationen großen Eifer und setzte sie fort, bis ihn, wie der Feldprediger berichtet, aus Schwachheit die Gedanken verließen. Aber immer wieder kam man darauf zurück. Auf Friedrichs Bitten hatte der Geistliche ein Zimmer über dem seinigen bezogen, in dem er ihn durch Klopfen an die Decke erreichen konnte. Der Sohn Müllers bezeugt, daß der Kronprinz seinen Vater oft schon morgens um 6 Uhr durch dieses Klopfen zu sich entboten habe. Einstmals fragte er ihn u. a., wie er die Zahlen der Kapitel und Verse, wo ein von ihm angeführter Spruch stehe, so genau behalten könne. Darauf wies ihm der Prediger eine kleine Handkonfession, welche er in der Tasche hatte, als ein Hilfsmittel. Friedrich bat, sie ihm einige Tage zu überlassen. Als er sie zurückgab, fand Müller inwendig auf dem Deckel mit Bleistift einen Mann gezeichnet, der auf den Knien lag und über dessen Haupt zwei Schwerter kreuzweis hingen, und darunter mit lateinischen Buchstaben die Worte Psalm 73, Vers 25 f.:

„Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil.“

Wichtiger aber als diese eifrig geführten Unterhaltungen über dogmatische Fragen war es, ob Friedrich daraus die praktischen Folgerungen für sein Verhalten ziehen werde. Auch daran fehlte es nicht. Indem er von seiner Ansicht von der unbedingten Prädestination zurückzukommen sich redlich bestrebte, gab er zu, daß dann also keine Fatalität, sondern er allein an Kattes Tode und an seinem eigenen Unglücke schuld sei. Hier konnte der Prediger wirkungsvoll einsehen, um ihn zur wahren Buße und Sinnesänderung zu ermahnen und zu bitten, Gott inbrünstig um Vergebung der Sünden anzurufen. Wiederholt hat der Kronprinz in diesen schweren Tagen mit seinem getreuen Seelsorger auf den Knien innig gebetet.

Aber wenn Friedrich so unter dem Eindrucke stürmischer Gemütsbewegungen an die Möglichkeit einer Versöhnung mit seinem Gotte zu glauben begann, so fehlte ihm nach den schrecklichen Erlebnissen dieser Tage völlig die Hoffnung, auch die Gnade seines Vaters wiederzuerlangen. Er hat eine Zeitlang offenbar angenommen, daß es des Feldpredigers Aufgabe sei, ihn, wie Katte, auf den über ihn beschlossenen Tod vorzubereiten. Diese Vorstellung zu bekämpfen, hatte der Feldprediger die größte Mühe; ja, sie nahm geradezu krankhafte Formen an. Seine innere Erregung und Aufgeregtheit war so groß, daß der Feldprediger sich veranlaßt sah, den König inständig zu bitten, er möge sich in Gnade und Barmherzigkeit dem Kronprinzen zuwenden, da sonst zu befürchten sei, daß er in eine schwere Gemütskrankheit verfallen könne.

Noch aber war der König, der auch seinerseits sich in

dieser ganzen Zeit in einer ungeheuren Aufregung und Gemütsbewegung befand, nicht völlig von der Aufrichtigkeit der Reue des Sohnes überzeugt. Auf den ersten, am 7. November erstatteten Bericht des Feldpredigers drang er daher darauf, noch weiter „aus Gottes Wort ihm zuzureden und ihn zu ermahnen, daß er recht in sich gehen und von Herzen alle seine begangenen Sünden bekennen und bereuen müsse, welche er sowohl gegen den lieben Gott, als gegen ihn, seinen Vater und König, und gegen sich selbst und seine Honneur begangen“ habe. Immerhin gestattet er dem Seelsorger doch, wenn er des Kronprinzen Reue wirklich für echt und nachhaltig ansehe, ihm anzudeuten, daß er ihn zwar noch nicht völlig pardonieren könne, aber ihn doch aus dem scharfen Arrest entlassen wolle. Vorher aber solle er vor einer besondern Kommission einen körperlichen Gehorsamseid ablegen. Sollte er wieder umschlagen und „auf die alten Sprünge kommen“, so solle er der Krone und Kurnachfolge verlustig sein, unter Umständen sogar das Leben verlieren. Vor allem soll ihm der Feldprediger aber noch einmal sein ganzes Sündenregister vorhalten und ihn fragen, ob er jetzt einsehe, daß der Vater „sein böses Herz“ kenne. Um seiner Sinnesänderung gewiß zu sein, müsse er den vorgeschriebenen Eid laut und deutlich schwören und darauf aufmerksam gemacht werden, „daß er vor Gott verbunden sei, solchen nach den Worten zu halten; reservationes mentales verstünden wir hier nicht“. Der König schließt das eindringliche Schreiben mit den für seine aufrichtige und ehrliche Frömmigkeit bezeichnenden Worten: „Gott, der Allerhöchste, gebe seinen Segen, und da er oft durch wunderbare Leitungen, wunderliche Wege und saure Tritte die Menschen ins Reich Christi zu bringen weiß, so helfe unser Heiland, daß dieser ungeratene Sohn

zu seiner Gemeinschaft gebracht, sein gottloses Herz zerknirscht, erweicht und geändert, auch dem Satan aus den Klauen entrissen werden möge. Das helfe der allmächtige Gott und Vater um unsers Herrn Jesu Christi und seines Leidens und Sterbens willen. Amen.“

Dieses erste Wort einer vorerst noch bedingten Gnade aus dem Munde des Vaters hat auf den Sohn nach den Schilderungen des Feldpredigers einen überwältigenden Eindruck gemacht. Er wollte es erst nicht glauben, daß der König ihn begnadigen wolle, bis der Feldprediger ihm das Schreiben des Vaters selbst vorlegte; dann weinte er vor Freude und fragte, ob solche Zeitung denn möglich wäre. Er erklärte sich alsbald bereit, in allem dem Vater zu gehorchen; nur in bezug auf den zu leistenden Eid, den er ohne alle reservationes mentales schwören wolle, machte er den Vorbehalt, es dürfe in demselben nichts enthalten sein, als was väterlich und ihm, dem Kronprinzen, möglich sei, und bat deshalb um vorherige Mitteilung der Eidesformel. Dieser Wunsch wurde ihm dann auf die Fürsprache des Feldpredigers gewährt.

Was alle Interzessionen der fremden Mächte für den gefangenen Kronprinzen nicht vermocht hatten, das geschah jetzt aus freier Initiative des Königs, nachdem er sich von der aufrichtigen Reue des Sohnes überzeugt hatte. Zwar rühmte sich der kaiserliche Abgesandte, Graf Sedendorff, daß diese Begnadigung durch das durch ihn veranlaßte Einschreiten des Kaisers herbeigeführt worden sei, und auch der König selbst äußerte sich in ähnlichem Sinne und veranlaßte später den Sohn, sich bei dem Kaiser dafür zu bedanken. Tatsächlich hatte er die Begnadigung von der Wirkung des furchtbaren Seelenkampfes, den er dem Sohn auferlegt hatte, abhängig gemacht. Den Triumph aber erlebte der kaiserliche Abge-

sandte wirklich, daß die vorläufige Begnadigung sich in den Formen vollzog, die er dem Könige in einem am 31. Oktober vorgelegten Generalplane empfohlen hatte. Allein der Wunsch, daß er selber auserwählt werden möge, um dem Kronprinzen, der ihn stets als seinen größten Feind angesehen hatte, die Begnadigung zu überbringen, wurde ihm nicht erfüllt. Am 17. November erschien dann die vom Könige zur Abnahme des Eides eingesetzte Kommission, an deren Spitze des Kronprinzen alter Gegner Grumbkow stand, in Küstrin. Und es gelang dem gewiegten Staatsmanne, den Kronprinzen, freilich in der Hauptsache nur äußerlich, zu versöhnen, so daß beide in den nächsten Jahren einen eingehenden vertraulichen Briefwechsel unterhalten konnten. Der Kronprinz übergab Grumbkow unter Tränen und Schluchzen die Abschiedsgrüße und Mahnungen Kattes. Dann erfolgte am 19. November die vorgeschriebene Eidesleistung und im Anschluß daran die Entlassung Friedrichs, der jetzt wieder den Titel „Kronprinz von Preußen“ erhielt, aus seiner engen Haft. Er erhielt jetzt auch seinen Degen, aber ohne Offiziersportepée, vom Gouverneur v. Lepel zurück. Die Zeit der schlimmsten und schwersten Prüfung war vorüber. Durch Stürme ohnegleichen hatte er hindurchgehen müssen, aber sie hatten erwirkt, was der König mit dieser harten Strafe hatte erreichen wollen: eine ernste Einkehr in sich selbst und eine Läuterung des Charakters, die die unbedingt notwendige Vorbedingung künftiger Leistungen war.



Fünftes Kapitel

Stille Lehrjahre in Küstrin und Ruppin

Außerlich war der Konflikt zwischen Vater und Sohn wenigstens in seiner schroffsten Form beigelegt; innerlich standen sich beide grundverschiedene Naturen, die zugleich zwei entgegengesetzte Weltanschauungen repräsentierten, noch ohne tieferes Verständnis gegenüber. Die volle Versöhnung konnte nur gelingen, wenn dem genialen, aber ungebundenen, im wesentlichen in französischen Kulturgedanken lebenden Sohne das Maß deutscher Art und preußischer Subordination eingeimpft wurde, welches zu einer den preußischen Bedürfnissen entsprechenden Regierungsart erforderlich war. „Lerne gehorchen, um dereinst regieren zu können“, das war der Satz, dessen tiefe Bedeutung dem Kronprinzen nur in der harten Schule, die er durchgemacht hatte, und in der ernsten Einzelarbeit, in die er jetzt eingeführt werden sollte, in vollem Maße aufgehen konnte. Der Vater aber mußte erst erkennen, daß in der anders gearteten Natur des Sohnes doch auch die Kräfte wohnten, aus denen sich ein tüchtiger Regent zusammensetzt. Noch fehlte dem Vater, als er die strenge Haft des Sohnes milderte, das Vertrauen dazu, daß das möglich sein würde. In einem bald nach der vorläufigen Begnadigung an den Fürsten von Dessau geschriebenen

Briefe sprach er noch immer Zweifel daran aus, ob es gelingen werde, seinen Sohn zu einem „honnête homme“ zu machen. Demgemäß wurde Friedrich auch noch keineswegs in seine früheren Ehren wieder eingesetzt. Wohl freute sich der König, als der Feldprediger nach seiner Rückkehr aus Küstrin ihm die Bitte des Kronprinzen mitteilte, ihm das Portepée seines Degens zurückzugeben, und rief überrascht aus: „Ist denn Friß auch ein Soldat? Nun, das ist ja gut.“ Aber gewährt wurde ihm die Wiederaufnahme in die Armee noch nicht. Demgemäß durften die Posten nicht vor dem Kronprinzen präsentieren, die Wache nicht das Spiel rühren; selbst der Gruß von seiten des Militärs wurde ihm versagt. Segensreichen Einfluß auf den Sohn erhoffte der Vater nur von ernster und pflichttreuer Arbeit im Dienste des Staates. Dort sollte er vor allem werden, was er bisher zu sein noch so wenig gelernt hatte: ein sorgsamer Haushalter mit den ihm dereinst anzuvertrauenden Mitteln des Staates. In den Geschäften der praktischen Verwaltung, in welche er am 20. November 1730 als Auskultator eintrat, um sich an den Arbeiten der Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin zu beteiligen, sollte er jetzt, wie der König es ausdrückt, sich überzeugen, „daß kein Staat bestehen könne sonder Wirtschaft und gute Verfassung und daß ohnstreitig das Wohl des Landes davon dependiere, daß der Landesherr alles selbst versteht und ein Wirt und Ökonomus ist“.

Diesen Absichten des Königs entsprechend, ging es nun an die ernste Arbeit in der Staatsverwaltung, die der Kronprinz in allen Einzelheiten kennen lernen sollte. Zwar war seine Stellung in der Kriegs- und Domänenkammer, an deren Sitzungen er regelmäßig teilzunehmen hatte, noch nicht die eines gleichberechtigten Mitgliedes: er hatte

die Berichte der Kammer an letzter Stelle zu zeichnen. Aber er gewann doch Einblick in den Mechanismus der Verwaltung, für den ihm jetzt allmählich Sinn und Verständnis wuchs. Sehr viel trug hierzu bei, daß seine Vorgesetzten, der Präsident v. Münchow und der Kammerdirektor Hille, keineswegs starre und pedantische Bureaukraten, sondern feingebildete Männer und dabei tüchtige Beamte waren, welche Verständnis für des Prinzen Eigenart zeigten und es sehr wohl verstanden, sein Interesse zu erwecken. Neben den Arbeiten in der Kammer selbst, in welcher ihm oft kleinere Referate übertragen wurden, ging systematischer theoretischer Unterricht in der Verwaltungslehre einher. Der Kammerdirektor Hille trug ihm das Finanzsystem und die Handelslehre, der Kriegsrat Hünide Aderbaukunde vor. In dieser ernsten Arbeit gewann er nach den trüben Monaten isolierter und fast beschäftigungsloser Gefangenschaft sehr bald seine frühere Munterkeit wieder, so daß Hille schon nach vier Wochen berichten konnte: „Seine Königliche Hoheit sind munter wie ein Buchfink.“

Zugleich gestalteten sich auch seine äußeren Lebensumstände erheblich erfreulicher und erträglicher. Zwar blieb er zunächst auch in seiner Bewegungsfreiheit noch auf Stadt und Festung Küstrin beschränkt, aber er bezog doch ein eigenes Haus in der Stadt und erhielt einen kleinen Hofhalt, an dessen Spitze der Hofmarschall v. Wolden stand, mit dem er sich, ebenso wie mit seinen Kammerjunkern v. Nazmer und v. Rohwedell, bald sehr gut zu stellen wußte. Namentlich bildete sich zu Nazmer sehr schnell ein herzliches Verhältnis. Bis zum späten Abend hat er oft mit dem neugewonnenen Freunde über ernste politische und wirtschaftliche Fragen geplaudert; an ihn hat er auch, im Anschluß an eine solche Abendunterhaltung,

seine erste Denkschrift über hohe Politik und über die Zukunftsaufgaben des preußischen Staates gerichtet, die bei aller jugendlicher Überschwenglichkeit doch schon in ihrer ganzen Art die Klaue des Löwen erkennen läßt. Von dem Gedanken ausgehend, daß Preußen in der großen Politik noch keineswegs die seiner inneren Kraft entsprechende Rolle spiele, erkennt er die letzte Ursache davon in der zerstreuten und zersprengten Lage der einzelnen Bestandteile des Staates, die durch Erwerbung des schwedischen Pommern, Jülich-Bergs und des polnischen Preußen abgerundet werden müsse. Noch gären die Gedanken unklar in seinem Kopfe, aber doch zeigt sich schon der scharfe Sinn für das Wesentliche und für den Beruf des preußischen Staates, den er später so glänzend bewähren sollte. Auch seinen Vorgesetzten fiel diese Vorliebe für hohe politische Spekulationen, und zwar im Hinblick auf die ihm zunächst gestellten Aufgaben ungünstig, auf. Hille äußerte sich hierüber in seinem Schlußurteil über Friedrichs Aufenthalt in Küstrin dahin, daß er die Beschäftigung mit der hohen Politik für viel nobler und viel wichtiger als die mit den Finanzen halte, daß ihm der Sinn für das Detail der Verwaltung noch fehle.

Zum Glück war Hille bei aller Freundlichkeit offen und ehrlich genug, um dem Kronprinzen zuweilen scharf entgegenzutreten. Als Friedrich einmal seine Verwunderung darüber aussprach, daß ein adliger Landrat einem bürgerlichen Vorgesetzten Rechenschaft ablegen müsse, gab Hille ihm die kühne und scharfe Antwort, in der Tat sei alles in der Welt verkehrt; das zeige sich in nichts besser als darin, daß Prinzen, denen es an dem erforderlichen gesunden Menschenverstande fehle und die sich nur mit Bagatellen beschäftigten, vernünftigen Menschen Befehle geben könnten. Sonst aber konnte Hille an den König

selbst wie an Grumbkow im allgemeinen nur Günstiges über seinen hohen Untergebenen berichten. Aber wenn der Kronprinz durch die unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Vaters, die er in mehreren Briefen an diesen in den beweglichsten Worten aussprach, eine baldige endgültige Begnadigung und die Bewilligung größerer Freiheit erhoffte, so sah er sich darin zunächst getäuscht. Noch hielt der König die Probezeit keineswegs für bestanden. Im Gegenteil: nur zu oft brach sein Unmut gegen den Sohn in hellen Flammen hervor. Der Kronprinz und seine Vorgesetzten gerieten oft in Verzweiflung über die oft völlig unerwarteten Ausbrüche des königlichen Zornes. Da war es dann Grumbkow, der durch seine klugen, auf genauer Kenntnis des Wesens des Königs beruhenden hofmännischen Ratschläge die Sache wieder einigermaßen ins Geleise brachte. Wolden äußerte einmal, man würde in Küstrin ohne Grumbkows Hilfe im Dunkeln tappen wie die Blinden. Der König verlangte nicht nur Unterwerfung in äußeren Dingen, sondern auch in geistig-religiösen Überzeugungsfragen. Hier aber wurde Friedrich die Unterwerfung erheblich schwerer und mußte immer eine mehr oder weniger äußerliche bleiben. Vor allem argwöhnte der König trotz der Berichte des Feldpredigers Müller, daß sein Sohn noch immer innerlich an der ihm so verhaßten Prädestinationslehre der Reformierten festhalte. Selbst die Kammerjunker des Sohnes hatte er angewiesen, ihm den unseligen „Partikularismus“ auszureden. Friedrich hat dann wohl zu Hille geäußert, er wolle für seine Meinung nicht zum Märtyrer werden. Aber sie schlechthin aufzugeben, war er doch nicht geneigt. Der König schrieb an Wolden in zornigem Tone darüber, „daß der Bösewicht von seiner Prädestination nicht abgehe; will er zum Teufel, so fahre er hin. Wollte Gott, ich wäre

vor Gott in allen Sachen so weiß, wie in diesen allen Sachen, so ich mit diesem Bösewicht gehabt“. „Enfin,“ so endet das zornige Schreiben, „Ihr werdet Euren Heiligen mit der Zeit noch besser kennen lernen, daß nichts Gutes in ihm ist; aber seine Zunge ist gut, da fehlet nichts daran.“ Friedrich geriet über all das in solche Aufregung, daß er schließlich an Wechselfieber erkrankte, aber er blieb fest und ließ durch Wolden antworten: Er glaube, daß er besser getan habe, seine Herzensmeinung klar und deutlich zu sagen, als durch Heuchelei und verstocktes Wesen Gott und den König zu hintergehen. Der König verlangte jetzt von dem Sohne, daß er ihm diejenigen namhaft mache, die ihm die Irrlehren beigebracht hätten, was Friedrich rundweg ablehnte. Hille erklärte Grumbkow, er sei mit seinem Vatein zu Ende. Schließlich aber ließ sich Friedrich durch Hilles Zureden zu einer wenigstens einigermaßen entgegenkommenden Erklärung herbei, die dann die Laune des Königs um so mehr ein wenig verbesserte, als der Sohn in dem Glückwunschsreiben, welches er zu Neujahr an den Vater richtete, durch Grumbkows Ratschläge geleitet, einen dem Vater sehr erwünschten Ton namentlich in der Redewendung anschlug, er möchte „das letzte unglückliche Jahr aus seinem Leben gleich als ausradieren können“. Gleichwohl blieb der Vater noch immer mißtrauisch und entschloß sich nur langsam und zögernd zu größerem Entgegenkommen. Selbst den Berichten Hilles über die Fortschritte des Sohnes schenkte er keinen vollen Glauben. Die Vorgesetzten des Kronprinzen standen dieser Lage der Dinge um so mehr ratlos gegenüber, als sich immer klarer herausstellte, daß die bloße Teilnahme an den Arbeiten der Kammer den Prinzen nicht genügend beschäftige: er langweile sich und müsse daher notwendig auf allerlei Nebenbeschäftigungen verfallen, zumal der König trotz der Be-

fürwortung Woldens nicht einmal die Lektüre von Büchern über Finanz- und Polizeiwesen gestattete, sondern ihm nur die Bibel, das Gesangbuch und Arndts wahres Christentum erlauben wollte. „Aus Büchern,“ so schrieb der König am 12. Januar 1731, „lernt man nichts, sondern die Pratique muß es machen, und ist eben das Lesen allerhand unnützer Bücher schuld, daß der Kronprinz in verschiedene verderbliche und gefährliche Umstände geraten.“

Diese Versagung genügender Lektüre aber war dieser nach Wissen und Literatur heißhungrigen Seele gegenüber ein schwerer Fehler. Glücklicherweise machte sich das literarische Sehnen und Streben bei dem lebhaften Temperamente des Prinzen in anderer Weise Luft. Eben in dieser Zeit begann er, natürlich der ganzen bisherigen Entwicklung entsprechend, in französischer Sprache sehr eifrig Verse zu schmieden, die ihm mit spielender Leichtigkeit aus der Feder flossen. Hatte er doch schon im Alter von zehn Jahren einen Roman, mit sechzehn Jahren die ersten Verse verfaßt. Hille klagte sehr bald, die Reimwut sei eine noch weit stärkere Leidenschaft geworden als die Musizierwut. Er erklärte dem Prinzen mit dem ihm eigenen Freimut, die Verse seien „für einen Prinzen recht gut, für einen gewöhnlichen Menschen nichts Besonderes“. Friedrich aber fand seine Befriedigung darin und hat in seinem ganzen ferneren Leben oft die zartesten Regungen und tiefsten Gedanken seiner empfindsamen Seele in Gedichten zum Ausdruck gebracht.

Vor allem aber litt Friedrich unter der noch immer aufrechterhaltenen Enge und Kargheit seiner Lebensführung. Waren doch für seinen Haushalt im ganzen 147 Taler monatlich angesetzt, von denen womöglich noch gespart werden sollte. Danach hätten sich kulinarische Genüsse wie Austern, Seefische und Hamburger Kapaunen auch

dann von selbst verboten, wenn dieses Verbot nicht ausdrücklich durch die „ökonomische Instruktion“ des Vaters ausgesprochen gewesen wäre. Wie knapp die Mittel des Kronprinzen bemessen waren, ergibt sich am schlagendsten aus einer kleinen Erzählung des englischen Gesandten Guy Dickens, nach welcher Friedrich, um einem in Not geratenen verabschiedeten Offizier die von ihm erbetene Unterstützung zu gewähren, keinen anderen Ausweg wußte, als den Hofmarschall zu bitten, von den ihm täglich bewilligten vier Gerichten so lange eines zu streichen, bis die Summe — es handelte sich um zwanzig Taler! — bezahlt sei. Der französische Gesandte Sauveterre aber weiß gar zu berichten, der Kronprinz habe einen Hasen zu essen gewünscht, der acht Groschen kosten sollte; er habe aber nur drei Groschen, der ausgeschiedte Diener aber gar nichts gehabt und niemand habe die fehlenden fünf Groschen leihen können oder wollen, und so habe Friedrich auf den Hasen verzichten müssen. Der Haushalt war so karg bestellt, daß von wohlwollenden Leuten allerhand Liebesgaben in die Vorratskammer eingeschmuggelt wurden. Für Wein und sogar für den streng verbotenen Champagner sorgte zuweilen Grumbkow, der jetzt offenbar ernstlich darauf aus war, sich die Gunst des Thronfolgers zu erringen und zu bewahren. Aber er vermochte es nicht, beim Könige durchzusehen, daß dem Kronprinzen gestattet würde, außer den drei Herren des Hofstaates irgend jemand zu Gast zu laden. Ebenso wenig durfte er selbst Gesellschaften besuchen. Selbst die nachgesuchte Erlaubnis, an der Trauung der Tochter des Gouverneurs teilzunehmen, wurde verweigert. „Abgeschlagen; ein Arrestante müßte eingeschlossen sein.“

Dazu sah sich der Kronprinz beständig von Spähern und Spionen umgeben, die dem Könige über ihn be-

richten mußten. Er vermochte sich diese Haltung des Vaters nicht anders zu erklären als durch die Annahme, dieser fürchte noch immer, daß er auf seiner Verheiratung mit einer englischen Prinzessin bestehen wolle. In dieser Stimmung hat er sich entschlossen, eine feierliche Deklaration aufzusetzen, in der er nicht allein auf diesen Gedanken ausdrücklich verzichtete, sondern sich zugleich bereit erklärte, wenn es der Vater wünsche, eine österreichische Erzherzogin zu heiraten, sofern man nur keinen Religionswechsel von ihm verlange. Mit Recht warnte Grumbkow, dem Hille diese Deklaration des Kronprinzen übersandte, ernst und nachdrücklich vor derartigen Experimenten und riet, das Schriftstück sofort zu verbrennen: der König habe nie daran gedacht, den Kronprinzen mit einer österreichischen Erzherzogin zu vermählen, auch sei es ein Irrtum, wenn der Kronprinz annehme, die Verzögerung der vollen Gnade des Vaters liege daran, daß er eine Fortdauer der englischen Heiratspläne argwöhne; vielmehr komme es darauf an, die noch immer sehr ungünstigen Ansichten des Königs über den Charakter seines Sohnes, den er für unaufrichtig halte, von dem er glaube, daß er ihn, den Vater, nie geliebt habe, daß er jede ernste Arbeit scheue, zu zerstreuen. Eine Beseitigung jener ungünstigen Auffassung von dem Charakter des Kronprinzen erhofft der bevorzugte Ratgeber des Königs nur von einer persönlichen Zusammenkunft beider.

Auch Sedendorff, der durch Grumbkow von der Erklärung des Kronprinzen erfuhr und darüber sofort nach Wien berichtete, war in hohem Grade erstaunt und erschrocken darüber. Würden doch durch ein Bekanntwerden dieser Erklärung die in Umlauf befindlichen Gerüchte, daß man beabsichtige, den Prinzen katholisch zu machen, neue Nahrung erhalten haben. Sedendorff hielt den Ge-

danken geradezu für eine Eingebung und einen Fallstrich der Gegner des kaiserlichen Hofes. Prinz Eugen aber schloß aus dieser Erklärung wie aus dem früheren politischen Projekt, welches der Kronprinz Maxmer übersandt und von dem man in Wien gleichfalls Kenntniss erhalten hatte, daß „der junge Herr“ gar „weitaussehende Ideen“ habe und in Zukunft seinen Nachbarn sehr gefährlich werden könne.

Wie richtig aber Grumbkow die Lage der Dinge beurteilt, wie recht er gehabt hatte, den Grund zu der noch fortdauernden Unzufriedenheit des Königs in seiner ungünstigen Auffassung über den Charakter des Sohnes zu erblicken, erfuhr man in Küstrin nur zu bald durch einige recht scharfe Briefe, welche im Mai dorthin gelangten. So demütig und unterwürfig die Briefe waren, welche der Sohn an ihn schrieb, so ließ der König seinerseits doch nicht nach, ihm immer aufs neue sein Sündenregister vorzuwerfen und auf die „verfluchten Leute“, welche ihn beeinflusst und ihm die Person des Vaters und die von ihm geschaffene Verfassung des Staates verhaßt gemacht hätten, zu wettern: er solle sich daran ein Beispiel nehmen, daß alle Falschheit in der Welt nichts helfe und nichts so fein gesponnen sei, als daß es nicht an die Sonne kommen sollte. „Gott gebe aber,“ so schließt das charakteristische Schreiben des Königs vom 3. Mai 1731, „daß Euer falsches Herz durch Euren Arrest möge vollkommen gebessert werden und daß Ihr Gott möget vor Augen haben, alle die verdammten, gottlosen prädestinatischen Sentiments aus Eurem bösen Herzen mit Christi Blut abwaschen.“ Ähnlich scharf schrieb er einige Wochen später an den Hofmarschall Wolden: Wenn er das getan hätte, was sein Sohn getan habe, so würde er sich tot schämen und sich vor niemand sehen lassen;

der Sohn solle nur seinen Willen tun, das französische und englische Wesen aus dem Kopf schlagen und nichts als preußisch, seinem Herrn und Vater getreu sein und ein deutsches Herz haben, alle *Petitmaître*, französische, politische und verdammliche Falschheit aus dem Herzen lassen und hingegen Gott fleißig anrufen um seine Gnade.

Alles das klang wenig tröstlich, und es ist begreiflich, daß des Kronprinzen Umgebung dadurch in stets wachsende Verlegenheit und Ratlosigkeit geriet, und zwar um so mehr, als man hier den Eindruck gewonnen hatte, daß Friedrich sich eifrig bemühe, die vom Vater getadelten Fehler abzulegen, und daß er auch auf dem Gebiete der Verwaltung tüchtige Fortschritte mache. Auch an der vom Vater vermischten Liebe schien er es nicht fehlen zu lassen. Hille bezeugt ausdrücklich, daß der Kronprinz nie ein unehrerbietiges Wort über den Vater gesprochen habe und daß es ein entschiedener Irrtum des Königs sei, wenn er annehme, daß der Sohn keine Liebe zu ihm hege; ja er fand, daß er zu gewissen Zeiten, gerade wenn er ungeduldig und unzufrieden mit seinem Geschick sei, dem Vater in seinem Zorne, dem „mit dem Donner bewaffneten Jupiter“, merkwürdig ähnlich sei. Auch Woldens Urteil über Friedrich lautete entschieden günstig; er gab der Meinung Ausdruck, daß der Kronprinz alle für einen hohen Herrn erforderlichen Eigenschaften besitze, daß er nur noch ein wenig reifen müsse, dann wolle er wetten, daß er einer der größten Fürsten sein werde, welche das Haus Brandenburg hervorgebracht habe.

Unter diesen Umständen kamen die Vorgesetzten des Kronprinzen, übereinstimmend mit Grumbkow, immer wieder auf den Gedanken zurück, daß die obwaltenden Mißverständnisse nur durch ein persönliches Zusammentreffen des Vaters mit dem Sohne beseitigt werden könnten.

Schon im Juni trug der Hofmarschall Wolden, als der König eine Reise nach Preußen vorhatte, den Wunsch des Sohnes vor, ihm bei dieser Gelegenheit „den Rod küssen zu dürfen“, erhielt aber die herbe Antwort, der Prinz solle in Rüstzin verbleiben; er, der König, werde die Zeit schon wissen, wenn das böse Herz wahrhaftig und ohne Heuchelei gebessert sein werde. Friedrich wurde über diese immer wieder verweigerte Gewährung der vollen Gnade allmählich ganz verzweifelt und verlor allen Mut. Seine Stimmung wurde dadurch nicht verbessert, daß ihm der Vater von der bevorstehenden Vermählung seiner Lieblingschwester Wilhelmine mit dem Erbprinzen von Bayreuth Mitteilung machen ließ. Hatte er doch noch immer im stillen gehofft, daß die Engländer endlich doch noch auf die einfache Heirat der Schwester mit dem Prinzen von Wales eingehen würden. Außerdem vermutete er mit Recht, daß die Schwester nur durch die Anwendung von Gewaltmitteln zur Zustimmung zu dieser Bayreuther Ehe gezwungen worden sei. Dazu kam noch, daß er vernahm, daß auch für ihn schon eine Heirat in Aussicht genommen sei, aber, wie Hille sich ausdrückte, gar keine Lust empfand, die Rahe im Sack zu kaufen, wie seine Schwester es habe tun müssen; doch glaubt Wolden die Ansicht aussprechen zu dürfen, daß der Kronprinz sich in dieser Beziehung doch fügen werde, um größere Freiheit als bisher zu erlangen.

Endlich entschloß sich dann der König, die von Grumbow, Hille und Wolden so sehnlich erbetene, von dem Kronprinzen zugleich gewünschte und gefürchtete persönliche Zusammenkunft zu bewilligen. Indem er am 5. August Wolden davon Mitteilung machte, schrieb er zugleich, er wolle, wenn er dem Sohne nur in die Augen sehe, sogleich erkennen, ob er sich wirklich gebessert habe. Auf

einer Reise zum Johannitertage in Sonnenburg erschien der König dann in der That am 15. August, seinem Geburtstage, in Küstrin; es war das erstemal seit der Arretierung in Wesel, daß Vater und Sohn sich wieder Auge in Auge gegenübertraten. Die Aussprache, über die wir ein von Grumbkow aufgezeichnetes eingehendes Protokoll besitzen, war ernst und bitter genug für den Kronprinzen. Er hatte sich dem Vater, der ihn rufen ließ, sobald er seiner ansichtig wurde, zu Füßen geworfen. Der Vater ließ ihn aufstehen, ersparte ihm aber dann nicht eine lange und scharfe Aufzählung aller der schweren Vergehungen, die er sich habe zuschulden kommen lassen: Über jugendliche Sottisen, wie Courtoisieren und liederliche Händel und dergleichen, so hielt er ihm vor, könne man hinwegsehen, aber der Grundfehler sei seine Verstocktheit und Unaufrichtigkeit gewesen, durch die er zu allen seinen schlimmen Handlungen veranlaßt worden sei. „Ihr habt gemeint,“ rief er zornig, „mit Eurem Eigensinn durchzukommen; aber höre, mein Kerl, wenn du auch sechzig und siebzig Jahre alt wärest, so sollst du mir nichts vorschreiben. Und da ich mich bis dato gegen jedermann soutenieret, wird es mir an Mitteln auch nicht fehlen, dich zur Reason zu bringen.“ Am meisten Verdruß äußerte der König darüber, daß sein Sohn nicht mehr Vertrauen zu ihm gehabt habe. Als Friedrich die Frage, ob er nach England habe gehen wollen, bejahte, hielt er ihm alle die verhängnisvollen Folgen, die dies nicht allein für ihn, für seine Mutter und Schwester, sondern auch für den Staat gehabt haben würde, ernst und nachdrücklich vor: mit Hintansetzung seines Blutes müsse er alles aufbieten, um diesen Fehler wieder gutzumachen. Der Kronprinz warf sich ihm danach von neuem zu Füßen und bat, ihn auf die härtesten Proben zu stellen,

er wolle alles ausstehen, um Seiner Majestät Gnade und Achtung wiederzugewinnen. In der That wurde der König allmählich milder und versöhnlicher gestimmt. Das Endergebnis der erschütternden Zwiesprache aber war dann völlige Vergebung von seiten des Königs. Tief ergriffen und erschüttert fiel der Sohn dem Vater unter Tränen zu Füßen; herzliche Umarmungen folgten, die sich zur Freude der Zuschauer bis an den Wagen, in dem der König die Reise fortsetzte, wiederholten. Schließlich sagte der König dem Kronprinzen, er wolle, da er glaube, daß seine Reue aufrichtig sei, nun auch weiter für ihn sorgen. Nach schweren Stürmen und inneren Kämpfen hatte der Vater den Sohn, der Sohn den Vater wiedergefunden.

Die erschütternde Szene des Wiedersehens und der Vergebung hatte nun auch bei dem Sohne das Eis völlig gebrochen. Er habe bisher nie geglaubt, so äußerte er nach der Abreise des Königs, daß sein Vater die geringste Regung von Liebe für ihn hätte. Gerade die Wiederkehr dieser Liebe beseitigte den letzten Rest von Verstocktheit bei dem Sohne. Jetzt erst entschloß er sich in einem drei Tage nach der Zusammenkunft an den Vater gerichteten Briefe zu einem offenen Bekenntnis über jene verhängnisvollen Schriftstücke, die er im Winter vor seiner Flucht hatte nach England gelangen lassen, in denen er sich, im Gegensatz zu den damals schwebenden diplomatischen Verhandlungen, zu dem Versprechen hatte hinreißen lassen, niemals eine andere als eine englische Prinzessin zu heiraten. Er motivierte dieses offene Bekenntnis ausdrücklich mit den Worten, der Vater habe durch seine huldreiche Vergebung „sein Herz solchergestalt gewonnen“, daß er unmöglich etwas Verschwiegenes oder Geheimes vor ihm haben könne; er bitte „um der Wunden Christi willen“

ihm auch dieses noch zu verzeihen und ihm diese Verzeihung dadurch zu beweisen, daß er ihn wieder Soldat werden lasse.

Diese letztere Bitte zwar schlug der König, der sie noch immer nach seinen früheren Erfahrungen nicht für aufrichtig, sondern für einen Ausfluß des Wunsches, sich bei ihm einzuschmeicheln, hielt, nochmals in einem Briefe, in dem er ihn zum ersten Male wieder mit „mein lieber Sohn“ anredete, in ausführlicher Begründung ab; im übrigen aber hielt er Wort und erleichterte die bisherige Lage des Sohnes sehr wesentlich durch eine neue, sehr viel mehr Freiheit gewährende Instruktion für Wolden (21. August). Diese erfüllte zwar bei weitem nicht alle Hoffnungen, welche man in Küstrin infolge der Versöhnung vom 15. August gehegt hatte. Weltliche Bücher und namentlich französische Lektüre, nach der sich der geistig angeregte Kronprinz vor allem sehnte, blieben ebenso wie Musik, Spiel und Tanz verboten. Zu Tisch durften nie mehr als zwei Gäste und niemals Damen eingeladen werden. Aber im übrigen wurde die Bewegungsfreiheit sehr erheblich erweitert. Vor allem öffneten sich dem Kronprinzen jetzt die Festungstore. Er durfte die Stadt verlassen, ja ein Teil des neuen Beschäftigungsplanes beruhte auf dieser Voraussetzung. Neben den Arbeiten in der Kammer, an deren Sitzungen er jetzt als gleichberechtigter Rat teilnahm, deren Berichte er an erster Stelle hinter dem Präsidenten zu zeichnen hatte, sollte jetzt praktische Beschäftigung mit der Ökonomie, mit den Domänen und Ämtern durch regelmäßige Reisen stattfinden. Auch sollte er die Garnisonen besuchen und sich dabei die Offiziere vorstellen lassen. Bestehen blieb nur die Verpflichtung, jedesmal, wenn er die Stadt verlassen wollte, es dem Gouverneur zu melden. Außerdem sollte er nie die

Nacht außerhalb der Stadt verbringen. Er erhielt jetzt vom Vater eine Equipage und einen Marstall von neun Pferden. Die Nachmittage waren für angemessene Erholungen und Vergnügungen, wie Jagd, Entenschießen, Spazierenreiten und -fahren und dergleichen, freigegeben. Lästig blieb dabei die Bestimmung, die an das frühere Bewachungs- und Spionierungssystem erinnerte: daß der Kronprinz nie allein sein, auch mit niemand allein sprechen sollte. Auch bei den Reisen in die Domänen und Ämter sollte ihn stets ein Mitglied der Kammer begleiten, ihm alles gut zeigen und erklären. Seine Begleitung wird dafür verantwortlich gemacht, daß Friedrich „bei kein Mädchen oder Frauensmensch kommt“. Dagegen durfte er jetzt Besuche annehmen, wie denn in der That ausländische Gesandte fortan nicht verfehlten, bei ihm vorzusprechen.

Im Anschluß an diese veränderte Lebensweise wurde ihm vom 1. September an auch ein neuer, erhöhter Etat für seine Haushaltung angewiesen, dabei aber streng verlangt, daß er damit auskomme und „gut haushalten lerne“. Er soll selbst auf seine Leute und Pferde, Sattel und Zeug Achtung geben und dahin sehen, daß alles in gutem Stande bleibt.

Gleichzeitig mit dieser offiziellen, vom Könige Wolden erteilten Instruktion erhielt Friedrich selbst eine solche von Grumblow. Sie enthält neben einer salbungsvollen religiösen Ermahnung eine ganze Fülle trefflicher, aus genauer Kenntnis des Charakters des Königs geschöpfter Ratschläge, als deren Summe der Satz betrachtet werden kann, daß, je einfacher, natürlicher und ehrerbietiger Friedrichs Benehmen sein werde, um so mehr der König Gefallen daran finden werde. Bis ins kleinste Detail erstrecken sich dann die Anweisungen: Der Prinz soll den

König stets mit Majestät anreden, wie auch dieser es seinem Vater gegenüber getan habe. Im Gespräch soll er kurz und genau auf die an ihn gerichteten Fragen antworten, in bezug auf die Vergangenheit nichts verheimlichen. Wenn der König ihn um seine Ansicht befragt, soll er sie in bescheidener und vorsichtiger Form aussprechen, für die ihm geradezu wörtliche Wendungen angeraten werden. Dringend empfiehlt ihm Grumbkow, sich in politische und häusliche Angelegenheiten gar nicht zu mischen, sich mit Anliegen nur an bei dem Könige Vertrauen genießende Persönlichkeiten zu wenden, sich zu allen Beamten des Königs, namentlich zu den militärischen, freundlich zu stellen, mit denen, die dem Könige mißfallen, nicht zu viel Mitleid zu zeigen. Selbst im Verkehr mit den Familienmitgliedern rät er ihm Vorsicht an: der Königin soll er zwar Respekt bezeugen, aber doch immer die höhere Stellung des Vaters hervortreten lassen; gerade durch den Verdacht, den der König gehabt habe, daß sein Sohn die Mutter ihm vorziehe, seien viele der Ärgernisse entstanden, welche diese durchgemacht habe. Auch in dem Vertrauen, der Zärtlichkeit und Freundschaft zu seiner geliebten und „unvergleichlichen“ Schwester soll er mit Rücksicht auf die früheren Erfahrungen nicht zu weit gehen. Um die Erinnerung an die vergangenen Fehlritte beim Könige möglichst völlig auszulöschen, hält er es für ein geeignetes Mittel, wenn der Kronprinz bei einer etwaigen Anwesenheit in Berlin den Vater bitte, alle Generale und Offiziere zu versammeln, vor denen er dann seine Reue über das Vorgefallene bezeugen könne; außerdem soll er freiwillig den Küstriner Eid des unbedingten Gehorsams gegen den König erneuern.

Mit solchen Ratschlägen ausgerüstet, begann nun Friedrich mit Eifer und Verständnis seine durch die neue

Instruktion erweiterte und mannigfaltiger gestaltete Tätigkeit. In Begleitung eines Mitgliedes der Kammer bereiste er die verschiedenen Ämter und Domänen, überzeugte sich überall vom Stande der Wirtschaft, der Viehzucht und des Ackerbaues und bekam so bald praktischen Einblick in die vielseitige Wirksamkeit, die sein Vater auf diesem Gebiete entfaltet hatte. Sein Interesse an dieser praktischen Arbeit wuchs zusehends, und seine jetzt häufiger werdenden Briefe an den Vater sind voll von den neuen Eindrücken, die er hier gewann. Daß es ihm auch an treffender Beobachtungsgabe und ökonomischer Einsicht nicht mangelte, bewies er sehr bald durch praktische Verbesserungsvorschläge, die er dem Vater unterbreitete und die so wohlüberlegt waren, daß der König die dazu erforderlichen Mittel mit Freuden anwies. Er schlägt, als erstes Symptom seiner späteren bahnbrechenden Tätigkeit auf diesem Gebiete, die Aufräumung und Kultivierung sumpfiger Brüche vor, er beantragt für das Amt Karzig, dessen Amtmann er sonst wegen seiner Wirtschaftsführung belobt, ein neues Vorwerk, für welches er einen genauen Plan, Anschlag und Kontrakt ausarbeitet, nach welchem das dafür aufgewendete Kapital sich mit 10 Prozent verzinsen soll. Der Vater sieht sich jetzt wiederholt veranlaßt, den Eifer und das Verständnis des Sohnes anzuerkennen und zu loben. Auch Hille gegenüber äußert er seine Freude. Friedrich bereist dann in ähnlicher Weise die Ämter Quartzen, Golzow, Himmelstädt u. a. Neben der landwirtschaftlichen Verwaltung fesselt namentlich die von Handel und Gewerbe sein Interesse. Er wird aufmerksam auf die große Bedeutung, welche Schlesien für den Oderhandel besitzt, und beschäftigt sich sehr intensiv mit einem darauf bezüglichen Zoll- und Kommerzprojekt. „Ich sitze,“ so schreibt er darüber an Grumbow, „jetzt

bis über die Ohren in meinem schlesischen Handel. Ich kann mich einer Sache nicht halb ergeben, ich muß immer kopfüber hinein.“

Neben dieser angestregten und vielseitigen Arbeit fehlte es indessen auch nicht an mancherlei Abwechslung und Zerstreuung. Zwar war der König in der Bewilligung auf diesem Gebiete noch immer ziemlich zurückhaltend und gestattete u. a. nicht, daß Friedrich an dem von dem Markgrafen Karl in Sonnenburg abgehaltenen Ordensfeste teilnahm. Aber dafür ging es bei der Durchreise des Markgrafen in Küstrin selbst lustig her, und es setzte schließlich in der ausgelassenen Fröhlichkeit zerbrochene Fensterscheiben und Weingläser. Auch die dienstlichen Reisen boten mancherlei Erfreuliches, zumal sie sich allmählich immer weiter, bis ins schlesische und polnische Gebiet, ausdehnten. Auf einer dieser Reisen kam Friedrich auch nach Frankfurt a. D., wo ihm von den Studenten ein Fadelzug dargebracht wurde, der ihm viele Freude bereitete. Den Hauptanziehungspunkt für die Stunden der Erholung aber bildete das Landgut des Obersten v. Breech, Tamsel. Hier fühlte er sich namentlich zu der jungen und anmutigen Schloßfrau in ritterlicher Schwärmerei hingezogen. Es war die erste ernste Neigung zu einer Frau, die ihn ergriff, die sich aber in durchaus harmlosen Grenzen hielt, da die wadere Dame allzu stürmische Huldigungen, die sehr oft in Form begeisterter poetischer Ergüsse erfolgten, mit feinem Takte abzuwehren wußte. So gab sie ihm einmal auf ein etwas zu leidenschaftlich gehaltenes Gedicht eine ebenfalls in Versen gehaltene Antwort, fügte aber hinzu, an diesem Gedicht habe ihre ganze Familie, also auch der gestrenge Gemahl, mitgearbeitet. Es war ein völlig harmloses Liebesidyll, welches sich hier auf „der Insel der Kalypso“ — so nannte Wolden das Land-

gut Tamsel — abspielte. Die Schloßherrin gestattete, daß ihr hoher Verehrer sie mit „theure Cousine“ anredete und nannte ihn ihrerseits Better; sie hatte nichts dagegen, daß er sie poetisch als seine Muse bezeichnete. Aber indem sie ihn stets innerhalb der richtigen Grenzen zu halten wußte, hat sie entschieden vorteilhaft erzieherisch auf sein von Natur leidenschaftliches Temperament eingewirkt. Noch sechs Jahre später hat er über diese schönen Tage poetischer Frauenverehrung an Voltaire geschrieben: „Eine liebenswürdige Frau flößte mir in der Blüte meiner Jugend auf einmal zwei Leidenschaften ein. Sie vermuten richtig, daß die eine die Liebe, die andere die Dichtung war. Dieses kleine Wunderwerk der Natur mit allen möglichen Reizen besaß Geschmaç und Zartgefühl und wollte sie mir mitteilen. Ich hatte Glück in der Liebe, aber nicht in der Dichtkunst. Seitdem bin ich oft genug verliebt und immer Dichter gewesen.“

Unter diesen mannigfachen Eindrücken fleißiger und eifriger Arbeit, verschiedenartiger würdiger Zerstreuung und dem segensreichen Einflusse einer edlen Frau gewann der Kronprinz allmählich das Gleichgewicht der Seele wieder, welches durch Stürme ohnegleichen so stark erschüttert worden war. Wie sein Geist aus einer ziemlich willkürlichen Regellosigkeit zu einer zielbewußten, systematischen Tätigkeit erstarke, so zeigte auch sein Äußeres, im Gegensatz zu dem früher vom Vater so oft getadelten flatterhaften, oft weibischen Wesen, männlichen Ernst und Festigkeit. Hille äußerte darüber zu Grumbkow, er werde den Kronprinzen in seinem Äußeren kaum wiedererkennen: er habe nichts mehr von der Gangart eines Marquis, sondern trete fest und sicher auf. Auch war er stärker und voller geworden. Bei der gelegentlichen Vorstellung von Offizieren benahm er sich nach einem Ausspruche des

Grafen Schulenburg, der ihn in dieser Zeit wiederholt sah, „herablassend wie ein König“.

Drei Monate waren seit der Rüsttriner Zusammenkunft des Königs mit seinem Sohne vergangen, als man in Berlin die Vorbereitungen zur Hochzeit der Lieblingschwester Friedrichs mit dem Markgrafen von Bayreuth traf. Der Vater hatte Wilhelmine, als sie ihre Zustimmung zu der Heirat gab, in Aussicht gestellt, den Bruder zur Hochzeit nach Berlin kommen zu lassen. In Rüsttrin wartete man zunächst vergeblich auf eine Einladung. Es bedurfte erst einer Eingabe Woldens an den König, ehe dieser genehmigte, daß sein Sohn, nicht zwar zur Vermählung selbst, wohl aber drei Tage danach nach Berlin komme. Auf einem glänzenden Hofballe erschien Friedrich, allen unerwartet, in einem schlichten, hechtgrauen Gewande ohne Degen unter der festlichen Gesellschaft, so daß er anfangs weder von der Mutter noch von der Schwester bemerkt wurde. Erst als der König ihn der Mutter mit den Worten: „Seht Ihr, Madame, da ist nun der Friß wieder“ zuführte, brach helle Freude los, die sich alsbald der ganzen Festgesellschaft mittheilte. Des Kronprinzen Erscheinen wurde als ein Symptom der endgültigen Versöhnung zwischen Vater und Sohn aufgefaßt. Als dann am 24. November Friedrich, von der Bevölkerung lebhaft begrüßt, auch auf der Parade erschienen war, wagten es am 27. alle Generale und Obersten unter Anführung des Fürsten von Dessau, den König um Wiederaufnahme des Kronprinzen in die Armee zu bitten. Diesmal endlich gab der König der Bitte statt. Friedrich durfte den ihm früher so verhaßten „blauen Rod“ wieder anlegen, wengleich er noch nicht sofort den eigentlich militärischen Dienst antrat. Sehr erfreut war der Kronprinz namentlich auch darüber, daß ihm der Vater die Inhaber-

schaft eines Regiments, des vor kurzem erledigten Goltz'schen Infanterie-Regiments Nr. 15, welches nicht in Berlin stand, in Aussicht stellte. Denn so glücklich er über die endliche Versöhnung war, so fürchtete er doch bei der Verschiedenheit der beiderseitigen Naturen bei einem beständigen Zusammenleben mit dem Vater neue Schwierigkeiten und Konflikte. In diesem Sinne hatte er sich schon in Küstrin zu dem Grafen v. der Schulenburg ausgesprochen, als er mit diesem die Frage besprach, was denn nach Ablauf der Küstriner Probezeit mit ihm werden sollte: er fürchte nichts mehr, als beständig mit dem Könige zusammen zu sein. In gleichem Sinne hatten sich auch Grumbkow, Sedendorff und Wolden ausgesprochen, und auch der König selbst hatte es schließlich eingesehen, daß eine getrennte Hofhaltung in beiderseitigem Interesse vorzuziehen sei. „Es wird dann,“ so sagte er, „jedemal etwas Neues für uns sein, wenn wir uns sehen.“ Deshalb hatte er ein Regiment für Friedrich gewählt, welches diesem seinen Aufenthalt in Ruppin vorschrieb. Doch begab er sich dorthin erst, nachdem er am 29. Februar 1732 sein Oberstenpatent und das Goltz'sche Regiment endgültig erhalten hatte. Von den Berliner Vermählungsfestlichkeiten ging er zunächst noch für einige Monate nach Küstrin zurück. Hier schloß er im Dezember den vorher begonnenen Plan wegen des schlesischen Commercii endgültig ab und übersandte ihn dem Vater. Mit vielfachen historischen Erörterungen setzt er hier seine Gedanken über die zu beobachtende Handelspolitik auseinander, indem er mit dem Satze beginnt: „Das Commercium ist eine von denen Sachen, die ein Land sehr bereichern können.“ Sehr günstig dafür würde es sein, „wenn durch einheimische Kaufleute der Handel nach der Ost- und Westsee getrieben würde und sie diese Waren in auswärtigen obbemeldten

Landen zu Gelde machen könnten. Allein man siehet alle Tage, wieviel schlesische Schiffe durch Berlin passieren, und daß die Schlesier diese Waren selbst holen, den Profit davon ziehen und sich der Berlinischen Kaufleute allein als Kommissionärs gebrauchen“. Vom Standpunkte der Handelspolitik aus die erste Andeutung einer Aufgabe, die er später vom Standpunkte der hohen Politik aus gelöst hat.

Der König hielt mit seiner Anerkennung wegen dieser und anderer Berichte des Sohnes nicht zurück; dagegen war er mit dessen äußerer Haltung in Berlin doch noch nicht völlig zufrieden gewesen und machte den Hofmarschall darauf aufmerksam, daß er auf eine strammere und mehr militärische Haltung Friedrichs dringen solle. Im allgemeinen aber war das Verhältnis zwischen Vater und Sohn jetzt ein durchaus korrektes, das in den beiderseitigen Briefen auch einer oft sehr warmen Herzlichkeit nicht ermangelte.

Da aber drohten dem wiederhergestellten Frieden, noch bevor Friedrich endgültig Küstrin verließ und seinen militärischen Dienst antrat, neue schwere Wolken. Der Vater trat jetzt sehr ernsthaft mit dem früher nur angedeuteten Plane, den Kronprinzen nach seinem Ermessen zu verheiraten, hervor.

Zunächst hatte er dem Prinzen versprochen, ihm die Wahl zwischen drei Prinzessinnen zu lassen, und es war in der That von verschiedenen Prinzessinnen die Rede gewesen, welche für die Auswahl in Betracht kommen sollten. In die weitere Entwicklung der Sache aber griff alsbald wieder eine Hofintrige ein. Graf Sedendorff und sein im kaiserlichen Solde stehender Freund Grumbkow, der jetzt angeblich mit dem Kronprinzen so nahe befreundet war, sahen in Übereinstimmung mit dem damals noch auf der Höhe seines Einflusses in Wien stehenden Prinzen

Eugen in Friedrichs Verheiratung mit einer dem kaiserlichen Hofe nahestehenden Prinzessin das geeignetste Mittel, den „jungen Herrn“ von seinen „weitaussehenden Ideen“ zu heilen und unlöslich mit dem Kaiserhause zu verbinden. Diesem Zwecke dienten auch die wiederholten ansehnlichen Darlehen, die man kaiserlicherseits dem sehr knapp gestellten und daher stets an Geldmangel leidenden preussischen Königssohne anbot, und die anzunehmen sich dieser durch seine Lage gezwungen sah. Endgültig erreicht aber sollte der vorgesezte Zweck eben durch die Verheiratung werden. An eine Ehe des protestantischen Kronprinzen mit einer österreichischen Erzherzogin ist zwar, wie wir sahen, nie gedacht worden. Aber die aus dem Braunschweigischen Hause stammende Gemahlin des Kaisers hatte daheim eine Nichte, die sehr geeignet erschien, den angestrebten Zweck zu erreichen: die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, Tochter Herzog Ferdinands, die, am 8. November 1715 in Wolfenbüttel geboren, auch im Lebensalter gut zu dem Kronprinzen zu passen schien. Indem man den königlichen Vater für diesen Heiratsplan geschickt zu gewinnen wußte, verfügte man in unverantwortlicher Weise aus rein politischen Gründen über das Lebensglück zweier Fürstenkinder, die, in Beanlagung und geistigem Wesen wenig zueinander passend, von vornherein geringe Aussicht hatten, zu einer wirklich harmonischen Ehe zu gelangen. Daran hätten eigentlich die vertraulichen Äußerungen, die Friedrich noch vor der Entscheidung Grumbkow gegenüber in bezug auf seine künftige Verheiratung getan hatte, keinerlei Zweifel lassen sollen. Sie ergaben, daß der Kronprinz zunächst überhaupt noch keine Neigung zur Heirat hege: er sei jung, so erklärte er, und wolle sein Leben noch genießen. Solange man ihn Junggeselle bleiben lasse, werde er Gott

danken, es noch zu sein. Vor allem aber hätte man bei der Auswahl der Braut auf das reiche geistige Leben des Prinzen Rücksicht nehmen müssen, der wiederholt erklärte, daß er eine Frau haben müsse, mit der er sich in seiner Weise und nach seinen Bedürfnissen unterhalten könne. Eine Braut zu finden, die in dieser Richtung den Wünschen des hochbegabten Prinzen entsprochen hätte, die ihm eine ebenbürtige Gefährtin seines hohen Gedankenfluges hätte werden können, wäre an sich eine schwierige Aufgabe gewesen; aber sie wurde von den Heiratsstiftern gar nicht ernstlich in Erwägung gezogen. Sie wählten eben eine Prinzessin, die in ihre politischen Kombinationen paßte. Zum mindesten aber hätte man den Kronprinzen selbst, wie man ihm früher versprochen hatte, unter mehreren Prinzessinnen auf Grund persönlicher Bekanntschaft wählen lassen müssen. Man hätte es um so mehr tun müssen, als Friedrich, als zuerst noch nicht in offizieller Form von der Prinzessin von Bevern die Rede war, sich sehr wenig geneigt gezeigt hatte, auf diesen Plan einzugehen. Eben weil er sie nicht kannte, hat er die brave und keineswegs unschöne Prinzessin ohne Zweifel unterschätzt und ganz falsch beurteilt; nach den Berichten, die ihm aus Braunschweiger Hofkreisen zugehen, glaubte er, sie sei ganz und gar nicht schön, dazu unbeholfen wie ein Klotz und spreche wenig, und auf Grund dieses Urteils erklärte er am 26. Januar 1732 Grumbkow, man könne darauf rechnen, daß sie, wenn man ihn zur Ehe mit ihr zwingt, verstoßen werden würde, sobald er Herr sein werde.

Unter diesen Umständen war es eine für beide Beteiligten wie für das Verhältnis des Sohnes zum Vater hochbedenkliche Sache, daß man schroff auf dem einmal gefaßten Plane bestand und den König zu entsprechendem

Vorgehen veranlaßte. In der Nacht vom 4. zum 5. Februar kam ein Eilbote des Königs mit einem Briefe an den Sohn bei diesem an, in welchem ihm die Prinzessin von Bevern, und nur sie allein, als Braut vorgeschlagen wurde, und zwar in einer der einfach frommen und nüchternen Art des Vaters entsprechenden Form, welche wenig für die Geistesanlage des Sohnes berechnet war. Die ihm bestimmte Braut wurde als „ein gottesfürchtiges Mensch“ bezeichnet; sie sei „wohl aufgezogen, modeste und eingezogen, wie die Frauen sein müßten“; sie sei „nicht häßlich, aber auch nicht schön“. Es liegt auf der Hand, welchen Eindruck diese Empfehlung auf den feinempfindenden und noch in seinem Liebesthymel mit der feingebildeten und anregenden Schloßfrau von Tamsel schwelgenden Kronprinzen machen mußte. Er geriet in eine verzweifelte Stimmung darüber, daß der Vater auch in dieser persönlichsten aller Angelegenheiten über ihn verfügen zu dürfen glaubte. Was aber war praktisch zu tun? Nach seinen bisherigen Erfahrungen mußte Friedrich annehmen, daß ein Widerstand gegen den Willen des Vaters doch vergeblich sein, ihn aber sicher der eben mühsam errungenen Gnade wieder verlustig machen werde. So mußte er sich unter dem Zwange der Verhältnisse zu einem innerlich unwahren und darum seiner nicht würdigen Auswege entschließen. Er antwortete dem Vater umgehend, daß er sich seinem Willen unbedingt unterwerfe, zugleich aber enthüllte er Grumbow die wahre Lage seines verzweifelten Herzens, anfangs mit resigniertem Mitleid mit sich und der Prinzessin, dann aber in wachsender Verzweiflung, die sich in bewegten Bitten, die Sache rückgängig zu machen, in Warnungen vor den Folgen und endlich in starkem Zynismus über die Art, wie er sich in dieser aufgezwungenen Ehe verhalten werde, äußerte. Grumbow sah sich so aufs neue in der

schwierigsten Stellung zwischen Vater und Sohn; aber er blieb bei aller wilden Verzweiflung des Kronprinzen der ruhig abwägende und vorsichtige Hofmann. Als ihm der Kronprinz nach nochmaliger leidenschaftlicher Darstellung seiner Lage andeutete, er habe noch Mittel, ein Pistolenschuß könne ihn von seinem Leid und seinem Leben befreien, da antwortete Grumbkow kühl und gelassen: er könne in der Don Carlos-Tragödie nicht mitspielen; das Hemd sei ihm näher als der Rod. Er drohte Friedrich und seiner Umgebung geradezu mit völligem Bruch mit dem kronprinzlichen Hofe, da er sonst Gefahr laufe, beim König in Ungnade zu fallen. Es war dasselbe frevelhafte Spiel des Diplomaten, das er schon früher im Bunde mit Sedendorff gespielt hatte: erst hatte er dem Könige eine Maßregel angeraten, von der er wissen mußte, daß sie den Kronprinzen zur Verzweiflung bringen werde; jetzt aber überließ er diesen seiner Verzweiflung, ohne den Finger zu rühren. Ja, er ließ es, um Friedrich zur Nachgiebigkeit zu zwingen, nicht an einer Drohung fehlen, die selbst Prinz Eugen für bedenklich unvorsichtig hielt; er erzählte ihm nämlich, um ihn vor dem Zorne des Vaters zu warnen, daß dieser ihm während der Küstriner Zeit einmal gesagt habe: „Mein Grumbkow, denkt an diese Stelle; Gott gebe, daß ich nicht wahr rede. Aber mein Sohn stirbt nicht eines natürlichen Todes, und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände komme.“

So mußte sich Friedrich in das Unabänderliche fügen. Noch in demselben Monate, in welchen er jenen unglückseligen Eilbrief erhalten hatte, wurde die Verlobung förmlich eingeleitet und am 10. März öffentlich gefeiert. Es war ein trauriges Fest, bei welchem das gedrückte Aussehen des Bräutigams, dem beim Ringwechsel Tränen in den Augen standen, allgemein auffiel. Seiner Bay-

reuther Schwester schrieb Friedrich über seine Verlobte: „Die Person ist weder schön noch häßlich, aber sehr schlecht erzogen, schüchtern und ohne Lebensart. Diese Schilderung ist nach der Natur. Du magst danach beurteilen, ob sie nach meinem Geschmaç ist oder nicht.“ Zu Grumbkow aber äußerte er jetzt nach der persönlichen Bekanntschaft mit der zukünftigen Gattin, er habe keine direkte Abneigung gegen sie, sie sei ein gutes Herz und er wolle ihr nichts Böses, aber er werde sie nie lieben können. Grumbkow aber erhielt für das Zustandebringen der Verlobung vom kaiserlichen Hofe 40000 Gulden bar und einen jährlichen Ehrensold von 1000 Dukaten.

Wie sehr aber diese ganze Verlobung, die dem Kronprinzen so schweres Herzeleid verursachte, vom Wiener Hofe nur zu politischen Zwecken ins Werk gesetzt war, erhellt mit größter Deutlichkeit aus dem weiteren Verhalten derer, die sie herbeigeführt hatten. Als nämlich bald nach ihrem Abschluß eine Annäherung zwischen dem englischen und dem Wiener Hofe eintrat, gewann man es in Wien, um den Engländern einen Gefallen zu erweisen, über sich, dem Könige von Preußen das Ansinnen zu stellen, er möge die Verlobung seines Sohnes mit Elisabeth Christine wieder rückgängig machen und ihn mit eben der englischen Prinzessin vermählen, gegen deren Vermählung mit ihm man früher aus allen Kräften intrigiert hatte. Man wagte diesen unerhörten Schritt, als die Vermählung schon in sichere Aussicht genommen war, ja man wiederholte ihn in dem Augenblick, da die zur Hochzeit Geladenen schon in Salzdahlum versammelt waren. Schon nach dem ersten Versuche (November 1732) war der König im Tabakskollegium in eine „solche Rage“ gekommen, wie man ihn vorher noch nie gesehen hatte. „Man will mit Gewalt haben,“ äußerte er, „ich soll gut

englisch werden. Denkt, denkt, wer hätte das sollen denken von Leuten, die mich kennen sollten, und die ich gewiß besser kenne und gekannt habe, als sie glauben.“ Das nage ihm am Herzen und werde ihn noch töten. Noch erregter aber wurde der König, als Sedendorff, sehr widerstrebend und nur auf ausdrücklichen Befehl von Wien, den feiden Versuch am Vorabend der Hochzeit (11. Juni 1733), als der König noch zu Bette lag, wiederholen mußte. Empört bezeichnete Friedrich Wilhelm die Sache als eine „englische Finesse“, die ihn vor der ganzen Welt als einen wankelmütigen Mann erscheinen lassen wolle, der weder Ehre noch Parole zu halten gewohnt sei. Durch keine Vorteile in der Welt werde er sich bewegen lassen, seiner Ehre und Parole einen solchen Schandfleck anzuhängen und die in 24 Stunden zu vollziehende Heirat aufzuschieben. Alles persönliche Wohlwollen gegen Sedendorff konnte diesen nicht vor dem Ausbruche des königlichen Zornes schützen. Ebenso bewahrte auch Friedrich selbst trotz aller Abneigung gegen die ihm aufgedrungene Heirat dieser ungeheuerlichen Zumutung des Wiener Hofes gegenüber seine feste und ehrenhafte Haltung und erklärte sich durch sein Wort gebunden; nichts als der Tod solle sein der Prinzessin-Braut gegebenes Wort lösen. Am 12. Juni fand die Vermählung in Salzdahlum statt, am 26. zogen die Neuvermählten feierlich in Berlin ein. Den hinterlistigen Streich der Politik des Wiener Hofes aber hat König Friedrich Wilhelm niemals völlig verwunden. Die schon bei einer Zusammenkunft, die er im August 1732 mit dem Kaiser in Kladrupp hatte, zutage getretene, später durch die treulose Politik des Wiener Hofes in der Jülich-Bergischen Erbfolgefrage vermehrte Erkaltung der Beziehungen beider ist dadurch noch erheblich vergrößert worden.

Für Friedrich aber hatte die Vermählung zunächst in bezug auf seine Lebensweise keinerlei Änderung zur Folge. Wohl hatte der König für eine Wohnung für das junge Paar in Berlin gesorgt; es erhielt das frühere Gouvernementshaus gegenüber dem Zeughause für seinen Hofhalt angewiesen, während für den Gouverneur ein anderes Haus gekauft wurde. Allein es entsprach durchaus den Wünschen des Kronprinzen, daß er nach wenigen Wochen in seine Garnison Ruppin, in der ein für die Aufnahme eines gemeinsamen kronprinzlichen Hofhaltes geeignetes Haus nicht vorhanden war, allein zurückkehrte und dort den Dienst wieder aufnahm, während die Kronprinzessin in Berlin zurückblieb.

Hier in Ruppin hat dann Friedrich des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr im soldatischen Leben gründlich kennen und nach anfänglichem Widerstreben auch anerkennen gelernt. Seine Hofhaltung blieb im wesentlichen dieselbe, wie sie seit seiner Übersiedelung dorthin gewesen war. Nur Nakmer und Keyserlingk waren ihm zu seinem Schmerze geraubt worden, ebenfalls auf Betreiben Grumbkows und Sedendorffs, welche Leute ihres Vertrauens um ihn wissen wollten. Seine erste und einzige Aufgabe hatte darin zu bestehen, ein tüchtiger Soldat zu werden und dafür zu sorgen, daß sein Regiment kein „Salatregiment“ würde. Nicht sogleich gelang es ihm, sich in den Geist des militärischen Drills hineinzufinden. Anfangs sprach er noch spöttisch vom „Exerzierteufel“ im preussischen Dienste. „Ich komme vom Exerzieren, ich exerziere, ich werde exerzieren. Das sind alle Neuigkeiten, die es zu berichten gibt,“ schrieb er an Grumbkow, bei dem er sich namentlich auch über den Mangel an anregendem, geselligem und geistigem Verkehr beklagt.

In der Tat lebte er so eingezogen wie möglich. Tages

Exerzieren, abends kameradschaftliches Zusammensein mit den Offizieren mit obligatem Kartenspiel. „So vergeht ein Tag wie der andere.“ Aber allmählich suchte und fand er doch auch Befriedigung seiner geistigen Neigungen und Bedürfnisse. Wenn ihm der Verkehr mit den Lebenden nicht genügte, so flüchtete er zu den großen Toten, d. h. er begann jetzt, da er mehr Bewegungsfreiheit hatte, wieder eifrig zu lesen. Außerdem trieb er mit Freuden die geliebte Musik und die Dichtkunst, in der er eine zunehmende Eleganz des Ausdrucks und Tiefe der Gedanken erreichte. Schon im September 1732 hatte er Grumbkow zu erklären vermocht, er lebe in Ruppin in tiefem Frieden und wünsche sich sein ganzes Leben nicht mehr und nicht weniger glücklich zu sein als jetzt: er sei zufrieden, nach den Stürmen der letzten Jahre ruhig und ohne Sorgen zu leben. Die rechte Mitte (*juste milieu*) sei doch die glücklichste Lage; denn das Zuviel an Größe beunruhige und ermüde, der Mangel aber drücke herab.

In dieser zugleich befriedigten und resignierten Stimmung fand er allmählich auch Gefallen an seiner streng geregelten Lebensweise und an dem militärischen Dienste trotz seines ewigen Einerlei. In dessen beständiger Ausübung lernte er erst Wert und Bedeutung des von ihm früher so oft verspotteten Drills erkennen, der erst eine bunt zusammengewürfelte Menge zu einem einheitlichen und schlagfertigen, d. h. für kriegerische Aufgaben geeigneten Organismus gestalte.

Aber je mehr Eifer er entwidelte, je mehr er das Bewußtsein hatte, seine Pflicht zu tun, um so mehr schmerzte es ihn, daß sein Vater, trotz seiner Nachgiebigkeit auch in der Heiratsfrage, ihm doch noch immer nicht sein volles Vertrauen schenkte. Er wußte, daß er von allen Seiten, von seiner Umgebung wie von seiner Dienerschaft, be-

obachtet werde; den Oberstleutnant v. Bredow, den ihm der König zur Seite stellte, bezeichnete Friedrich wegen seiner beständigen nach Berlin erstatteten Berichte als einen „Argus und Zeitungsschreiber“. Sedendorff, der bei dem Kronprinzen in Ruppin einmal zu Gaste war und sehr freundlich von ihm aufgenommen wurde, wunderte sich doch über sein verschlossenes und zurückhaltendes Wesen, das eben durch das Bewußtsein, beständig von Spionen umgeben zu sein, veranlaßt war. Seine an sich offene und mittheilsame Natur nahm dadurch eine ihr ursprünglich fremde Verstecktheit und Verschlossenheit an, die ihm später im diplomatischen Verkehr oft zu statten kam, aber doch auch wieder manche Widersprüche und Schwächen seines Charakters hervorgebracht hat. Dieser geheimen Spionage schrieb es Friedrich vor allem zu, daß sein Vater aufs neue auf die alten Vorwürfe gegen seine religiöse Gesinnung zurückkam; er erfuhr, daß man ihn dem Vater geradezu als Atheisten geschildert habe. Er weist diesen Vorwurf Grumbkow gegenüber mit voller Entschiedenheit, ja mit Entrüstung zurück: Er wisse gar nicht, wie dieser Verdacht habe entstehen, wer ihn dem Könige habe hinterbringen können, da doch nirgendwo in der Welt weniger von religiösen Fragen gesprochen werde, als in seinem Hause. Nicht ganz so unbegründet waren die Gerüchte, die in der vor seiner Vermählung liegenden Zeit über seine Leichtfertigkeiten gegenüber dem weiblichen Geschlechte am Berliner Hofe umliefen. Er selbst stellte sie nicht völlig in Abrede, sprach aber seine Bewunderung darüber aus, daß man solche kleine Sünden ihm so hoch anrechne, während man sie bei anderen nachsichtig übersehe. „Es ist wahr, man ist ja von Fleisch und Bein,“ so schrieb er an Grumbkow darüber, „und ich leugne nicht, daß das Fleisch zuweilen schwach ist; aber

wegen irgendeiner kleinen Sünde braucht man doch noch nicht als ein besonders ausschweifender Mensch bezeichnet zu werden.“

Mag sein, daß Grumbkow in solchen Fällen beruhigend auf den König einwirkte: zu wirklich ernstern Zerwürfnissen ist es darüber nicht gekommen. Doch machte sich nicht selten noch eine gewisse Mißstimmung bei dem Könige bemerkbar, die bisweilen, ähnlich wie früher, mit einer Art von Eifersucht auf die zunehmende Popularität des Sohnes gemischt war. Solche Mißstimmungen kamen namentlich in Zeiten von Krankheiten, die sich jetzt öfter einstellten, vor. Er äußerte dann einmal, als er sich besonders schwach fühlte, zu seiner Umgebung: „Nun werden die Leute sagen: der alte Menschenquäler wird sterben; aber saget ihnen, daß der, der nach mir kommen wird, der werde sie alle zum Teufel jagen, und das würden sie davon haben.“

Für die Dauer aber konnte sich der König der Wahrnehmung nicht verschließen, daß dieser Sohn sich doch aufrichtig Mühe gab, seinen militärischen Beruf auszufüllen. Sein Regiment war in guter Ordnung, wie der König nach der Revue von 1734 ausdrücklich mit lobenden Worten anerkannte. Daneben aber fehlte es auch in der dienstfreien Zeit nicht an allerlei lustigen und übermütigen Streichen, die der jetzt wieder lebensfrohere Kronprinz in guter Kameradschaft mit seinen Offizieren vollführte. So beschloß einmal, als ihm der Vater für sein Regiment eine von ihm erbetene Änderung an der Uniform (silberne statt goldener Tressen) bewilligte, auf Veranlassung des hohen Chefs das Offizierkorps, die alten feierlich zu verbrennen, und dieser Beschluß wurde ausgeführt, indem sich die Offiziere im Freien entkleideten und dann mit viel Humor, Gelächter und Geschrei die neuen Uniformen an-

zogen. Auch mit dem Feldprediger des Regiments, der ihm nicht sehr sympathisch war, erlaubte sich Friedrich hie und da einen übermütigen Scherz, der einmal, als sich der Geistliche in einer Predigt Sticheleien gegen ihn erlaubt hatte, dahin ausartete, daß dem erschrockenen und ängstlichen Herrn die Fenster eingeworfen und Schwärmer in das Schlafzimmer geworfen wurden, die ihn und seine Frau Gemahlin in Nachtgewändern ins Freie zu fliehen nötigten.

Die zunehmende Freude am militärischen Dienste ließ naturgemäß in Friedrich den dringenden Wunsch entstehen, die erlangte kriegerisch-militärische Schulung praktisch auf dem Felde der Ehre zu erproben. Fehlte es doch nicht an gefährdenden Krisen, welche, wie namentlich die nach dem Tode Augusts II. sich erhebende polnische Thronfolgefrage, eine kriegerische Verwickelung in nahe Aussicht zu stellen schienen. Friedrich gab dieser Hoffnung Grumbkow gegenüber alsbald Ausdruck; er werde sehr erfreut sein, wenn es bei der polnischen Frage zu einer Teilnahme auch der preußischen Truppen komme. „Denn ich fürchte,“ so schrieb er im Tone des ungeduldig seines eigentlichen Berufes harrenden jungen Helden, „daß ohne dies die Kraft meines Armes in der Ruhe verloren geht. Jetzt kann ich noch ein Kriegsschüler werden, im Alter von dreißig Jahren aber hat man nicht mehr Lust zu lernen, und ein Beruf, wie der des Kriegsmannes, verdient mehr als die Applikationen des Greisenalters. Man muß darin erzogen und aufgewachsen sein.“

In der That brach der von Friedrich erwartete und für sich selbst ersehnte Krieg über die polnische Erbfolgefrage noch im Jahre 1733 aus. Während Frankreich den erledigten polnischen Thron dem Schwiegervater Ludwigs XV., Stanislaus Leszynski, den einst schon Karl XII.

zum Könige von Polen eingesetzt hatte, verschaffen wollte, unterstützten die östlichen Großmächte Rußland und Österreich entgegen früheren mit Preußen getroffenen Verabredungen den kursächsischen Thronbewerber. Der so entstandene diplomatische Gegensatz wurde von französischer Seite durch einen Angriff auf Kehl in einen kriegerischen verwandelt. Friedrich Wilhelm aber, der durch das eigenmächtige Vorgehen von Rußland und Österreich verletzt und als König von Preußen an sich zur Neutralität geneigt war, fühlte sich doch verpflichtet, als Reichsfürst dem Kaiser die verfassungsmäßigen Hilfstruppen zu stellen. Er ließ daher im Frühjahr 1734 ein Hilfskontingent von 10000 Mann zum kaiserlichen Heere am Needar stoßen und gestattete seinem Sohne auf dessen dringende Bitte, den Feldzug als Volontär mitzumachen. Am 13. Juni wurde für ihn und seine militärische Umgebung, die Generalmajore Graf Schulenburg und v. Kleist und den Oberstleutnant v. Bredow, eine Instruktion ausgefertigt. In dieser spricht der König zunächst das Vertrauen aus, daß der Kronprinz „sich so aufführen werde, wie es einem Prinzen aus altem Brandenburgischen Geblüte und einem ehrlichen, braven und rechtschaffenen Soldaten gebühre“; sodann verweist er den Sohn an den erfahrenen Rat und Umgang seiner Begleiter und empfiehlt ihm, sich über alles, auch über die Kleinigkeiten des militärischen Dienstes, genau zu unterrichten und in der Wahl seiner Gesellschaft vorsichtig zu sein. Seinen vornehmsten Umgang sollen alte Generale und Offiziere bilden, vor allem aber soll er sich an den kaiserlichen Oberstkommandierenden, den damals berühmtesten Feldherrn, Prinzen Eugen von Savoyen, halten, sich von ihm in der praktischen Kriegskunst unterweisen lassen und ihn auf seinen Rekognoszierungsritten begleiten. Im übrigen wird er angewiesen, unter des kom-

mandierenden Generals Röder Leitung den preußischen Dienst in allen Stücken mitzumachen. Natürlich wurde ihm außerdem angeraten, sparsam zu sein und vor allem keine Schulden zu machen, vielmehr sich zu bemühen, „ein rechtes Muster vor der ganzen Welt zu sein“. Vor seiner Abreise mußte er dem Vater sein Wort darauf geben, „daß er die ganze Kampagne hindurch keine Karten noch Würfelspiel, Paar oder Unpaar u. dgl. m. spielen wolle“. Als Etat für die ganze Kampagne wurden an Bredow 4400 Taler angewiesen.

Mit diesen eingehenden Weisungen versehen, reiste Friedrich in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni von Berlin ab, nachdem er noch einen Ball bei der Königin in Monbijou mitgemacht hatte. Auf dem Wege hoffte er eine Zusammenkunft mit seiner Lieblingschwester ermöglichen zu können, obwohl ihm ein direkter Besuch in Bayreuth vom Vater im Interesse des Dienstes untersagt war. Er bat die Schwester daher, nach Bamberg zu kommen, wohin er von Schweinfurt aus leicht gelangen könne. Schließlich fand die sehr flüchtige Zusammenkunft der Geschwister im Weierhaus im Bayreuthschen statt. Am 7. August kam er dann im Lager des kommandierenden Generals bei Wiesenthal an. Hier suchte er alsbald den berühmten Feldherrn auf, den er hier zum ersten Male sah. Er begrüßte ihn mit den Worten, er wolle zusehen, wie ein Held Lorbeeren sammle. Voll aufrichtiger Bewunderung sah er zu dem erfahrenen Helden auf, der auch seinerseits einen günstigen Eindruck von ihm empfing.

Vom Sammeln von Lorbeeren war freilich bei diesem Feldzuge, der sich um die von den Franzosen belagerte Festung Philippsburg konzentrierte, nicht die Rede. Der gealterte Held Prinz Eugen war nicht geneigt, seinen wohlverworbenen Heldenruhm durch gewagte Unternehmungen

gen aufs Spiel zu setzen und begnügte sich mit einer Einschließung der französischen Belagerungsarmee. Aber an Gelegenheit zu für seinen zukünftigen Beruf sehr wichtigen und nützlichen Beobachtungen fehlte es dem preußischen Kronprinzen nicht. Hier im Feldlager bekam er die klare Vorstellung, daß die Zustände in der österreichischen Armee dem Ruhme ihres Feldherrn durchaus nicht entsprachen. Zwar war, wie Friedrich schadenfroh bemerkte, der preußische „Exerzierteufel“ auch in die Kaiserlichen gefahren, aber der damit erreichte Erfolg war nicht der gleiche wie in Preußen. Es fehlte allenthalben an Ordnung und Disziplin, so daß Friedrich den für die Zukunft sehr wichtigen Eindruck gewann, daß die österreichische Armee in keinem Falle der freilich noch nicht so viel im Ernstfalle erprobten preußischen überlegen, daß eher das Gegenteil der Fall sei. „Unser Feldzug,“ so äußerte er, „ist eine Schule, in der man aus der Verwirrung und Unordnung, die in dieser Armee herrscht, eine Lehre ziehen kann.“ In diesem Eindruck wurde er durch die aus Italien eintreffende Nachricht von der großen Niederlage der Kaiserlichen bei Guastalla, über die er dem Vater eingehend berichtete, bestärkt.

Hier im Rheinfeldzuge aber war nach wie vor von größeren kriegerischen Unternehmungen nicht die Rede. Um so mehr war Friedrich eifrig bemüht, sich mit den Einzelheiten des Felddienstes vertraut zu machen. Er ritt nach Waghäusel, um von dem dortigen Turme das französische Lager übersehen zu können; er beteiligte sich an Rekognoszierungsritten und besichtigte wiederholt die französischen Linien. Bei einem dieser Rekognoszierungsritte geriet er zum ersten Male in feindliches Feuer und legte dabei eine Unererschrockenheit und Geistesgegenwart an den Tag, die mit Rücksicht auf seine Jugend die Bewunderung

aller Augenzeugen erregte. Er war, von zahlreichem Gefolge umgeben, ausgeritten, um die Linien von Philippsburg zu besichtigen. Bei der Rückkehr kam man durch ein sehr liches Gehölz, in welchem ihn das Feuer der feindlichen Geschütze beständig begleitete und mehrere Bäume um ihn her zertrümmerte. Ohne deshalb sein Pferd aus dem Schritt, oder die Hand, welche den Zügel führte, in die geringste Bewegung kommen zu lassen, fuhr der Kronprinz ruhig fort, mit einigen ihn begleitenden Generälen zu sprechen.

Daneben aber genoß er auch die Freuden und die größere Freiheit des Lagerlebens in vollen Zügen. War es doch das erstemal, daß er längere Zeit in größerer Entfernung von dem Vater, der nur auf einige Wochen im Lager erschien, lebte. Als die Belagerung von Philippsburg durch die Übergabe der Festung an die Franzosen zu traurigem Abschluß gelangt war (17. Juli) und die Armee am 22. abmarschierte, ergab sich Friedrich im schönen Rhein- und Neckartale fröhlichem Lebensgenusse, von dem ein seinem Freunde Natzmer übersandtes deutsches Gedicht ein ausgelassenes Spiegelbild ist. Dem Prinzen Eugen aber sagte er in diesen Tagen auf seine Frage, wonach sein Sinn am meisten verlange: „Danach, wonach früher auch Euer Exzellenz verlangte: nach Liebe und nach Ruhm.“

Am 2. September aber erreichte ihn in Heidelberg die Nachricht, daß sein Vater, der vom Feldlager aus nach Wesel gegangen war, dort aufs neue ernstlich, diesmal unter unverkennbaren Anzeichen von Wassersucht, erkrankt sei. Sehr bezeichnend sind die Worte, mit denen er seiner Schwester hiervon Mitteilung macht: „Der liebe Gott, der alles in der Welt leitet und der die Grundursache aller Ereignisse ist, wird es nach seiner Weisheit lenken

und nach seinem heiligen Willen beschlossen haben; ich unterwerfe mich ihm völlig, und von ihm allein kann man die Wiederherstellung des Königs erwarten.“ Das klingt wahrlich nichts weniger als atheistisch. In gleichem Sinne schrieb er dem erkrankten Vater selbst, über dessen Befinden er sich wiederholt besorgt erkundigte: „Unser Herrgott gebe doch, daß es sich bald zur Wiedergenesung ändere, und daß mein allergnädigster Vater noch lange Jahre zu unserem Troste lebe.“

Freilich laufen neben diesen Äußerungen eines aufrichtigen Schmerzes und ehrlicher Besorgnis in der vertrauten Korrespondenz mit der Bayreuther Schwester auch andere nebenher, welche erkennen lassen, daß der Kronprinz infolge der schlimmen Wendung im Befinden des Vaters sich bereits sehr ernstlich und zuweilen in zwar menschlich begreiflicher, aber doch nicht selten abstoßender Form mit dem „Veränderungsfall“, d. h. mit seiner eventuellen Thronbesteigung beim Ableben des Vaters, beschäftigte. In solcher Stimmung schreibt er, er werde sich, was auch kommen möge, zu trösten wissen, denn alles in allem genommen werde er doch, solange der Vater lebe, niemals eine gute Zeit haben. Man nahm damals an, daß der König das Ende des Jahres 1734 nicht mehr erleben werde, da die Wassersucht immer mehr zunahm. „Man muß sich,“ schreibt Friedrich der Schwester am 24. September, „darauf vorbereiten, und obwohl mein Herz dabei auf der einen Seite bebt, würde ich doch wieder froh sein, mich dann in der Lage zu befinden, Dir zu dienen und Dir wirksamere Beweise meines guten Willens und meiner Achtung zu geben.“ Wie sehr beide Kinder durch die furchtbaren Erlebnisse ihrer Kindheit und Jugendzeit dem harten Vater doch entfremdet worden waren, ergibt sich auch aus der ruhigen Art, wie die

Schwester den „cas de changement“ in Erwägung zieht: für die Königin würde es ein fürchtbarer Schlag sein, meint sie, „obwohl sie, um die Wahrheit zu sagen, dadurch glücklicher werden würde“.

In dieser Stimmung waren dann die Geschwister vom 5. bis 9. Oktober wieder einmal persönlich vereinigt, als Friedrich auf der Rückreise von dem wenig rühmlichen Feldzuge durch Bayreuth kam. Dann eilte er mit größter Beschleunigung nach Potsdam. Nach Sedendorffs Aussage war der Kronprinz aufs tiefste erschüttert von der traurigen Lage, in der er den Vater fand: er schien sich in voller Auflösung zu befinden; seine Füße zeigten offene Wunden, sein Leibumfang war infolge der Wassersucht auf $2\frac{1}{4}$ Ellen angeschwollen. Friedrich habe die Augen stets voll Wasser gehabt, sich fast die Augen aus dem Kopfe geweint und sich mit der größten Sorgfalt um den kranken Vater bemüht, ihm das Bett bequem zurecht gemacht und gar nicht weggehen wollen, als ihn der Vater aufforderte, sich nach seiner Garnison Ruppin zu begeben. Der Kronprinz äußerte, wenn der Vater ihn nur nach seinen Wünschen leben lassen wolle, wolle er einen Arm hergeben, um ihm das Leben um zwanzig Jahre zu verlängern. Der König aber nannte ihn zärtlich sein Frizchen, konnte sich aber im Hinblick auf die ihm noch mangelnde Kenntniss der Geschäfte nicht versagen, ihm in trockenem Galgenhumor zu sagen: „Wenn du es nicht recht anfangen wirst und alles drunter und drüber gehen wird, so werde ich im Grabe über dich lachen.“ Wie ernstlich der König selbst seinen nahen Tod in Betracht zog, wie sehr er seine Schwäche empfand, ergibt sich daraus, daß er am 25. Oktober einen Teil der Regierungsgeschäfte, die Unterzeichnung von Verfügungen in Justiz- und Verwaltungssachen, dem Sohne übertrug.

Natürlich lenkte sich bei dieser Lage der Dinge die Aufmerksamkeit der Diplomaten mit verdoppeltem Interesse der aufgehenden Sonne zu. Namentlich waren Sedendorff und Grumbkow, um ihre politische Stellung unter dem Nachfolger besorgt, eifrig bemüht, ihn über seine Anschauungen und Pläne auszuforschen. Aber der Prinz blieb solchen Anzapfungen gegenüber, wie Sedendorff ärgerlich in seinem Tagebuche berichtet, sehr reserviert und vorsichtig und antwortete stets nur mit allgemeinen Redewendungen, wie „man muß sehen, abwarten“ usw. Man bemerkte, daß er Tag und Nacht fleißig an Plänen und Berechnungen arbeitete. Er hatte in der harten Schule des Lebens zweierlei gelernt: Selbstbeherrschung und Arbeit.

Das Ärgerlichste für die kaiserliche Partei am Hofe aber war, daß der König, wie man erfuhr, durch seine traurigen Erfahrungen mit dem Wiener Hofe aus seiner früheren Vertrauensseligkeit aufgerüttelt, in seinen eingehenden Besprechungen und Beratungen den Thronfolger keineswegs in kaiserfreundlichem Sinne inspirierte. Grumbkow wußte zu berichten, der König habe sogar in Gegenwart der Königin gesagt: „Ja, Sedendorff ist es, der mich ums Leben bringt“, wobei er dann namentlich auf den Versuch, ihm in bezug auf die Heirat des Kronprinzen eine Infamie zuzumuten, auf die Jülich-Bergische Frage und dergleichen hinwies.

Aber alle Berechnungen, Erwartungen und Befürchtungen, die von den verschiedensten Seiten in bezug auf den bevorstehenden Thronwechsel gehegt wurden, erwiesen sich für diesmal noch als verfrüht. Wider jedes Erwarten besserte sich der Zustand des Königs gegen Ende des Jahres zusehends; schon Anfang Januar 1735 konnte Friedrich seiner Schwester berichten, daß eine plötzliche

Besserung eingetreten sei: Der König fange wieder an umherzugehen, er esse und trinke für vier und werde in acht Tagen von Potsdam nach Berlin zurückkehren können. „Es ist ein so außerordentliches Wunder, wie es nur je eines gegeben hat, und man muß glauben, daß Gott sehr gute Gründe hat, ihm das Leben wiederzugeben.“ Die alte Ordnung der Dinge trat wieder in volle Kraft. Friedrich, der nach uns erhaltenen, fast zynisch vertraulichen Nachrichten im Sedendorffschen Tagebuch in diesen kritischen Tagen in sehr freundlichem ehelichen Verkehr mit seiner Frau gelebt hatte, widmete sich wieder ganz seinen soldatischen Aufgaben in Ruppin, und zwar mit solchem Erfolge, daß er sich bei der Revue im Juni 1735 die vollste Zufriedenheit des Vaters erwarb, der ihn vor der Front umarmte und zum Generalmajor beförderte, ihm auch in Aussicht stellte, ihn an dem bevorstehenden Feldzuge von 1735, seinem sehnlichen Wunsche entsprechend, wieder teilnehmen zu lassen.

Zum großen Schmerze Friedrichs aber nahm der König diese letztere Zusage, verärgert durch die schwächliche Kriegsführung der Kaiserlichen, deren Zuschauer zu sein „nicht glorieux für einen Kronprinzen von Preußen sein könne“, wieder zurück und blieb bei dieser Ablehnung trotz immer erneuerter, dringender, fast flehentlicher Bitten des Sohnes, der es geradezu als eine Schande betrachtete, daheim zu bleiben, während andere „junge Leute, so Ambition haben“, zur Armee abgehen. Selbst als Friedrich sich entschloß, dem Vater seine Bitte noch einmal durch seine Frau vortragen zu lassen, in der Hoffnung, daß diese erste größere Bitte der Schwiegertochter nicht versagt werden würde, blieb der König fest. Bezeichnenderweise sieht Sedendorff den Grund zu diesem Verhalten des Königs in dessen Besorgnis, der Kronprinz könnte zu gut kaiserlich

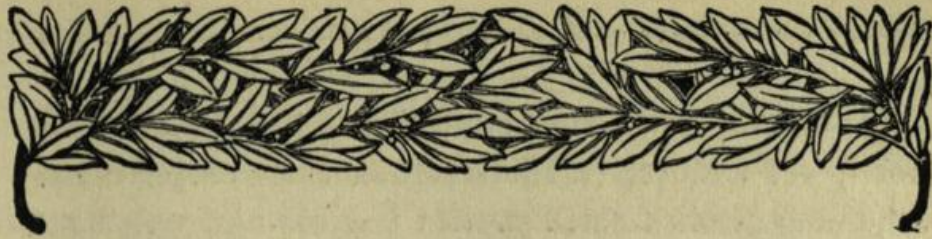
werden, wenn er ihn zu lange bei der Armee lasse. In so hohem Grade verschlechtert wußte man in kaiserlichen Kreisen die Stimmung des Königs gegenüber dem Wiener Hofe.

Statt der ersehnten Teilnahme am Rheinfeldzuge schlug der König seinem Sohne eine Reise nach der Provinz Preußen vor, „um die dortige Ökonomie und Landesart zu studieren“. Erbittert und traurig machte Friedrich der Schwester hiervon Mitteilung mit den Worten: das sei ein wenig, aber nicht viel ehrenvoller als eine Versendung nach Sibirien. Auf der Reise selbst aber gewann er sehr bald eine andere Auffassung von deren Wert und Bedeutung für seinen zukünftigen Beruf. Sie wurde ihm in den verschiedensten Beziehungen in hohem Grade lehrreich. Hier lernte er vor allem durch eigene Beobachtung die großartige landesväterliche Tätigkeit des Vaters kennen und schätzen, der hier mit Hilfe der von ihm herangezogenen Salzburger Emigranten ein Kolonisationswerk größten Stils ins Werk gesetzt, aus öden und schwach besiedelten Landstreden Kulturland geschaffen und eine großartige Hebung dieser bisher armen Provinz erreicht hatte. Mit freudigem Eifer ging der Sohn hier den Spuren des Vaters nach und sah überall mit scharfer Beobachtungsgabe und feinem Verständnis für das Wesentliche nach dem Rechten. Wo er in den Kammern und Ämtern Mißstände entdeckte, war er eifrig bemüht, sie abzustellen. Glänzend bewährte sich hier die praktische Schule, die er in Küstrin in dieser Verwaltungstätigkeit durchgemacht hatte. Seine fleißig erstatteten Reiseberichte fanden die volle Billigung und Zufriedenheit des gestrengen Königs: besonders lieb sei es ihm, daß der Kronprinz ins Detail gehe und sich bemühe, den Grund der Sache zu erforschen, „welches das Vornehmste ist und läßet sich sodann am besten urteilen“. Ernste Besorgnis flößten dem Kron-

prinzen die Zustände in dem polnischen Preußen ein, wo es „noch grausam wüste“ ausah. „Man siehet nichts als Weiber und einige Kinder, und sollen die Leute sehr flüchten,“ berichtet er dem Vater, und auch Grumbkow gegenüber macht er kein Hehl aus seinen Besorgnissen. Er schildert ihm, wie er alles Gute und Schlechte beobachtet habe: die Hälfte des Volkes werde Hungers sterben, wenn der König sich nicht entschliefte, um Neujahr die Magazine zu öffnen. Während er so auf dem platten Lande Beobachtungen und Erfahrungen sammelte, inspizierte er in den Städten mit der jetzt ganz und voll erwachten Freude am soldatischen Berufe die dort garnisonierenden Regimenter. „Die Kerls reiten wie die Puppen,“ schreibt er dem Vater aus Marienwerder bei Gelegenheit einer solchen Revue. In Königsberg aber kam zu diesen militärischen Inspektionen noch eine kleine Aufgabe der hohen Politik. Dort weilte damals als Gast des Königs unter seinem Schutze der aus Polen vertriebene ritterliche, unglückliche Exkönig Stanislaus Leszczyński, umgeben von seinen Anhängern aus dem hohen polnischen Adel. Daß der preußische Kronprinz diesem Schützlinge Frankreichs, dessen Auslieferung von den verbündeten Ostmächten wiederholt vergeblich von Friedrich Wilhelm I. verlangt worden war, einen feierlichen Besuch abstattete, wurde von vielen Seiten als ein weiteres Symptom der Erkaltung der früher so warmen Beziehungen des preußischen zum kaiserlichen Hofe, ja geradezu als eine Demonstration gegen den Kaiser aufgefaßt.

So hatte der Kronprinz auf dieser ihm anfangs so unwillkommenen Reise auf den verschiedensten Gebieten wertvolle Erfahrungen, Beobachtungen und Anregungen gesammelt. Im November kehrte er dann nach Ruppın zurück. Hier empfing er die überraschende Kunde, daß

der Kaiser inzwischen am 3. Oktober seinen Frieden mit Frankreich geschlossen, daß letzteres dabei seinen polnischen Schützling Stanislaus Leszczyński geopfert, dafür aber durch territoriale Zugeständnisse des Kaisers auf Kosten des Reichs entschädigt worden sei. In tiefster Seele empört aber war er, als er weiter erfuhr, daß der Kaiser es nicht für nötig gefunden hatte, seinem treuen preußischen Verbündeten auch nur Mitteilung von dem Abschluß dieser Präliminarien zu machen, viel weniger an irgendeine Entschädigung für ihn zu denken; ja nicht einmal von der Vermählung der Tochter des Kaisers, Maria Theresia, mit dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen war eine offizielle Anzeige nach Berlin gelangt. Kein Wunder, daß der König über diese Behandlung empört war. „Der Kaiser,“ so äußerte er, „traktiert mich und alle Reichsfürsten wie Schubjacks.“ Eben damals hat er nach Sedendorffs Zeugnisse, auf den Kronprinzen deutend, die berühmten prophetischen Worte ausgesprochen: „Da steht einer, der mich eines Tages rächen wird.“ Er begann zu ahnen, daß in diesem Sohne doch mehr stecke, als er früher angenommen hatte, und er gab dieser erhöhten Wertschätzung äußeren Ausdruck, indem er dem Kronprinzen volle Bewegungsfreiheit und eine Gestaltung seines Lebens nach seinen Wünschen und Neigungen gestattete. Auf die Küstriner und Ruppiner Lehrjahre folgten die glücklichen Jahre von Rheinsberg.



Sechstes Kapitel

Das Idyll von Rheinsberg. Stille Vorbereitung auf den Herrscherberuf

Schon bald nach der Verheiratung seines Sohnes hatte der König, da in Ruppin ein geeignetes Schloß für einen gemeinsamen Hofhalt des jungen Paares nicht vorhanden war, das benachbarte, in anmutiger Gegend am Ruppiner See gelegene Schloß und die Herrschaft Rheinsberg von dem derzeitigen Besitzer, dem Obersten v. Béville, angekauft und dem Kronprinzen geschenkt. Auch mit der Bewilligung von Geldmitteln für den Ausbau des Schloßes hatte er nicht geklagt, sondern zu den aus der Kronprinzenkasse zu erhebenden Baugeldern noch einen besonderen Zuschuß von 50000 Talern bewilligt. Unter Friedrichs beständiger persönlicher Teilnahme und Leitung wurde der Ausbau in drei Jahren vom Baudirektor Kemmeter vollendet und vom Hofgärtner Sello ein anmutiger Park angelegt. Der ursprünglich gotische alte Bau wurde im Geschmack der Zeit in gefälligere Formen gebracht und zu seiner Ausschmückung kein Geringerer als Pesne herangezogen, der namentlich in dem Deckengemälde des Musiksaales, welches den strahlenden Sieg der aufgehenden Sonne über die Mächte der Finsternis darstellt, eine treffliche künstlerische Schöpfung hervorbrachte. Voll-

endet wurde der Umbau durch Georg Wenzel v. Knobelsdorff, der nach seiner Rückkehr von einer längeren Kunstreise nach Italien einen zweiten Schloßflügel anbaute und beide Flügel durch eine zierliche und eine anmutige Aussicht eröffnende offene Säulenhalle verband. Über der Eingangspforte aber wurde die Inschrift: „Friderico tranquillitatem colenti (für Friedrich, der der Ruhe pflegt) angebracht.

Im Sommer 1736 war der Bau vollendet und konnte von dem Kronprinzen und seiner Gemahlin bezogen werden. Hier hat Friedrich in völlig freier Gestaltung seiner gesamten Lebensweise, in eifriger Pflege von Kunst und Wissenschaft, in anregendem und angeregtem Verkehr mit einem auserlesenen Freundeskreise, in stiller, ernster und systematischer Geistesarbeit vier der glücklichsten Jahre seines Lebens verbracht, und auch seine junge Gemahlin, die hier zum ersten Male in dauernder Vereinigung in gemeinsamem Hofhalte mit ihm geschaltet und gewaltet hat, hat in dieser anmutigen Umgebung glückliche Tage verlebt, an die sie in ihrem späteren einsamen und liebeleeren Leben stets mit stiller Wehmut und Sehnsucht zurückgedacht hat. Friedrich hat ein Jahr nach seinem Einzuge in Rheinsberg in Erinnerung an eine Erzählung aus dem klassischen Altertume an Grumbkow geschrieben, wenn er jetzt eine Grabchrift für sich selbst entwerfen sollte, so würde sie lauten: „Hier liegt einer, der ein Jahr gelebt hat.“ In der That, ein neues Leben, das für ihn erst das wahre Leben war, hatte mit seinem Einzuge in Rheinsberg begonnen, und nach allen Richtungen und auf allen Gebieten hat er es mit reichstem Segen zu nutzen verstanden.

In Rheinsberg hat Friedrich zum ersten und einzigen Male in seinem Leben den hohen Reiz und die Anmut

empfundener, welche nur die Theilnahme der Frau dem häuslichen und geselligen Leben zu verleihen vermag; nur hier ist diese mit Widerwillen und unverhohlenem Widerstreben geschlossene Ehe vier kurze Jahre hindurch eine wirkliche eheliche Gemeinschaft gewesen, welche den Kronprinzen am Anfange dieses Zusammenlebens Grumbow gegenüber sogar die Hoffnung aussprechen ließ, demnächst Vater zu werden. Hätte sich diese Hoffnung erfüllt, so wäre vielleicht ein dauerndes Band um die Herzen der Gatten geschlungen worden. Denn von einer eigentlichen Abneigung, wie Friedrich sie anfangs gegen die kaum gekannte Lebensgefährtin zu empfinden geglaubt hatte, konnte jetzt keine Rede mehr sein, da ihm seine Gemahlin zum mindesten aufrichtige Achtung eingeflößt hatte. Schon vor der Rheinsberger Zeit hat er über sie geäußert: „Ich müßte der niedrigste Mensch auf dem Erdboden sein, wenn ich meine Frau nicht aufrichtig hochschätzen wollte; denn sie ist das sanfteste Gemüt, so gelehrig, wie sich nur denken läßt, und gefällig bis zum äußersten, so daß sie mir alles an den Augen absieht, womit sie glaubt, mir Freude machen zu können.“ Nur eigentliche, leidenschaftliche Liebe hat er, wie nach der Art der Eheschließung nur zu begreiflich, nie für sie gefühlt. Wohl aber empfand er in diesen Jahren eines gemeinsamen Haushaltes ganz und voll „den unbeschreiblichen Reiz, den die Frauen über den täglichen Verkehr“ ausbreiten dadurch, daß sie dem Umgestüm und der Formlosigkeit der Männer die Zügel edler Sitte anlegen. „Ganz abgesehen von dem holden Minnedienste,“ so äußerte er, „sind sie für die Gesellschaft durchaus unentbehrlich; ohne sie ist jede Unterhaltung matt.“ Es war vor allem der Reiz der Neuheit eines beständigen täglichen Verkehrs mit der Frauenwelt, der ihn fesselte.

Denn mit seiner Gemahlin zugleich war natürlich deren ganzer weiblicher Hofstaat in die gastlichen Räume von Rheinsberg eingezogen, an ihrer Spitze die seinerzeit auf Sedendorffs Rat ausgewählte Oberhofmeisterin Frau v. Ratsch, neben ihr die Hofdamen Fräulein v. Schad und Fräulein v. Walmoden, die in dem Rheinsberger Kreise „die jugendliche Iris“ genannt wurde. Dazu kamen noch einige andere Damen, die teils vorübergehend, teils ständig in Rheinsberg weilten und sich fast alle gefallen lassen mußten, von dem munteren Schloßherrn und seinen Freunden bezeichnende, aber nicht unhöfliche Spitznamen zu erhalten, wie die Baronin v. Morrien, die infolge ihres beweglichen und unruhigen Wesens „der Wirbelwind“ genannt wurde, der erklärte Liebling des Hofes, die „kleine Lettau“, die „Verschmitzte“ (Finette) genannt, weiter eine Tochter des früheren Erziehers des Kronprinzen, des Grafen v. Findenstein, jetzt Frau v. Rannenberg, die köstliche Frau v. Brandt u. a. m. Selbst bis nach Berlin hin erstreckten sich die Beziehungen des Hofes zur holden Weiblichkeit, deren Mittelpunkt hier eine recht alte Dame, Friedrichs Erzieherin, Frau v. Rocouille, mit ihrem berühmten „Mittwochs-Kollegium“ bildete, in welchem hie und da zu erscheinen Friedrich nicht versäumte. Gaben so am Rheinsberger Hofe die Damen für den geselligen Verkehr die äußeren Formen der Anmut und Sitte an, so war für das eigentliche Wesen und den ganzen Charakter des geistigen Lebens neben dem Schloßherrn selbst natürlich der Kreis der Freunde bestimmend, die dieser um sich versammelt hatte. Für diesen Kreis aber war einzig und allein bestimmend das Maß dessen, was jeder einzelne zu einem angeregten geselligen und geistigen Verkehr, in voller Freiheit der individuellen Neigung und Befähigung, beizutragen vermochte. Wer in Außerlichkeiten und rein

materiellen Genüssen das Ziel geselligen Lebens sah, fand keine Aufnahme in den vertrauten Kreis des Rheinsberger Hofes. Von seiner ständigen Umgebung standen dem Herzen des Kronprinzen ohne Zweifel am nächsten sein alter Freund von der Küstriner Zeit her, Dietrich v. Kenserlingk, der von ihm mit dem Beinamen „Cäsarion“ geehrt und ausgezeichnet wurde, daneben der frühere reformierte rationalistische Prediger Jordan, der nach Aufgabe seines Berufes auf ausgedehnten Reisen sich eine Fülle von Welt- und Menschenkenntnis erworben hatte und in angeregtem, geistvollem Gespräch zur Geltung zu bringen wußte. Der Verkehr mit diesem feinen, vielseitig gebildeten und freien Geiste ist Friedrich stets ein Bedürfnis geblieben. In der äußerlich bescheidenen Stellung eines Sekretärs war er hauptsächlich der wissenschaftliche und literarische Genosse Friedrichs. Der gediegene und dabei echt fromme, an wissenschaftlichen Kenntnissen reiche Major Stille, der stolzbeinige, wadere Senning, sein früherer militärischer Lehrer, und der später in den Kriegen seines königlichen Freundes berühmt gewordene damalige Hauptmann und Kompagniechef im Regiment Leopold von Anhalt-Dessau, de la Motte-Fouqué, der nicht bloß ein tüchtiger Offizier, sondern auch ein vortrefflicher Gesellschafter war und sich namentlich auf der Rheinsberger Liebhaberbühne eifrig betätigte, ergänzten diesen angeregten Freundeskreis. Mit Ausnahme von Fouqué, dem seine militärische Berufspflicht einen ununterbrochenen Aufenthalt am kronprinzlichen Hofe nicht gestattete, waren diese Freunde die täglichen Hausgenossen; dazu kam der französische Offizier v. Chazot, den Friedrich bei der Rheinkampagne von 1734 kennen gelernt hatte. Dagegen kamen von den Ruppiner Offizieren als häufigere Gäste nur wenige in Betracht, da es der Mehrzahl an den geistigen und geselligen

Talenten mangelte, die allein den Freipaß für vertrauteren Verkehr mit dem kronprinzlichen Hofe verschafften.

Für jene Friedrich persönlich näherstehenden Freunde, zu denen sich dann namentlich auch der frühere Hauptmann, jetzige Architekt und Maler v. Knobelsdorff gesellte, war das Leben am kronprinzlichen Hofe das denkbar freieste und ungezwungenste. Kein Zwang einer steifen Etikette, keine Pedanterie hinderte die Hausgenossen an der freien Entfaltung ihrer Individualität und an einem Leben nach eigener Neigung und eigenen Bedürfnissen. Ein Freundeskreis war es und sollte es sein, der Pflege dieser Freundschaft sollte Rheinsberg gewidmet sein; mit ihr trieb Friedrich im persönlichen wie im brieflichen Verkehr einen förmlichen Kultus, der in seiner Überschwenglichkeit zuweilen an Sentimentalität streift, recht eigentlich dem Zeitalter der Empfindsamkeit entspricht und nicht frei von einem Zuge der Romantik ist. Ein solcher spricht sich namentlich darin aus, daß aus dem Kreise dieser Rheinsberger Hausgenossen und vorübergehend am Hofe weilender Freunde und Verwandten im Geschmaç der Zeit ein Ritterorden begründet wurde, dem man den Namen „Bayardorden“ gab. Er verpflichtete seine Mitglieder zu jeder edlen Tat, insbesondere zur Vervollkommnung der Kriegsgeschichte und Heeresführung. Der kriegerisch-heldenhafte Charakter kam in der Inschrift des als Ordenszeichen getragenen, in Schwertgestalt zusammengebogenen Ringes zu feierlichem Ausdruck: *Vivent les sans quartier*. Jeder Ordensritter erhielt von irgendeiner ihm auszeichnenden Eigenschaft einen besonderen Beinamen. Friedrich hieß „der Beständige“, Fouqué, der zum Großmeister des Ordens erhoben wurde, „der Keusche“. Außerdem gehörten die Brüder des Kronprinzen, Wilhelm und Heinrich, Herzog Ferdinand von Braunschweig, Herzog

Wilhelm von Braunschweig-Bevern und einige junge Offiziere dem Orden an, der auch nach dem Regierungsantritt Friedrichs noch lange Zeit bestanden hat.

Von der fröhlichen Ungezwungenheit des Lebens an diesem Kronprinzenhofe haben uns mehrere Zeitgenossen, denen es vergönnt war, kürzere oder längere Zeit in Rheinsberg zu weilen, die ansprechendsten und begeistertsten Schilderungen entworfen. Die ganze Hofgesellschaft versammelt sich um den Kronprinzen und seine Gemahlin in der Regel nur bei Tisch, in besonderen Fällen beim Spiel, auf dem Ball, im Konzert, für welches Friedrich eine Reihe trefflicher Künstler, wie die Brüder Benda und den Kapellmeister Graun, nach Rheinsberg herbeigezogen hatte. Bei Tisch ist der geistvolle Schloßherr der Beherrscher der angeregten Unterhaltung; er spricht viel und gut über die verschiedenartigsten Gegenstände. Bald witzig, bald ernst, weiß er allem eine neue und interessante Seite abzugewinnen, wobei es zuweilen, seiner schon in der frühesten Jugend ausgebildeten Anlage und Neigung entsprechend, auch an scharf satirischen Bemerkungen nicht fehlt. Dabei duldet er aber Widerspruch, scherzt und neckt, ohne eine witzige Erwiderung übelzunehmen. Nach der Mittagstafel gehen die Herren in das Zimmer derjenigen Dame, die an der Reihe ist, die Honneurs des Kaffees zu machen, während der Kronprinz und seine Gemahlin den Kaffee in ihrem Zimmer allein nehmen. Abends wird in der Regel musiziert. Zu einem solchen Konzert erfolgen besondere Einladungen, die immer als eine hohe Gunstbezeugung angesehen werden. Friedrich beteiligt sich selbst an diesen Konzerten mit seinem geliebten Flötenspiel, in welchem er nach dem Urtheil sachverständiger Zeitgenossen, namentlich im Adagio, eine technische Fertigkeit errungen hat, die ihn seinem Lehrer und Meister Quanz an die

Seite stellt. Zuweilen spielt er Konzerte und Sonaten vor, die er selbst komponiert hat und von denen eine große Anzahl erhalten ist. Aber auch an anderen geselligen Vergnügungen fehlt es nicht, und der Schloßherr erweist sich auch hier in allen Sätteln gerecht; er ist ein geschickter und eleganter Tänzer, namentlich im zierlichen Menuett, er wirkt als Schauspieler auf der Liebhaberbühne mit, die sich an die Aufführung Racinescher und Voltairescher Dramen wagt; kurz, er ist, wie Baron Bielefeld es ausdrückt, ein Freund jedes anständigen Vergnügens mit Ausnahme der Jagd, die in seinen Augen geist- und zeit- tödend und nach seinem Ausspruch nicht viel nützlicher ist als das Ausfegen eines Kamins. Zuweilen kommt es auch, obwohl der Kronprinz im allgemeinen große Zechgelage nicht liebt, zu recht ausgelassenen Szenen, bei denen aller Zwang völlig aufhört. Bielefeld schildert aus eigener Anschauung und trüber Erfahrung eine solche, bei der der Prinz selbst ungewöhnlich aufgelegt war und viel Champagner trank, dadurch aber die ganze Gesellschaft zu starkem Trinken veranlaßte, das Bielefeld sehr übel bekam, da er schließlich, seiner Glieder nicht mehr völlig mächtig, die große Treppe hinunterstürzte und neben einem bedenklichen Katzenjammer noch tüchtige Schmerzen ertragen und vierzehn Tage das Bett hüten mußte. Trotzdem ist er nach wie vor entzückt von seinem Rheinsberger Aufenthalte. „Ich verlebe,“ so schreibt er in einem seiner vertrauten Briefe, „hier wahrhaft entzückende Tage: eine königliche Tafel, ein Götterwein, eine himmlische Musik, köstliche Spaziergänge sowohl im Garten als im Walde, Wasserfahrten, Zauber der Künste und Wissenschaften, angenehme Unterhaltung, alles vereinigt sich in diesem feenhaften Palaste, um das Leben zu verschönen.“ Ähnlich äußerte sich Grumbkow, der am Rheinsberger Hofe die

Gastfreiheit der Germanen des Tacitus wieder aufleben zu sehen meinte. Friedrich selbst aber nannte sein geliebtes Rheinsberg sein Sanssouci. „Ich habe,“ so schrieb er an seinen Freund, den sächsischen Gesandten v. Suhm, „noch nie so glückliche Tage verlebt wie hier. Ich lebe jetzt wie ein Mensch und ziehe dieses Leben der majestätischen Gewichtigkeit und dem tyrannischen Zwang der Höfe weitaus vor.“

Aber dieses Leben nach eigenem Geschmack, nach freier Wahl der täglichen Umgebung und der Freunde war nur die schöne Hülle, die den ernstesten und gediegenen Kern umgab. Wenn Friedrich Rheinsberg sein Sanssouci nannte, so wollte er damit nicht sagen, daß er hier sorglos in den Tag hinein lebe. Im Gegenteil, der Arbeit, ernster, angestrengtester, aber frei gewählter, den Neigungen und Fähigkeiten entsprechender Arbeit war der größte Teil des Tages mit einem Eifer und einer systematischen Folgerichtigkeit gewidmet, wie sie selten oder nie an einem prinzlichen Hofe geleistet worden ist. Wenn er sich dabei mit der Arbeit, die sein strenger Vater als allein unentbehrlich und darum allein notwendig betrachtete, nicht begnügte, wenn er die nützlichen Schöpfungen des Vaters, die er jetzt ganz und voll anerkannte, über diese engsten Ziele hinaus mit einem höheren Geiste zu erfüllen strebte, so tat er es auf anderen Wegen, aber in derselben treuen Pflichterfüllung wie der Vater, und führte dadurch sich und sein Volk höheren Zielen entgegen.

Friedrich selbst hat seine Beschäftigungen in Rheinsberg in nützliche und angenehme eingeteilt. Zu den nützlichen rechnet er, über die Anschauungen des Vaters weit hinausgehend, Philosophie, Geschichte, Sprachen, zu den angenehmen diejenigen, die wir bisher geschildert haben: Musik, Theaterpiel, Maskeraden. Mit Nachdruck fügte

er hinzu, daß den nützlichen immer der Vorrang bleiben müsse. Mit vollem Ernste hat er danach gehandelt. Rückhaltlos bekannte er seinem Lehrer Duhan, daß er noch gar viel nachzuholen habe; vor allem war das der Fall auf den Gebieten, deren Studium der Vater geradezu verboten hatte. Hier begann er nun mit der eindringendsten Arbeit. Jetzt und später beklagte er es bitter, daß ihm durch das Verbot des Vaters das Erlernen der lateinischen Sprache versagt geblieben war. Da er aber von der allgemein humanistischen Bedeutung der antiken Welt eine sehr hohe Vorstellung hatte, so warf er sich jetzt mit Feuereifer auf die Lektüre der alten Schriftsteller, die er in seiner Bibliothek in französischen Übersetzungen besaß. Hier in dem achteckigen, kaum zwölf Fuß im Quadrat großen Turmzimmer holte er mit bienenhaftem Fleiße die früher versäumten Kenntnisse nach. An sehr frühes Aufstehen gewöhnt, erhob er sich meist schon um 4 Uhr und widmete dann sechs Stunden hintereinander der Lektüre, die er stets mit der Feder oder dem Bleistifte in der Hand, eifrig Auszüge machend, betrieb. Nach dieser energischen geistigen Morgenarbeit folgte die Erfüllung der militärischen Berufspflichten, regelmäßiges Exerzieren mit seinem Regiment, zu welchem Zwecke er häufig nach Ruppin hinüber mußte. Am Nachmittag, ja oft noch in später Abendstunde, ging es wieder an die Lektüre, oft bis tief in die Nacht hinein. Wegen dieser Ausdauer im Lesen, durch die er sich eine gründliche Kenntnis der alten römischen und griechischen und neueren französischen Literatur erwarb, verglich er sich wohl mit den Mönchen des Mittelalters und nannte Rheinsberg sein kleines Kloster. Oft lag er diesen Studien so übertrieben anstrengend ob, daß er seiner Gesundheit damit schadete. Hat er doch einmal ernstlich den Versuch gemacht, sich den Schlaf durch

Genuß stark anregender Getränke, wie massenhaften Kaffees, gänzlich abzugewöhnen, und diesen Versuch vier Tage durchgehalten, bis die Natur gebieterisch ihr Recht verlangte. Als ihm dann die Ärzte sein allzu eifriges Studium untersagen wollten, äußerte er: „Wenn ich nicht lesen und schreiben kann, bin ich wie die starken Tabaksnupfer, die vor Unruhe sterben und tausendmal mit dem Finger in die Tasche fassen, wenn man ihnen ihre Dose genommen hat.“

Mit ganz besonderem Eifer warf er sich in diesen Studien neben der Geschichte alter und neuer Zeit auf die Philosophie, zu der ihn vor allem die religiösen Probleme hinlenkten. Seine Hinneigung zu der Prädestinationslehre bahnte ihm den Weg zu einer deterministischen religiösen Weltanschauung, welche ihm ebenso wie jene die Freiheit des menschlichen Willens auszuschließen schien. Die Mahnungen des Vaters, jenen Glauben an die Prädestinationslehre aufzugeben, hatte er mit nichten befolgt, weder in den schweren Tagen jener Disputationen mit dem Feldprediger Müller, noch später in der Küstriner Zeit. Der Zwang, der dort auf ihm lastete, des Sonntags dreimal die Kirche zu besuchen, die ihm aufgedrungenen Andachtübungen hatten die dem Willen des Auftraggebers genau entgegengesetzte Wirkung einer endgültigen Abkehr von der Dogmatik der bestehenden Konfessionen gehabt, und wenn er sich rein äußerlich dem Willen des Vaters unterworfen hatte, so wußte er sich doch innerlich die Freiheit seiner religiösen Auffassung zu wahren. Aber diese Abwendung von konfessioneller Beschränkung, die ihn nicht hinderte, sich den Katholiken gegenüber sehr energisch als Protestant zu fühlen, ging bei ihm keineswegs von indifferenter Gleichgültigkeit gegen religiöse Fragen aus, im Gegenteil von immer wiederholtem und an-

gestrengtem Nachdenken über das große Problem, wie eine absolute Allmacht, Allwissenheit und Vorherbestimmung Gottes mit der scheinbaren Freiheit des menschlichen Willens vereinbar sei: wenn Gott, so meinte er, alles, auch das Zukünftige, wisse, dieses demnach vorherbestimmt habe, so sei die Freiheit des Menschen eben nur eine scheinbare, so sei der Mensch eben nur ein Organ des göttlichen Willens. Mit Recht konnte er sich bei dieser Auffassung mit aller Energie in seinem lebhaft fortgesetzten Briefwechsel mit Grumbkow und in vertrauten brieflichen Äußerungen zu seiner Schwester Wilhelmine gegen den Vorwurf atheïstischer Weltanschauung wehren. An der Existenz eines Gottes hat er nie gezweifelt; im Gegenteil: aus der Versenkung in die Idee der Allmacht und Allwissenheit Gottes ergab sich ihm die Verneinung der menschlichen Willensfreiheit und seine deterministische Weltanschauung. „Der Atheismus,“ so schrieb er schon von Ruppín aus am 10. November 1735 an seine Schwester, „ist ein Dogma, dem man nur anhängen kann, wenn das Gehirn in Verwirrung geraten ist; man muß auf das Licht des Verstandes und der Vernunft verzichten, die Augen schließen, sich die Ohren verstopfen und allen Organen des Körpers ihre Funktionen untersagen, damit sie nicht gegen das Geschöpf zugunsten eines Schöpfers Zeugnis ablegen, da es notwendig und unzweifelhaft ist, daß die Welt einen Ursprung hat.“ Ähnliche Äußerungen finden sich zahlreich in seiner Korrespondenz mit Grumbkow; sie bleiben beweisend für seinen ausgeprägten Gottesglauben, auch wenn man die Vorsicht, welche er Grumbkow gegenüber in seinen Äußerungen bis zu einem gewissen Grade stets beobachtet, mit in Anschlag bringt.

Mit dieser auf religiöser Spekulation beruhenden Anschauung schienen ihm die Erkenntnisse, die er in seinen

philosophischen Studien gewann, übereinzustimmen; aber sie geleiteten ihn dann ein Stück Weges weiter. Neben den alten Philosophen, von denen er namentlich Lukrez und Cicero bevorzugte, hatte er durch seinen Lehrer Duhan und durch den Bibliothekar La Croze namentlich das philosophische System Descartes' kennen gelernt, dem er seinen Beweis für das Dasein Gottes entnahm. Zugleich aber war er durch seine eifrigen Studien auf dem Gebiete der französischen Literatur, die ihm die fast ausschließliche Vermittlerin seiner Kenntnisse war und blieb, mit der neueren materialistischen Richtung bekannt geworden, die ihn zwar nicht in seinem Glauben an Gott irre machte, wohl aber ihm Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele einflößte.

In diesem Stadium seiner seelisch-geistigen Entwicklung wurde er durch seine Freunde Manteuffel und Suhm auf die Schriften des Philosophen Christian Wolff hingewiesen, von denen ihm Manteuffel erklärte, daß er durch sie von seinen Zweifeln an der Unsterblichkeit der Seele geheilt worden sei. Vor allem wurden ihm Wolffs „Vernünfftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen“ hierfür warm empfohlen. Er war sehr geneigt, der Anregung Folge zu geben, da er für diesen Philosophen wegen der Verfolgungen, denen er durch kirchliche Eiferer ausgesetzt gewesen war, natürliche Sympathie empfand. Wolff hatte im Jahre 1723 vor diesen Verfolgungen seiner kirchlichen Gegner, namentlich des Theologen Lange, aus Halle weichen müssen: König Friedrich Wilhelm hatte ihn nicht nur seines Amtes entsetzt, sondern seine Schriften bei Kerkerstrafe verboten. Wolff hatte dann einem Rufe des Landgrafen von Hessen in eine Marburger Professur Folge geleistet. Nun war es zwar seinen Freunden, an denen es ihm selbst am Hofe

nicht fehlte, gelungen, den König von der Übereiltheit jenes Schrittes zu überzeugen, so daß sogar Verhandlungen über seine Rückberufung aus Marburg im Gange waren; aber gerade deshalb war ein neuer Ansturm seiner Gegner gegen ihn erfolgt, der den größten Unwillen des schon damals eifrig für Freiheit des Denkens und Forschens eintretenden Kronprinzen erregt hatte. Er hatte sich daher sehr gefreut, daß Grumbkow sich des bedrängten Philosophen angenommen hatte. Jetzt beschloß er, das philosophische System dieses Mannes von Grund aus in dessen Schriften zu studieren. Aber sehr bezeichnenderweise wollte er sie nicht in der deutschen Ursprache lesen, sondern bat seinen Freund Suhm, ihm jene hauptsächlichste metaphysische Schrift Wolffs in sein geliebtes Französisch zu übertragen. Und als Suhm, der diese schwierige Aufgabe in der That übernahm, ihn im Verlaufe derselben darauf aufmerksam machte, daß er die deutsche Sprache, in der das Buch geschrieben sei, für geeigneter für metaphysische Erörterungen halte als die französische, da entgegnete ihm Friedrich (am 14. April 1736): „Ich gebe zu, daß Sie mich überzeugen können, denn Sie haben die Gabe dazu, daß die deutsche Sprache ihre Schönheiten und ihre Kraft hat; aber Sie werden mich nie überzeugen, daß sie so angenehm wie die französische ist.“ Und so studierte denn der deutsche Königssohn den deutschen Philosophen in der französischen Übersetzung, welche ihm sein deutscher Freund Suhm in Abschnitten übersandte.

Mit großem Eifer versenkte er sich in die von Wolff mit klarer Anschaulichkeit dargestellten Probleme. Wie das Morgenrot eines neuen Tages erschien ihm die Erkenntnis, die ihm aus diesen Studien aufging. Selbst die früheren Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele schwanden ihm im Eifer des ersten Vernens dahin. „Ich

sehe," schreibt er freudig am 27. März 1736 an Suhm, „daß die Möglichkeit vorhanden ist, daß ich eine Seele habe, und sogar, daß sie unsterblich ist.“ Vor allem aber imponierte ihm die klare und nüchterne Logik Wolffs, die ihm Licht über verschiedene Fragen, die er bisher für völlig dunkel gehalten hatte, zu verbreiten schien. Namentlich waren es die Sätze des Widerspruchs und des zureichenden Grundes, die ihm einen großen Teil des Weltganzen erklärbar zu machen schienen. „Wie schöne Lehrsätze sind doch der Satz des Widerspruchs und der zureichende Grund! Sie verbreiten Licht und Klarheit in unserer Seele, auf sie stütze ich meine Urteile. Sie sind die Arme und Beine meiner Vernunft; ohne sie wäre sie verkrüppelt und ich würde, wie die große Menge, mit den Krücken des Aberglaubens und des Irrtums einhergehen.“ Seine Korrespondenz mit Suhm ist voll von den Eindrücken, die ihm die Wolffschen Schriften machen, und immer aufs neue dankt er ihm dafür, daß er sie ihm durch seine Übersetzung zugänglich gemacht habe. „Wenn die Philosophie mich aufklärt, so geschieht es durch Sie; Sie haben mir die Schranke der Wahrheit geöffnet, Sie sind ihr Werkzeug gewesen," schreibt er ihm. Suhm aber war über den philosophischen Eifer seines Schülers so erfreut, daß er in prophetischem Geiste es aussprach, Friedrich werde dereinst das Erstaunen Europas und die Bewunderung der Nachwelt erregen.

Weniger erfreut über diese philosophischen Studien waren gewisse Kreise in der Umgebung des königlichen Vaters, die bei diesem wieder den Argwohn zu erregen suchten, daß sein Sohn atheistische Neigungen hege, und daß Suhm und Manteuffel die Schuld daran trügen. Diesmal aber ging die Saat des Argwohns nicht so üppig auf als früher. Einmal gab es doch in der Umgebung des

Königs auch eifrige Anhänger Wolffs, die eine allmähliche Umwandlung auch in dessen Auffassung über den Philosophen zuwege brachten, so daß Friedrich wenige Jahre später freudig erregt berichten konnte, der König lese jetzt täglich drei Stunden in Wolffs Schriften; außerdem aber wußte Friedrich die Wirkung jener Verleumdungen durch die musterhafte Ordnung in seinem Regimente aufzuheben, welche die vollste Zufriedenheit des Vaters erregte und ihn den Verleumdern des Sohnes keinen rechten Glauben schenken ließ.

Noch mehr Anstoß als die Beschäftigung mit der Wolffschen Philosophie erregte es natürlich bei jenen kirchlichen Eiferern, welche dereinst die Entfernung Wolffs aus Halle herbeigeführt hatten, und selbst bei Grumblow und Manteuffel, als Friedrich alsbald nach seiner Übersiedelung nach Rheinsberg mit dem glänzendsten Schriftsteller und charakteristischsten Vertreter der französischen Aufklärung, mit Voltaire, dessen Schriften er seit langer Zeit in seiner Bibliothek besaß, eifrig studiert und freudig bewundert hatte, in brieflichen Verkehr trat. Dieser Briefwechsel, der nahezu 600 Briefe umfaßt und die tiefsten und interessantesten Einblicke in das geistige und seelische Leben Friedrichs eröffnet, wurde durch ein in den Ausdrücken höchster Bewunderung und Verehrung abgefaßtes, sehr charakteristisches Schreiben Friedrichs vom 8. August 1736 eröffnet. Er teilte darin Voltaire mit, mit welcher Freude er seine Werke, die er als „Geisteschätze“ bezeichnet, immer wieder gelesen habe und daraus den Charakter ihres genialen Verfassers erkannt zu haben glaube, der „unserem Jahrhundert und dem menschlichen Geiste zur Ehre gereicht“; deswegen bittet er ihn, mit ihm in Korrespondenz zu treten und ihn nicht aus der Zahl derer auszuschließen, die er seiner Belehrungen würdige. Nicht wie ein Königs-

sohn, der einem berühmten Schriftsteller eine Gunst erweist, sondern wie ein Schüler zu seinem Meister stellt er sich ihm gegenüber und wirbt um seine Freundschaft. „Man kann Voltaire nicht nachahmen, ohne Voltaire selbst zu sein.“ „Warum bedient sich der Ruhm nicht meiner, um Ihre Erfolge zu krönen? Ich würde dabei nichts anderes fürchten, als daß dieses an Vorbeeren wenig fruchtbare Land deren nicht so viele darbietet, als Ihre Werke verdienen.“

Kein Wunder, daß Voltaire, der durch seine ganze Charakteranlage und durch seine bisherigen schriftstellerischen Erfolge stark zur Eitelkeit neigte, mit Freuden auf die ihm hier von dem künftigen Könige von Preußen angebotenen persönlichen Beziehungen einging. Wohl waren seine Schriften, in welchen er die englischen Ideen der Aufklärung und das philosophische System des großen Empirikers Locke seinen Landsleuten in einer unvergleichlich gewandten und eleganten Form zugänglich machte, längst in aller Händen, weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, und hatten ihm unvergleichlichen Ruhm eingetragen. Aber in den leitenden Kreisen seines Vaterlandes war der Freigeist in hohem Grade verdächtig, wiederholt auf die Bastille gesetzt und verbannt worden: wozu eine Genugthuung mußte es ihm gewähren, daß seine Freundschaft jetzt von einem reichbegabten Königssohn in so schmeichelhaften Formen gesucht wurde. Sie spricht aus jeder Zeile seines Antwortschreibens vom 26. August: Freude über die ihm selbst widerfahrene Ehre und schmeichelnde Huldigung gegenüber Friedrich gehen dabei Hand in Hand, das alles in jener vornehm-eleganten Form, welche Friedrich in seinen Schriften wie in der französischen Literatur überhaupt so sehr bewunderte. „Meiner Eigenliebe ist,“ so schreibt Voltaire, „sehr geschmeichelt worden;

aber meine Liebe zum Menschengeschlecht, welche ich immer im Herzen habe und welche, wie ich zu sagen wage, meinen Charakter ausmacht, hat mir ein noch tausendmal reineres Vergnügen bereitet, da ich sah, daß es in der Welt einen Prinzen gibt, welcher als Mensch denkt, einen philosophischen Prinzen, der die Menschen glücklich machen wird. . . . Glauben Sie mir, daß es niemals wirklich gute Könige gegeben hat als die, welche wie Sie damit angefangen haben, sich zu unterrichten, die Menschen kennen zu lernen, die Wahrheit zu lieben, die Verfolgung und den Aberglauben zu verabscheuen.“ An ähnlichen bewundernden Äußerungen, die zuweilen zu plumpen Schmeicheleien werden, ist in den Briefen Voltaires auch fortan kein Mangel; hat er sich doch einmal sogar zu der blasphemischen Äußerung verstiegen, Friedrich als „Gott Friedrich“ zu bezeichnen. „Sie sind wie der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs.“

So wurde ein regelmäßiger Gedankenaustausch zwischen zwei Männern eröffnet, von denen der eine der glänzendste und berühmteste Schriftsteller seiner Zeit war, der andere aber der größte König seines und vieler Jahrhunderte werden sollte. Grundverschieden in ihrer ganzen Anlage und namentlich in ihrem Charakter, stimmten beide doch in Einer Beziehung völlig miteinander überein: in der Unabhängigkeit freien Denkens, in dem Abscheu vor jeder Unterdrückung und Verfolgung Andersdenkender, in den großen Gedanken der Toleranz und der Aufklärung, für die sie, jeder an seiner Stelle, Unvergängliches geleistet haben. Für Friedrich war es ein Ereignis, daß er eben in einem Stadium seiner geistigen Entwicklung, in welchem er mit heiligem Eifer und Ernste nach Wahrheit in den höchsten Fragen des menschlichen Seins und Denkens in den Schriften eines deutschen Philosophen forschte,

in unmittelbarste persönliche Beziehung mit dem vornehmsten Vertreter freigeistig-philosophischer Weltanschauung in französischer Beleuchtung treten konnte. Mit den häßlichen Schladen, die dem Charakter Voltaires trotz seiner reichen Begabung und erstaunlichen Vielseitigkeit anhafteten, noch völlig unbekannt, gab sich Friedrich mit rückhaltloser Offenheit dem neugewonnenen Freunde hin. Lernen vor allem wollte er von ihm, lernen auf philosophischem Gebiete, lernen in der Feinheit und Eleganz der von ihm so sehr geliebten, aber noch keineswegs beherrschten französischen Sprache, lernen in regem Gedankenaustausche von dem glänzendsten Vertreter der französischen philosophischen, religiösen, historischen und poetischen Literatur, dessen Werke er hoch über die aller anderen, einschließlich der alten Klassiker, stellte. „Ein Gedanke der Henriade wiegt die ganze Ilias auf“ und: „Seiner Henriade muß man den Rang vor Virgils Aeneis geben; der Gott der Musen hat ihm seinen Platz zwischen Homer und Virgil angewiesen“, in solchen und ähnlichen überschwenglichen Äußerungen hat er seiner Bewunderung für Voltaires Genie Ausdruck gegeben. Ein Schüler dieses Mannes zu werden, mußte das nicht eine Lust und ein unvergleichlicher Gewinn sein?

Friedrich zögerte nicht, alsbald und unmittelbar auf diesen erhofften Geistesgewinn loszusteuern. Über die Wolffsche Philosophie, die ihn damals am angelegentlichsten beschäftigte, wollte er zunächst das Urteil des großen Franzosen hören. Er sandte ihm dessen Metaphysik, wie er sie von Suhm übersetzt erhalten hatte, stückweise zu. Im Oktober 1737 war sie vollständig in Voltaires Händen. Mit welcher Spannung Friedrich dessen Antwort entgegenschah, ergibt sich aus einer seiner Äußerungen in seinem Briefwechsel mit ihm: „Cirey (Voltaires damaliger Auf-

enthaltort) wird fortan mein Delphi sein, und Ihre Briefe, um deren Fortsetzung ich bitte, meine Orakel.“

Das Orakel aus Cirey über Wolff aber lautete anders, als Friedrich erwartet hatte. Zwar schrieb Voltaire, als er angefangen hatte, die Metaphysik des deutschen Philosophen zu lesen: Das Wenige, was er gelesen habe, sei ihm wie eine goldene Kette, welche vom Himmel zur Erde geht, erschienen; aber sehr bald kommt er dann doch mit sehr erheblichen Einwendungen und Bedenken gegen das Wolffsche System, welches er sehr richtig als im wesentlichen mit den Ideen Leibnizens übereinstimmend erkannte und von dem er in bezug auf die Lehre vom „einfachen Wesen“ sagt, er fühle sich dadurch plötzlich in ein Klima versetzt, in dessen Luft er nicht atmen könne, auf einen Boden, auf den er seinen Fuß nicht stellen könne, unter Menschen, deren Sprache er nicht verstehe. In der Erörterung dieser Einwände und Bedenken kommen dann beide Brieffschreiber sehr bald auf die zentralen Fragen, über die Friedrich bei seinen philosophischen Studien Belehrung gesucht hatte. Dabei ergab sich in allem Wesentlichen Übereinstimmung in bezug auf die Stellung zu den religiösen Fragen: in der Abneigung, ja Feindseligkeit gegen die bestehenden Kirchen mit ihren der Vernunft widerstrebenden Dogmen und Gebräuchen, die dem Aberglauben, dem Fanatismus und den Verfolgungen der Theologen zur Grundlage dienen, ebenso bestimmt aber in dem Glauben an einen persönlichen Gott als Schöpfer des Weltalls, wie ihn Friedrich schon früher wiederholt sehr energisch ausgesprochen hatte: also Gegensatz zu den bestehenden Kirchen und Konfessionen, aber kein Gegensatz zur Religion überhaupt. Freilich fügt dann Voltaire in seiner skeptischen Art hinzu, beweisen lasse sich allerdings die Existenz eines von der Materie unabhängigen

höchsten Wesens nicht, wie es denn überhaupt in der Metaphysik nur zweierlei Dinge gebe, solche, welche alle Leute von gesundem Menschenverstand wissen, und solche, welche sie niemals wissen werden. Aber trotz dieser metaphysischen Skepsis halten doch beide in gleicher Weise stets an der Existenz eines die Welt leitenden und regierenden Gottes fest. Dabei kommen sie dann sehr bald auf die von Friedrich schon so viel erwogene zentrale Frage der menschlichen Willensfreiheit, welche Voltaire von ganz anderen, im wesentlichen materialistischen Grundlagen aus verteidigte, während Friedrich zunächst noch an seinen in der Hauptsache deterministischen Anschauungen festhielt. Die Bedenken Voltaires, daß es, wenn man die menschliche Willensfreiheit leugne, weder Laster noch Tugend, weder Strafe noch Belohnung geben könne, während doch die Gesellschaft, zu der der Mensch bestimmt sei, ohne die Ideen von Recht und Unrecht nicht bestehen könne, waren gewiß geeignet, auf Friedrich Eindruck zu machen, der in stets wachsendem Maße gerade die Moral und die unbedingte Pflichterfüllung zum Mittelpunkte seiner religiösen und philosophischen Weltanschauung machte. Aber metaphysisch erklärte er sich zunächst doch von den Gründen Voltaires noch nicht für überzeugt, da aus der Zwecksetzung und Weltregierung Gottes notwendig folge, daß alle Menschen entsprechend der Absicht Gottes handeln und sich zu allen ihren Handlungen nur nach den unwandelbaren Gesetzen der göttlichen Absicht bestimmen lassen (déterminent), denen sie gehorchen, ohne sie zu kennen. Sehr richtig erkannte Voltaire als die philosophische Grundlage der Auffassung Friedrichs den Leibniz-Wolffschen Satz vom zureichenden Grunde und weist ihn im Gegensatze dazu auf Locke und Newton hin, für die er ihn in der That im weiteren Verlaufe des Briefwechsels mehr und mehr

gewann. In den Erörterungen über die einander entgegengesetzten Ideen der verschiedenen philosophischen Systeme wurde sich Friedrich der inneren Widersprüche, die jedes von ihnen in sich zu tragen schien, mehr und mehr bewußt, wurde es ihm aber auf der anderen Seite auch klar, daß seine deterministischen Ansichten mit seinen mehr und mehr sich entwickelnden moralisch-ethischen Anschauungen, auf die er den größten Wert legte, nicht in Einklang zu bringen seien. Das Ergebnis dieser inneren geistigen Entwicklung war eine zunehmende Skepsis gegenüber den metaphysischen Lehrensätzen überhaupt, in der er durch den wachsenden Einfluß, den der große Skeptiker Bayle auf ihn gewann, bestärkt wurde. Schon wenige Monate nach seiner näheren Bekanntschaft mit Voltaire begann er an dem deutschen Philosophen, dessen Lehren ihm früher wie die „Arme und Beine seiner Vernunft“ erschienen waren, irre zu werden. Am 26. November 1736 schrieb er an Suhm: „Wolff sagt ohne Zweifel schöne und gute Dinge, aber man kann sie gleichwohl bestreiten, und wenn wir zu den tiefsten Quellen zurückgehen, so bleibt uns nur das Geständnis unserer Unwissenheit übrig. Wir leben zu kurze Zeit, um geschickter zu werden, noch mehr, wir haben nicht genug Fassungskraft, um die Gegenstände zu ergründen, und im übrigen gibt es Dinge, welche der Schöpfer uns verborgen zu haben scheint, damit wir sie nur schwach erkennen können.“ Zwar behauptet er noch erheblich später in einem Schreiben an Voltaire, er finde „eine Art von Trost in dieser absoluten Notwendigkeit, die alles leitet, unsere Handlung lenkt und die Schicksale bestimmt“, aber mehr und mehr neigt er sich jenen skeptischen Ideen über alle übersinnlichen Fragen zu, verzichtet auf endgültige Erkenntnis im einzelnen, indem er sich mit der Annahme einer göttlichen Weltregierung im

allgemeinen begnügt. „Es scheint mir,“ so schreibt er an Voltaire, „daß die Menschen nicht geschaffen sind, um tief über abstrakte Stoffe zu denken. Gott hat sie so weit unterrichtet, als es nötig ist, sich in der Welt zu lenken, aber nicht so weit, um ihre Wißbegierde zu befriedigen. Das heißt: der Mensch ist zum Handeln und nicht zur beschaulichen Betrachtung geboren.“ Dieser im wesentlichen ethische Gedanke, daß der Mensch dazu da sei, zu handeln und, wie er es immer deutlicher erkennt, seine Pflicht zu erfüllen, ist es, der siegreich aus seinen philosophischen Studien sich durchringt und ihm Grundlage und Kraft für die Erfüllung seiner Pflicht, von der er die denkbar höchste Vorstellung hat, gewährt. Noch während er in seinen philosophisch-literarischen Studien mitteninne stand und bei seiner näheren Umgebung den Eindruck erweckte, als werde er auch als König im wesentlichen schöngeistigen Neigungen und Bestrebungen sich hingeben, hatte er sich zu einer großartigen, an die viel von ihm gelesenen antiken Stoiker sich anlehrenden Auffassung der Pflichterfüllung durchgerungen, die den künftigen unvergleichlichen Helden der Tat in ihm ahnen läßt.

Von diesem wesentlich ethischen Standpunkte, von dem aus er auch das Wesen der Religion betrachtete, deren tiefsten Kern und Wert er in ihrer Ethik sieht, erscheinen ihm dann die metaphysischen Betrachtungen, erscheint ihm selbst die früher so eifrig verfochtene Streitfrage über die Freiheit oder Unfreiheit des menschlichen Willens unerheblich. Nur an dem Wolffschen Satze vom zureichenden Grunde hält er noch unentwegt fest. Im übrigen aber bekennt er: „Jeder macht Anstrengungen, um die verborgenen Quellen der Natur zu erforschen; wäre es aber nicht möglich, daß sich die Philosophen sämtlich täuschen? Ich kenne so viele Systeme, als es Philosophen gibt. Alle

diese Systeme haben einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit; aber sie widersprechen sich alle.“ „Wir wissen tatsächlich nur wenige Dinge, aber unser Geist hat den Ehrgeiz, alles umfassen zu wollen. Früher erschien mir die Metaphysik wie ein Land, welches geeignet ist, große Entdeckungen zu machen; jetzt stellt sie mir nur ein wüstes und an Schiffbrüchen reiches Meer dar.“ Der Satz: „Viel erkennen zu wollen, heißt: zweifeln lernen“ erscheint ihm nun als der Weisheit letzter Schluß.

Aber den Geschmack an philosophischen Erörterungen hat ihm dieser Skeptizismus keineswegs benommen; im Gegenteil: die Aussprache mit seinem geistreichen französischen Freunde über solche Fragen ist ihm unbedingtes Bedürfnis. Und je mehr er sich in den Briefwechsel mit ihm vertiefte, um so größer wurde seine Bewunderung für den großen Schriftsteller, den auch für einen großen Menschen zu halten er nur zu geneigt war. „Uns fehlt in Remusberg nichts als ein Voltaire, um vollkommen glücklich zu sein. Aber trotz Ihrer Abwesenheit ist Ihre Person sozusagen unseren Seelen angeboren. Sie sind immer bei uns.“ In der That befand sich Voltaires Bildnis in Friedrichs Bibliothekzimmer unter dem Spinde, in welchem er seinen Orden vom Goldenen Vlies aufbewahrte, genau gegenüber dem Arbeitsplatze Friedrichs, so daß er es immer vor Augen hatte. Er verglich es in einem Schreiben an Voltaire selbst mit der ägyptischen Memnonsäule, welche einen harmonischen Ton erklingen ließ, wenn sie von den Strahlen der Sonne berührt wurde; ebenso belebe sein Bildnis den Geist derer, die es betrachten. Noch überschwenglicher schreibt er ihm ein andermal: „Es gibt Wahrheiten, die ich für bewiesen halte und an denen zu zweifeln mir meine Vernunft nicht gestattet. Ich glaube zum Beispiel, daß es nur einen Gott und einen

Voltaire in der Welt gibt, und ich glaube außerdem, daß Gott in diesem Jahrhundert einen Voltaire brauchte, um es liebenswürdig zu machen.“

In dem Briefwechsel aber treten je länger, je mehr neben den rein philosophischen Fragen auch andere hervor. Friedrich teilt Voltaire mit, daß er eine Schrift über den gegenwärtigen politischen Zustand von Europa schreibe, er weiht ihn in seinen Gedanken, eine Widerlegung des Macchiavellischen Buches „vom Fürsten“ zu schreiben, ein und schickt ihm Teile davon; kurzum: auch hier im Gedankenaustausch mit dem großen Schriftsteller, den er vorwiegend aus literarischen Gründen eingeleitet und fortgeführt hatte, tritt doch mit zunehmender Deutlichkeit hervor, daß diese literarischen Studien und Probleme keineswegs die einzigen waren, mit denen er sich beschäftigte, sondern daß er, erfüllt von der hohen Auffassung der Pflichten seines zukünftigen Berufes, doch auch den staatlichen Problemen seine Aufmerksamkeit schenkte.

In der Tat, wie sehr irrten diejenigen, die nach dem oberflächlichen Eindruck in dem Leben des Kronprinzlichen Hofes in Rheinsberg nichts weiter als das anmutige Idyll, das beschauliche Leben heiterer, durch Kunst und Wissenschaft verschönerter Geselligkeit sahen und gar nicht bemerkten, wie ernst der Kronprinz zugleich auf allen Gebieten die Pflicht der Vorbereitung auf seinen Beruf nahm. Wir sahen schon, wie große Mühe er sich gab, durch die Sorge für sein Regiment die Zufriedenheit des Vaters zu erringen; nicht ohne Erfolg. Die Zeiten, da er die Uniform als seinen „Sterbefittel“ bezeichnet hatte, waren für immer vorüber. Der Sinn für die Be-

deutung der Einzelschulung und der militärischen Organisation war ihm aufgegangen. „Wir sind,“ schrieb er 1739 an den Grafen von Schaumburg-Lippe, „hier beschäftigt, Menschen zu bilden aus Geschöpfen, welche bisher nur das Antlitz von Menschen haben. Militärische Gesetzgeber, üben wir uns darum nicht minder in der Kunst, Menschen zu erziehen, ein beständiges Studium des menschlichen Geistes mit dem Endzweck, die stumpfsten Seelen für den Ruhm empfänglich zu machen, auffässige und unruhige Gemüther unter die Zucht zu beugen, lödere Burschen, Libertiner und Verbrecher sittlich zu heben. So undankbar diese Aufgabe scheinen kann, man tut sie mit Vergnügen. Dies Traumbild, das man Ruhm nennt, dieser Abgott der Kriegsleute, spornt und ermutigt, eine zügellose Truppe der Ordnung und dem Gehorsam zugänglich zu machen. Man sieht Feldzüge und Belagerungen und Schlachten aus der Entfernung, und die Einbildungskraft, die sich an diesen Gegenständen erhitzt, malt Euch Siege und Trophäen und Lorbeeren.“ Je tiefer Friedrich sich in seine historischen, politischen und philosophischen Studien versenkt hatte, um so mehr war ihm die Erkenntnis aufgegangen, daß das wahre Wesen jedes Staates Macht und das geeignetste und unentbehrliche Mittel dieser Macht ein schlagfertiges, tüchtiges und wohlgeschultes Heer sei. Daß dieses Mittel zwar von seinem Vater fortgebildet und zu einer gewaltigen Waffe ausgestaltet, aber in den politischen Verwickelungen nicht verwertet wurde, bereitete ihm oft den ernstesten Kummer, erregte zuweilen auch geradezu seinen größten Unwillen. Denn so sehr er sich den Anschein gab und es zuweilen auch in seinem Briefwechsel aussprach, daß er sich bei seinen Studien sehr wohl fühle und nach der Macht und Last der Regierung keineswegs lechze, tatsächlich hat er den Gang der preußischen wie der ge-

samten europäischen Politik mit dem größten Eifer und der höchsten Aufmerksamkeit beständig verfolgt. Daß er das in Küstrin begründete Verhältnis zu Grumbkow trotz des unüberwindlichen Mißtrauens, das er gegen diesen Mann hegte und das sich bei dessen Tode (1739) in leidenschaftlicher Weise äußerte, gleichwohl aufrecht erhielt, hatte vornehmlich hierin seinen Grund. Denn Grumbkow war es, der die Möglichkeit und die Mittel in der Hand hatte, ihn über den Gang der politischen Entwicklung beständig auf dem Laufenden zu erhalten.

In diesem politischen Getriebe aber trat immer wieder deutlich zutage, wie wenig König Friedrich Wilhelm den diplomatischen Künsten und Schlichen der Hofleute gewachsen war. Der französische Gesandte La Chétardie weiß uns zu berichten, wie sehr der König selbst dies erkannt und seinem Sohne gegenüber offen zugestanden hat. Er hat uns die Äußerung des Vaters zum Sohne überliefert: „Folge dem Beispiele deines Vaters in bezug auf die Finanzen und das Militär, leiste da noch mehr, wenn du Herr sein wirst, aber,“ so habe er, indem er ihm einen freundschaftlichen Badenstreich gab, hinzugefügt, „hüte dich, mir in dem, was man Ministergeschäfte nennt, nachzuahmen; denn davon habe ich nie etwas verstanden.“ Daher kam es, daß er die sorgfältig gehüteten und von ihm vermehrten und verstärkten Kräfte des Staates in den diplomatisch-politischen Verwickelungen so wenig zu gebrauchen, bei der wachsenden Lage der politischen Verhältnisse und Bündnisse, welche dem Frieden von Utrecht folgten, das Gewicht dieser staatlichen Kräfte so wenig in die Waagschale zu werfen wußte. Der Geschichtschreiber muß in der That, durchaus mit jener Äußerung einer bescheidenen Selbsterkenntnis übereinstimmend, urteilen, daß der König in seiner äußeren Politik ebensowenig geschickt

und glücklich war, als er in der inneren Großartiges und Bleibendes geschaffen hat. Kein Wunder daher, daß der Kronprinz, der gerade auf dem Gebiet der hohen Politik schon so früh eine hervorragende Befähigung an den Tag gelegt hatte, mit dem nach außen schwächlichen Auftreten des Vaters sehr wenig einverstanden war. Sein Briefwechsel mit Grumbkow ist voll von Äußerungen, die darauf schließen lassen, wie ganz anders er hier in den meisten Fällen gehandelt, wieviel energischer er die Machtmittel seines Staates im Konzert der europäischen Mächte zur Geltung gebracht haben würde, und zwar ohne jede Rücksicht, ohne jede Zuneigung zu der einen oder anderen Nation, die man ihm in diplomatischen Kreisen bald nach der einen, bald nach der anderen Richtung fälschlich zuschrieb, sondern ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Interessen seines preußischen Staates. In deren Vertretung aber war er von vornherein nicht geneigt, der Rücksicht auf den deutschen Kaiser und das deutsche Reich, zu dem der größte Teil der Provinzen seines Staates gehörte, den gleichen Raum zu gestatten wie sein Vater.

Für Friedrich Wilhelm I. hatten zwei große leitende Grundsätze und staatliche Fragen den Mittelpunkt der äußeren Politik gebildet: eben der enge Anschluß an den Kaiser, den er Sedendorff und Grumbkow gegenüber in den stärksten Ausdrücken zu betonen nicht müde wurde, und die Rücksicht auf die nach dem Absterben des alternden, kinderlosen pfälzischen Kurfürsten Karl Philipp bevorstehende Erledigung der Jülich-Bergischen Erbfolge, auf die er durch die alten, im 17. Jahrhundert, zuletzt 1666, zwischen den Häusern Pfalz und Brandenburg geschlossenen Erbverträge die rechtlich wohl begründetsten Ansprüche hatte. Nach einer durch die bedrohliche Allianz des Kaisers

mit Spanien herbeigeführten vorübergehenden Hinneigung zu dem Bunde der Westmächte hielt er viele Jahre lang trotz aller Anerbietungen von seiten der Gegner des Kaisers an diesem auch in den für ihn gefährlichsten Verwickelungen fest, in der Hoffnung, daß diese reichstreue Haltung, wie es die Verträge von Wusterhausen (1726) und Berlin (1728) in Aussicht stellten, ihm zur Verwirklichung jener Erbansprüche verhelfen würden. Wie er seinerseits eifrig bestrebt war, die von ihm dem Kaiser gegenüber übernommene Verpflichtung der Anerkennung der pragmatischen Sanktion treulich zu erfüllen, so rechnete er jahrelang in unerschütterter Reichstreue darauf, daß nun der Kaiser auch seinerseits die Versprechungen der Verträge von Wusterhausen und Berlin in bezug auf die Jülicher Erbfolge ihm ebenso treulich halten werde. Erst als er sich in dieser Erwartung getäuscht sah, als der Kaiser, der bereits vor dem Abschluß des Wusterhausener Vertrages der Linie Pfalz-Sulzbach die Erbfolge in Jülich und Berg in Aussicht gestellt hatte, fortgesetzt die Erfüllung seiner Versprechungen hinauszog, wurde der König in seiner bisherigen Haltung wankend. Entscheidend für diesen allmählichen Wandel seiner politischen Grundauffassung wurde es, daß ihm der Kaiser nach seiner Verständigung mit England (1731) erst in Priort durch Sedendorff, dann auf einer persönlichen Zusammenkunft in Prag selbst direkt zum ersten Male unverhohlen den Verzicht auf Jülich und die Bergische Hauptstadt Düsseldorf zumutete. Podewils hat diese Zusammenkunft in Prag als das Grab der Freundschaft des Königs mit dem Kaiser bezeichnet. Das Eintreten des Königs für die pragmatische Sanktion auf dem Reichstage von 1732 war der letzte große Dienst, den er dem Kaiser geleistet hat. Von da an trat an die Stelle aufopfernder Hingebung zu-

nehmende Erkaltung, Mißtrauen und vorsichtige Zurückhaltung. Zwar blieb er bei den Verwickelungen über die polnische Königskrone seinen reichsrechtlichen Verpflichtungen treu, aber die Zurücksetzung, die er nach dem Kriege von 1734 und 1735 durch den Kaiser erfuhr, erregten seinen Unwillen aufs neue, mit dessen Äußerungen er jetzt auch seinem Sohne gegenüber nicht mehr zurückhielt, den er eben infolge dieser Enttäuschungen als seinen künftigen Rächer bezeichnet hatte.

In der That war der Sohn schon über alle die Doppelzüngigkeiten des kaiserlichen Hofes gegenüber seinem Vater von gerechtem und tiefgehendem Unmuth erfüllt. Schon im Jahre 1733 äußerte der französische Gesandte in Berlin, La Chétardie, der Kaiser müsse dringend wünschen, daß der Kronprinz noch lange nicht zur Regierung gelange; denn alle Zeichen sprächen dafür, daß er in ihm einen unversöhnlichen Feind haben werde. Es bedurfte der Warnungen des Vaters vor der Arglist der kaiserlichen Politik nicht mehr. Schon verglich man am preußischen Hofe das preußische Heer mit dem mazedonischen und gab zu verstehen, daß, wenn Alexander der Große mit einer Handvoll wohlgeübter Soldaten so wundervolle Dinge vollbracht habe, man mit dem preußischen Heere ebenso Großes erreichen könne, da es ohne Zweifel das beste und vortrefflichste in Europa sei. Schon äußerte der englische Gesandte Guy Dickens in einem Berichte nach London vom 18. September 1736, es sei schwer zu sagen, welchen Entschluß dieser Hof fassen dürfte, wenn der Kronprinz auf dem Thron säße und die Eröffnung der Jülich-Bergischen Erbschaft einträte. Der König selbst aber hatte schon in einer Darstellung der Entwidlung der Jülich-Bergischen Erbfolgefrage, die er seinem Sekretär im Februar 1736 diktirte, mit Bezug auf die Haltung des

kaiserlichen Hofes die Worte fallen lassen: „Ein neues Zeichen von der verdienten Dankbarkeit! Indessen ist dieses eine Warnung vor des Königs Sohn, den Kronprinzen, wie er sich zu hüten habe, daß man ihn künftig nicht auf gleiche Weise heimführen möge, wie ihm geschehen.“ Gleichwohl blieb der König noch immer geneigt zu einer Verständigung, aber nach einer Äußerung des jüngeren Sedendorff wagte sich kein preußischer Minister an eine solche heran, aus Furcht vor dem Kronprinzen, der wiederholt erklärt habe, er wünsche, daß der pfälzische Kurfürst am Leben bleibe, damit nicht bei Lebzeiten seines Vaters ein magerer Vergleich geschlossen werde: der Kronprinz werde sich an allen rächen, welche sich zu einem solchen gebrauchen lassen würden. Es war kein Zweifel, daß Friedrich für eine energischere und rücksichtslosere Vertretung der preußischen Interessen in dieser wie in anderen Fragen war als sein Vater. Vorausahnend hatte dies der letztere gleichsam vorhergesagt, als sein Sohn noch ein Knabe war. In der Instruktion für seinen Nachfolger von 1722 heißt es: „Der Kurfürst Friedrich Wilhelm hat unserem Hause die Entwidlung und das Gedeihen gegeben; mein Vater hat die königliche Würde hinzugefügt, ich selbst habe Heer und Land instand gesetzt. An dir, mein lieber Nachfolger, wird es sein, das Vorhandene zu behaupten und uns die Länder zu verschaffen, die uns von Gott und Rechts wegen zustehen.“ Der Sohn aber war von diesem seinem Berufe offenbar völlig durchdrungen und hat dessen zukünftige Erfüllung ebenfalls in einem prophetischen Worte gerade inmitten der Jülich-Bergischen Verwickelungen Grumbow gegenüber ausgesprochen, indem er ihm am 1. November 1737 schrieb: „Gott weiß es, daß ich dem Könige ein langes Leben wünsche, aber wenn bei seinen Lebzeiten der Erbfolgefahl

nicht eintritt, wird man sehen, daß man keinen Grund hat, die Anklage gegen mich zu erheben, daß ich meine Interessen denen anderer Mächte opfere; ich fürchte vielmehr, daß man mir zu viel Unbesonnenheit und Lebhaftigkeit vorwerfen können wird. Es scheint, daß der Himmel den König dazu bestimmt hat, alle Vorbereitungen zu treffen, welche Weisheit und Klugheit zu machen fordern, ehe man einen Krieg beginnt; wer weiß, ob die Vorsehung nicht mich dazu bestimmt, ruhmvollen Gebrauch von diesen Vorbereitungen zu machen und sie zur Erfüllung der Zwecke anzuwenden, zu welchen die Voraussicht des Königs sie bestimmt hatte.“

Diese Worte sind zu derselben Zeit geschrieben, da die Jülich-Bergische Frage durch den Kaiser in ein neues, Preußen noch ungünstigeres Stadium übergeführt wurde, indem er die Großmächte zu gemeinsamen Schritten in dieser Frage zu veranlassen wußte. Der Kronprinz sah schon im Anfange des Jahres 1737 sich diese Wolken über Preußen zusammenziehen und war entrüstet darüber, daß sich Europa gegen seinen Vater vereinige und es wage, Preußen geradezu zu verachten. Er litt furchtbar unter der in Berlin herrschenden Untätigkeit und klagte, daß dieses Jahrhundert fruchtbarer an Verhandlungen als an Kriegen sei, daß Preußen, welches sich in so günstiger militärischer Machtstellung befinde, ohne Energie und Kraft verhandele; er seinerseits würde, so äußerte er, 40 Schwadronen Dragoner und Husaren in Cleve vereinigen, in Preußen nur Garnisonen zurücklassen und den Rest der Kavallerie und alle Infanterie in Brandenburg vereinigen. Sobald man den Tod des pfälzischen Kurfürsten erfahre, müßten die Truppen Befehl erhalten, Jülich-Berg zu besetzen; dann könne man verhandeln und werde sicher wenigstens eins der Länder behalten.

Allein es kam ganz anders; noch einmal triumphierte die kaiserliche Politik. Am 10. Februar 1738 überreichten die vier großen Mächte, der Kaiser, Frankreich, Holland und England, welche alle vier gleich wenig geneigt waren, Preußen eine so wichtige Gebietserweiterung am Rhein zu gönnen, vier identische Noten, in denen die Forderung erhoben wurde, der König solle seinen Gesandten im Haag beauftragen, mit den dortigen Vertretern der vier „unparteiischen“ Mächte in Konferenz zu treten, um durch deren Vermittlung zu einem gütlichen Vergleich zu kommen; er solle weiter sein Wort geben, während der Zeit dieser Konferenzen jeden Versuch zur Besitznahme der „streitigen“ Länder zu unterlassen. Gleichzeitig aber wurden entsprechende Noten in Mannheim überreicht, deren Abschriften der König kannte, in denen festgesetzt war, daß für den Todesfall des Kurfürsten von der Pfalz die Mächte dem Pfalzgrafen von Sulzbach in beiden Herzogtümern die einstweilige Besitzergreifung zugestanden. Das stand in offenem Widerspruch nicht allein mit den alten Erbverträgen, welche die Nachfolge des Hauses Brandenburg für den Fall des Aussterbens der männlichen Linie des regierenden Kurhauses festsetzten, sondern auch mit jenen Verträgen von Musterhausen und Berlin, in welchem der Kaiser als Äquivalent für die Garantie der pragmatischen Sanktion seine guten Dienste für die brandenburgischen Ansprüche auf die Jülich-Bergische Erbschaft versprochen hatte. Es kann kein Zweifel sein: wenn der Kaiser sich von seinem Versprechen durch dies Vorgehen lossagte, so war auch Preußen nicht mehr an seine Garantie der pragmatischen Sanktion gebunden.

Nicht bloß der Kronprinz, sondern auch der König war entrüstet über dieses Vorgehen. Er hatte schon vor der offiziellen Überreichung der identischen Noten davon

gewußt, daß dieser Schritt bevorstehe, und seine Minister angewiesen, die Gesandten mit ihren Schriftstücken „höflich und mit vielen Reverenzen“ zu empfangen, dann aber die Noten versiegelt ihm zuzuschicken. Jetzt, da sie ihm vorlagen, wollte er erst gar nicht antworten, stellte aber doch infolge der Gegenvorstellungen seiner Minister am 19. Februar den vier Mächten eine in würdigem und selbstbewußtem Tone gehaltene Antwort zu, in welcher er erklärte, daß die dem Pfalzgrafen von Sulzbach zugestandene provisorische Besetzung mit der Unparteilichkeit der Vermittelung nicht zu vereinbaren sei; er erwarte deshalb eine Erklärung darüber in der Art, daß „Seine Majestät Ihre weitere Antwort auf die Memoires zu erteilen imstande sind“. Gleichzeitig aber erging der Befehl zur Vereinigung von 40000 Mann im Clevischen.

Dem Kronprinzen aber genügte diese Antwort, wie er Grumbkow nicht verhehlte, keineswegs; sie erschien ihm als eine halbe Maßregel. „Ich würde ihnen antworten,“ rief er erregt aus, „der König von Preußen ist wie der edle Palmbaum; du willst ihn beugen, aber hoch schnellst er seinen stolzen Wipfel.“ „Ich gebe Ihnen zu,“ schrieb er am 4. März an Grumbkow, „daß ich in der den Vermittlern erteilten Antwort einen Gegensatz von Würde und Unterwürfigkeit finde, der ich mich nicht anbequemen kann. Diese Antwort gleicht der eines Mannes, welcher nicht die Begierde hat, sich zu schlagen, sondern sich nur so stellt. Man hatte nur die Wahl zwischen zwei Maßregeln: entweder mußte man mit edlem Stolz antworten und nicht durch kleine Verhandlungen, deren wahren Wert man bald erkennen wird, Winkelzüge machen; oder man mußte sich unter das schimpfliche Joch, das man uns auferlegen will, beugen. Ich bin kein genügend feiner Politiker, um zugleich den Gegensatz von Drohungen und

Unterwerfung anzuwenden. Ich bin jung, ich würde vielleicht der Leidenschaftlichkeit meines Temperaments folgen, jedenfalls aber würde ich die Dinge nicht halb tun.“ Man solle offensiv gegen die Mächte vorgehen, welche sich anmaßen, Europa Gesetze zu geben; aber „es scheine, daß Frankreich an Macht nicht einmal Gott dem Vater nachgebe; sich Versailles entgegenzustellen, heiße sich den Absichten der Vorsehung entgegenstellen. Welche Unverschämtheit.“ Er hielt das alles für ein raffiniertes Werk des Kardinals Fleury.

Aus dieser tiefinnerlichen Entrüstung über die Rücksichtslosigkeit der Mächte gegen Preußen heraus hat der preußische Kronprinz seine erste größere politische Flugschrift, die „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des politischen Körpers von Europa“ verfaßt, die, darauf berechnet, auf die öffentliche Meinung von Europa einzuwirken, zum ersten Male den universalen Blick und das tiefe Verständnis Friedrichs für die hohe Politik deutlich zeigte. Mit allen Waffen der Beredsamkeit, von dem entschiedensten Pathos bis zur schneidenden Ironie und Satire, macht er, in der Maske eines Engländers auftretend, auf die großen Gefahren aufmerksam, die Europa aus der Vereinigung der Großmächte, namentlich aus der Verständigung des Kaisers mit Frankreich, wie sie in dem Vorgehen in der Jülich'schen Frage zutage getreten sei, drohen. Dem Kaiser schreibt er despotische Absichten gegenüber dem deutschen Fürstentum zu; vor allem aber entladet sich sein Zorn über die Politik Frankreichs, die er mit der Philipps von Mazedonien gegen Griechenland vergleicht: schon habe Frankreich, dessen Vergrößerungstendenzen sich nur gegen Osten hin richten könnten, in dem Elsaß und Straßburg Deutschlands Thermopylen, in Lothringen, das es in dem Kriege um die polnische

Thronfolge geschluckt habe, Deutschlands Phos in Besitz. Immer klarer strebe es unter der verschlagenen Leitung des Kardinals Fleury nach der Universalmonarchie, durch die es alle anderen Staaten bedrohe. Die Art, wie diese politische Auffassung im einzelnen durch historische Erörterungen und Parallelen gestützt wird, zeigt schon jetzt den großen Schriftsteller, der einst sein eigener Geschichtschreiber werden sollte.

Die Schrift war dazu bestimmt, in England zunächst in englischer Sprache gedruckt und dann in Holland übersetzt und nochmals veröffentlicht zu werden. Sie hätte gewiß ihre Wirkung nicht verfehlt, aber der Druck unterblieb, weil bald, nachdem sie geschrieben war, die preussische Politik, um sich des gemeinsamen Vorgehens der vier Großmächte zu erwehren, eine Hinneigung zu einer von ihnen, eben zu Frankreich, anstrebte, so daß eine Veröffentlichung der Schrift in diesem Zeitpunkte nicht opportun erscheinen konnte. Der Druck unterblieb, so daß die Flugschrift erst durch die Veröffentlichung in den Oeuvres posthumes im Jahre 1788 in weiteren Kreisen bekannt wurde.

Ihr Wert für das Verständnis der geistigen Entwicklung Friedrichs aber liegt nicht nur in den auf einen bestimmten politischen Endzweck gerichteten speziellen Erörterungen über die allgemeine politische Lage in Europa, sondern vor allem in den allgemeinen geschichtsphilosophischen Ausführungen über den fürstlichen Beruf, aus denen dieselbe hohe und große Auffassung über die Pflichten des Fürsten zutage tritt, die er bald darauf in einer größeren, gegen die Schrift Macchiavellis „vom Fürsten“ gerichteten systematischen Abhandlung eingehender ausgeführt und tiefer begründet hat.

Auch in dieser berühmten Schrift, dem Antimacchiavel,

die ebenfalls im Hinblick auf Fleurys „macchiavellistische“ Politik geschrieben ist, ist für die Erkenntnis der psychologischen Entwicklung Friedrichs nicht eigentlich ihr nächster Zweck und Gegenstand, die Widerlegung jener Schrift Macchiavells, von entscheidender Bedeutung. Man wird vielmehr sagen dürfen, daß Friedrich bei der Beurteilung Macchiavellis die Zeitverhältnisse, unter denen dieser schrieb, den Zweck und die Endabsicht, die ihm durch die unglückseligen Zustände seines Vaterlandes aufgedrängt wurden, mit einem Worte den historischen Charakter der Schrift zu wenig erkannt oder zu wenig berücksichtigt hat. Der große Florentiner Patriot hatte sie am Anfange des 16. Jahrhunderts (1514) unter dem Druck einer unerträglichen politischen Lage, in Verzweiflung über die Zersplitterung seines Vaterlandes und über die verderbliche Fremdherrschaft niedergeschrieben; für diese Lage und diese besonderen Zustände war sie berechnet; der Verfasser sah keinen anderen Ausweg als das allerdings sehr scharfe Gift, das er in den Ratschlägen dieses Buches seinem Vaterlande zu seiner Rettung verschrieb. An eine allgemeine Anwendung der für diese bezeichnete Lage gegebenen Ratschläge auf den Fürstenberuf im allgemeinen hat er sicher nicht gedacht; mit einem Worte, seine Schrift ist nicht theoretisch-politisch, wie sie Friedrich aufgefaßt hat, sondern praktisch-historisch gemeint. Aus dieser Loslösung der Schrift von ihrer historischen Entstehung, aus diesem Mangel an Rücksicht auf diese erklärt sich durchaus die scharfe Entrüstung Friedrichs über dieses Buch mit seinen teuflischen Ratschlägen und über seinen Verfasser, von dem wir aus seinem übrigen Wirken und seinen Werken eine wesentlich andere Vorstellung gewinnen. Friedrich aber hatte seinen Zorn über Macchiavelli schon im Jahre 1738 wiederholt deutlich kundgegeben. Jetzt drückte ihm

der Unmut über die nach seiner Auffassung verbrecherischen Ansichten des gefährlichen Machiavellischen Buches die Feder zu seiner Widerlegung in die Hand. Er selbst hat seine Abhandlung als eine Nachwirkung von Voltaires Henriade bezeichnet: Heinrich IV. in Voltairescher Erklärung sollte dem Fürstenbilde die Züge leihen, das Friedrich dem Cesare Borgias entgegenhalten wollte. Und dieses positive Fürstenbild weit mehr, als die bis ins einzelne gehende Widerlegung Machiavellis, macht diese Schrift zu einem unvergänglichen Geistesdenkmal Friedrichs.

Als Ganzes betrachtet, ist dieser „Antimacchiavel“ eine großartige Durchführung des stolzbescheidenen Satzes, daß der Fürst nichts anderes sei, als der erste Diener des Staates. Diesen Satz stellt Friedrich mit aller Entschiedenheit und jener großartigen Auffassung der Pflichten seines Berufes, die er sich in den schweren inneren Kämpfen der Jugendjahre errungen hatte, dem angeblichen übermütigen Worte Ludwigs XIV. und seiner großen und kleinen Nachahmer und Nachäffer: L'état c'est moi in tiefbegründeter Ausführung entgegen. Der Satz und die Schrift, in der er zur Ausführung gelangt, sind ein um so glänzenderes Zeugnis für die hohe und tiefsittliche Auffassung Friedrichs über den fürstlichen Beruf, je weniger das tatsächliche Verhalten der zeitgenössischen Fürsten dieser hohen Auffassung entsprach. War schon der Hof seines Vaters in seiner Schlichtheit und sittlichen Reinheit praktisch die fast einzige rühmliche Ausnahme unter den damaligen Fürstenhöfen, die in verschwenderischem Luxus, in zum Teil fast wahnsinniger Nachahmung der Prachtentfaltung des französischen Hofes ihre Hauptaufgabe sahen, ihre Untertanen aber als nur für sie geschaffen betrachteten, so erhielt jetzt die preußische Auffassung von der Fürstenschaft in dieser Schrift einen erhebenden Ausdruck.

Der Verfasser selbst hat diesen Gegensatz deutlich empfunden und die kleinen deutschen Fürsten mit ihrer Verschwendungssucht und Sittenlosigkeit im Antimacchiavel scharf gegeißelt: „Die meisten kleinen deutschen Fürsten,“ sagt er, „ruinieren sich durch ihre Verschwendung, die mit ihren Einnahmen in gar keinem Verhältnis steht, sie richten sich zugrunde, um die Ehre ihres Hauses aufrecht zu erhalten, und kommen durch ihre Eitelkeit auf den Weg zum Elend und zum Spital; der Seitenproß eines Seitenprosses einer apanagierten Linie dünkt sich eine Art Ludwig XIV. zu sein, baut sein Versailles, kúßt seine Maintenon und unterhält seine Armeen.“

Demgegenüber steht für Friedrichs Auffassung von Staat und Fürstenberuf der Grundsatz, daß die Völker nicht der Fürsten, sondern die Fürsten der Völker wegen da seien, im Mittelpunkt der Betrachtung. Er sieht dabei von jedem Gottesgnadentum ab und stellt sich einfach und schlicht auf den Standpunkt der Vertragstheorie, nach der die Völker zu ihrer Regierung und Verteidigung den dazu Befähigtsten gleichsam vertragsmäßig an ihre Spitze gestellt haben. Daher sind mit den äußeren Rechten des Fürsten ernste Pflichten, zu deren Erfüllung er eben eingesezt ist, untrennbar verbunden. Diese Pflichten aber muß er selbst ausüben. Indem Friedrich die beiden Arten von Fürsten, die es gebe, einander gegenüberstellt, von denen die einen alles mit eigenen Augen sehen und selbst regieren und ihre Minister nur als Werkzeuge betrachten, während die anderen sich von ihren Ministern mehr oder weniger regieren lassen, stellt er sich mit Energie auf die Seite der ersten dieser Gruppen. Eben in diesem Zusammenhang spricht er den berühmten Satz aus: „Es ergibt sich, daß der Souverän, weit entfernt, der absolute Herr der Völker, die unter seiner Herrschaft stehen, zu

sein, selbst nichts anderes ist als der erste Diener“ (domestique). Seine erste Aufgabe ist, „sein Volk glücklich zu machen“; daher werde man bei ihm die Menschlichkeit (humanité) allen Eigenschaften des Eroberers vorziehen; denn es sei töricht, anzunehmen, daß ein Volk oder Fürst durch Eroberungen glücklicher werde. Möge Cesar Borgia das Vorbild der Machiavellisten sein, das seinige sei Mark Aurel. Dabei gibt er aber, so nachdrücklich er gerade hier den grundsätzlichen Standpunkt Machiavellis verwirft, zu, daß Eroberungen und damit auch Angriffskriege, eben aus der Eigenschaft des Fürsten als Verteidigers seines Volkes nach außen hin, unter bestimmten Voraussetzungen gerechtfertigt seien, z. B. wenn man vorenthaltene Rechte mit den Waffen geltend mache oder einer drohenden Gefahr, solange es noch Zeit sei, entgegenetrete, ehe die Vorbereitungen des Gegners beendet seien; „denn es ist ein gewisser Grundsatz, daß es besser ist zuvorzukommen, als sich zuvorkommen zu lassen“. Dabei wird dann besonders betont, daß, wenn der Krieg unvermeidlich sei, der Fürst selbst an der Spitze des Heeres stehen und alle Gefahren und Entbehrungen mit ihm teilen müsse. In ähnlicher Weise gibt er Machiavelli, indem er seinen Grundsatz, daß in der Politik eine andere Moral gelte als die bürgerliche, in dieser Allgemeinheit scharf bekämpft, doch zu, daß es in der Politik vorkommen könne, daß man eingegangene Verträge nicht halten könne, wenn sie dem Interesse des Staates, das der Fürst in erster Linie zu vertreten habe, widersprächen; nur soll das auf eine würdige Art und nicht ohne rechtzeitige Benachrichtigung der bisherigen Verbündeten geschehen.

Den Hauptnachdruck aber legt er auf eine gute innere Regierung des Staates, eine unparteiische und streng gerechte Rechtsprechung, die eine der ersten Pflichten des

Fürsten sei, und auf eine sorgfältige Verwaltung, Förderung aller kulturellen Arbeit, des Ackerbaues und der Gewerbe, der Urbarmachung des Landes und der Erschließung des Handels und Verkehrs. Besonderen Wert legt er auf die Manufakturen, weil sie das Ausströmen des Geldes hindern und Geld ins Land hineinbringen. Hier wie in der gesamten Verwaltung und Finanzwirtschaft, wo der Fürst, wie überall, seine Interessen allein in denen des Staates zu suchen hat, ist er nur der Verwalter öffentlicher, ihm anvertrauter Gelder und für deren Verwendung seinen Untertanen verantwortlich — ein der bisherigen Praxis der Fürsten und der bisherigen Theorie des fürstlichen Absolutismus gegenüber schlechthin neuer Gedanke von damals unerhörter Kühnheit. Hier wie in der ganzen Schrift ist es die großartige Auffassung fürstlicher Pflichterfüllung, welche den Verfasser dazu bringt, die höchsten Anforderungen an die persönliche Aufopferungsfähigkeit des Fürsten zu stellen. Er soll, gleichsam unpersönlich, ganz und voll im Staatsgedanken aufgehen und danach handeln.

Sehr bemerkenswert ist es dabei, wie wenig ihm Priesterstaaten zur Erfüllung dieser Anforderungen geeignet erscheinen. Er hat von ihnen die denkbar ungünstigste Vorstellung, obwohl man doch, wie er hinzufügt, an sich annehmen müßte, daß diese, da die priesterlichen Herrscher gewählt würden und erst in reifem Alter zur Herrschaft kämen, ihre Untertanen sehr glücklich machen müßten. Statt dessen gebe es, wie er unter Hinweis auf den Papststaat in Rom und auf die deutschen Priesterstaaten ausführt, in keinem Staate so viel Bettler als in diesen. „Offenbar,“ so fügt er mit scharfer Ironie hinzu, „gründen sich die Prinzipien der meisten dieser Kirchenstaaten auf die Gesetze von Sparta, wo das Silber verboten war, mit dem Unterschiede, daß sich die Priester den

Gebrauch der Güter vorbehalten, deren die Untertanen beraubt sind. Selig sind die Armen, sagen sie, denn sie werden das Himmelreich erben; da sie nun wollen, daß alle Menschen selig werden, so sorgen sie dafür, alle Menschen arm zu machen.“

Mit ganz besonderem Eifer tritt er von seinem ethischen Standpunkte aus dem Grundsätze Machiavellis entgegen, daß es für einen Fürsten besser und zweckmäßiger sei, gefürchtet als geliebt zu werden. „Ich sage,“ führt er im Gegensatz hierzu aus, „daß ein Fürst, der die Gabe hat, geliebt zu werden, über die Herzen herrschen wird, da die Untertanen ihr eigenes Interesse darin finden, ihn zum Herren zu haben“. Vor allem aber komme es, wie er immer wieder ausführt, auf eine gute Verwaltung und Regierung im Innern an; denn hier könne ein arbeitsamer und pflichttreuer Fürst alle Künste und Wissenschaften blühend machen, die den Staat mächtiger und geordneter machen als äußere Eroberungen. Dabei unterläßt er nicht, Nutzen und Wert der einzelnen Wissenschaften für den Staat anzuführen und dabei eine ganze Reihe historischer Parallelen heranzuziehen. Das Blühen der schönen Künste erklärt er geradezu für eines der sichersten Zeichen dafür, daß ein Land gut regiert werde. „Sie sind,“ sagt er, „die Blumen, welche auf einem fruchtbaren Boden und in einem glücklichen Klima wachsen, die aber Dürre und der Hauch rauher Nordwinde sterben läßt.“ Daher ehren die Fürsten die Humanität, wenn sie diejenigen auszeichnen und belohnen, welche dem Staate am meisten Ehre machen, und wenn sie diese überlegenen Geister ermutigen, welche sich mühen, unsere Kenntnisse zu vervollkommen, und sich der Pflege der Wahrheit widmen.

Gerade diese Hochschätzung der Künste und Wissen-

schaften unterscheidet das theoretische Ideal des Fürstenberufs, welches der „Antimacchiavel“ in großen Zügen enthält, von der praktischen, unermüdblichen Fürstenarbeit des Vaters des königlichen Verfassers. Hier tritt die Verschiedenheit ihrer Auffassung noch einmal deutlich zutage. Im übrigen aber entsprechen viele Züge des von dem Sohne theoretisch entworfenen Bildes ganz und voll der tiefsittlichen und pflichtmäßigen Auffassung des Vaters von seinem fürstlichen Berufe. Von ganz verschiedenen Grundlagen aus, die der grundsätzlichen Verschiedenheit ihrer Individualitäten entsprechen, gelangen doch beide hierüber im großen und ganzen zu denselben Auffassungen. Wenn irgendein Monarch, so konnte sich Friedrich Wilhelm I. als der „erste Diener seines Staates“ bezeichnen. Über die theoretische Begründung seines Berufes hatte er sich nie in der Weise des Sohnes den Kopf zerbrochen, aber praktisch war sein ganzes Leben eine unaufhörliche Arbeit im opferwilligen Dienst des Staates gewesen, dessen drei Grundsäulen: Heer, Beamtentum und Finanzen im wesentlichen von ihm geschaffen oder doch so ausgebildet worden waren, daß sie der Sohn dereinst als sicherstes Mittel seiner großangelegten Politik verwerten konnte. So grundverschieden sie waren, so trefflich ergänzten sie sich gegenseitig.

Und mehr und mehr hatte der eine die Eigenart des anderen nach harten und aufreibenden inneren Kämpfen verstehen und würdigen gelernt. Zwar ein gewisses gegenseitiges Mißtrauen, eine geheime Scheu vor allzu nahem Nebeneinander war als Rest der früheren scharfen Konflikte geblieben und ist von beiden Seiten nie völlig überwunden worden. Es kamen auch in den letzten Lebensjahren des Vaters noch trübe Tage und Wochen, in denen der Sohn den Vater verzweifelt als seinen „grimmsten

Feind“ bezeichnet hat. Die Abneigung gegen Berlin, Potsdam und Buserhausen ist von dem Sohne niemals völlig gewichen. Es sei ihm, hat er einst geäußert, wie ein Borgeschmack des Todes, wenn der Husar mit dem Befehl zur Abreise nach Berlin, „dieser Unglücksstätte“, bei ihm in Rheinsberg sich melde. Aber die offenen Konflikte wurden doch seltener und seltener. Ja nach und nach trat auch eine gewisse Annäherung in solchen Dingen ein, in denen sie früher grundsätzlich verschieden gewesen waren. Als der Kronprinz im Dezember 1738 wieder einmal nach Berlin kam, fand er dort die Lage gegen früher sehr vorteilhaft verändert, den König sehr gnädig, milde, zugänglich und gerecht. Boll Freuden berichtet er seinem Freunde Camas: „Der König hat von den Wissenschaften als von löblichen Dingen gesprochen, und ich war in hohem Grade freudig erregt von dem, was ich gesehen und gehört habe“; er fühle dadurch seine Sohnesliebe wachsen, da er vernünftige und gerechte Gesinnungen bei dem Urheber seiner Lage wahrnahm. Zwar folgte dann am Anfang des Jahres 1739 noch einmal vorübergehend jener schroffe Umschlag der Stimmung, in welcher der Sohn infolge der ihm widerfahrenen schroffen und harten Behandlung demselben Freunde Camas zweifelt schreiben konnte: „Der kleinste Fehltritt, die geringste Unvorsichtigkeit, eine Bagatelle, ein aufgebauschtes Nichts genügen, um mich zu verurteilen.“ Allein dieser Umschlag war nicht von langer Dauer und wich völlig nach Grumblows Tode. Im Juli begleitete der Sohn den Vater auf einer Reise nach Königsberg, von der er in freudigen Worten seiner daheim zurückgebliebenen Gemahlin und Camas nicht genug von dem freundlichen und gnädigen Wesen seines Vaters berichten kann. „Ich kann den König nicht genug rühmen; er ist so gegen mich, wie

ich es mir immer gewünscht habe," schreibt er am 19. Juli seiner Gemahlin. Der König verfehlte auch nicht, dem Sohne ein wertvolles äußeres Zeichen seiner Zufriedenheit zu geben; eben auf dieser Reise war es, daß er ihm bei einem Besuche der Trakehner Gestüte diese mit allen edlen Pferden ganz unerwartet zum Geschenk machte und dadurch seine jährlichen Einkünfte um die sehr ansehnliche Summe von 10—12000 Talern jährlich vermehrte. Vor allem aber hatte Friedrich, wie dereinst im Jahre 1735, so auch auf dieser Reise nach Preußen, von neuem reichliche Gelegenheit, die großartigen Wirkungen und Schöpfungen der Regententätigkeit seines Vaters durch eigenen Augenschein kennen zu lernen und dadurch erhöhtes Verständnis für dessen Verdienste und Leistungen um die Hebung und Förderung der Wohlfahrt seines Staates und insbesondere seiner ärmeren Provinzen zu gewinnen. In dieser Beziehung ist ein Brief, den er von dieser Reise am 27. Juli 1739 aus Insterburg an seinen Freund Voltaire richtete, für ihn wie für den Vater und das Verhältnis beider zueinander so charakteristisch, daß er eine wörtliche Wiedergabe auch an dieser Stelle in hohem Grade verdient. „Mein lieber Freund," so schreibt er ihm, „wir sind endlich nach dreiwöchentlicher Reise hier angelangt, in einem Lande, welches ich als das non plus ultra der zivilisierten Welt betrachte. Es ist eine in Europa wenig bekannte Provinz, die aber verdienen würde, es mehr zu sein, weil sie als eine Schöpfung des Königs, meines Vaters, angesehen werden kann.

Das preußische Litthauen ist ein Herzogtum von gut 30 deutschen Meilen Länge und 20 Meilen Breite, wenn es auch nach der samojedischen Seite hin enger wird. Diese Provinz wurde am Anfange dieses Jahrhunderts durch die Pest verheert, und mehr als 300000 Bewohner

gingen durch Krankheit und Elend zugrunde. Der Hof, der von den Unglücksfällen des Landes wenig unterrichtet war, versäumte es, der reichen, von Bewohnern erfüllten, in jeder Art von Produktion fruchtbaren Provinz beizustehen. Die Krankheit raffte die Bevölkerung hin, die Felder blieben unbebaut und bedeckten sich mit Gestrüpp. Die Tiere waren nicht von dem allgemeinen Mißgeschick ausgenommen. Mit einem Worte: die blühendste unserer Provinzen wurde in die traurigste Einöde verwandelt.

In dieser Lage der Dinge starb Friedrich I. und wurde mit jener falschen Größe bestattet, die er nur in eitlen Prunke und in der prachtliebenden Entfaltung nichtiger Förmlichkeiten hatte bestehen lassen. Mein Vater, der ihm folgte, war von dem allgemeinen Elend tief ergriffen. Er kam hierher und sah selbst diese verwüstete Gegend mit allen den schrecklichen Spuren, welche eine ansteckende Krankheit und der schmutzige Geiz der Minister hinterlassen. Zwölf oder fünfzehn entvölkerte Städte und 400 oder 500 unbewohnte und unbebaute Dörfer waren der traurige Anblick, der sich seinen Augen darbot. Weit entfernt, sich von diesen traurigen Dingen entmutigen zu lassen, fühlte er sich vom tiefsten Mitleid durchdrungen und beschloß, die Bevölkerung, die Wohlhabenheit und den Handel in diesem Lande, welches fast die Gestalt eines Landes verloren hatte, wiederherzustellen. Seit dieser Zeit hat der König keine Ausgabe gescheut, um seine heilsamen Absichten zu verwirklichen. Er erließ zuerst weise Anordnungen; er baute alles wieder auf, was die Pest verwüstet hatte, er ließ Tausende von Familien aus allen Theilen Europas kommen. Die Ländereien wurden urbar gemacht, das Land bevölkerte sich wieder, der Handel blühte von neuem auf, und gegenwärtig herrscht mehr als je Wohlstand in dieser fruchtbaren Gegend. Mehr als eine halbe

Million Bewohner leben in Litthauen, es gibt mehr Städte, mehr Herden, mehr Reichthum und mehr Fruchtbarkeit, als es früher gab und als es in irgendeiner anderen Gegend Deutschlands gibt. Und alles dies, was ich geschildert habe, verdankt man nur dem Könige, der es nicht allein angeordnet, sondern auch selbst die Ausführung geleitet hat, der die Pläne entworfen und sie allein ausgeführt hat, der weder Sorgen noch Mühen, noch gewaltige Ausgaben, weder Versprechungen noch Belohnungen gescheut und gespart hat, um einer halben Million denkender Wesen ihr Glück und ihre Existenz zu sichern, die sie nur ihm verdanken. Ich habe in der hochherzigen und fleißigen Art, deren sich der König bedient hat, um diese Einöde bewohnt, fruchtbar und glücklich zu machen, etwas so Heroisches gefunden, daß es mir schien, als müßten Sie, wenn Sie die näheren Umstände dieser Wiederherstellungsart erführen, von denselben Empfindungen erfüllt sein.“

Diese warme und begeisterte Würdigung der Regententätigkeit seines früher von ihm so sehr verkannten Vaters hat er dann später in seinen Brandenburgischen Denkwürdigkeiten zu dem zusammenfassenden, nicht weniger anerkennenden historischen Urtheile über den Vater für die Nachwelt erweitert: „Nach der Wiederherstellung des Friedens wandte sich der König der inneren Verwaltung zu. Er arbeitet an der Wiederherstellung der Ordnung in den Finanzen, der Polizei, der Justiz und des Heeres, d. h. an Theilen der Staatsverwaltung, welche unter der vorigen Regierung in gleicher Weise vernachlässigt worden waren. Er hatte einen arbeitsamen Geist in einem kräftigen Körper; niemals wurde ein Mensch mit einem für das einzelne in solcher Weise fähigen Geiste geboren. Wenn er bis zu den kleinsten Dingen herabstieg, so tat er es,

weil er überzeugt war, daß ihre Vielheit das Große ausmacht.“ Und in bescheidenem Rückblick auf die eigenen Leistungen, deren Wurzeln er in denen des Vaters erblickt, fügt er an einer späteren Stelle hinzu: „Wenn es wahr ist, daß man den Schatten der Eiche, die uns deckt, dem Verdienste der Eichel verdankt, aus welcher sie hervorgegangen ist, so wird alle Welt zugestehen, daß man in dem arbeitsamen Leben dieses Fürsten und in den Maßregeln, welche er in seiner Weisheit ergriff, die Grundlagen des Glückes findet, deren sich das königliche Haus nach seinem Tode erfreut hat.“

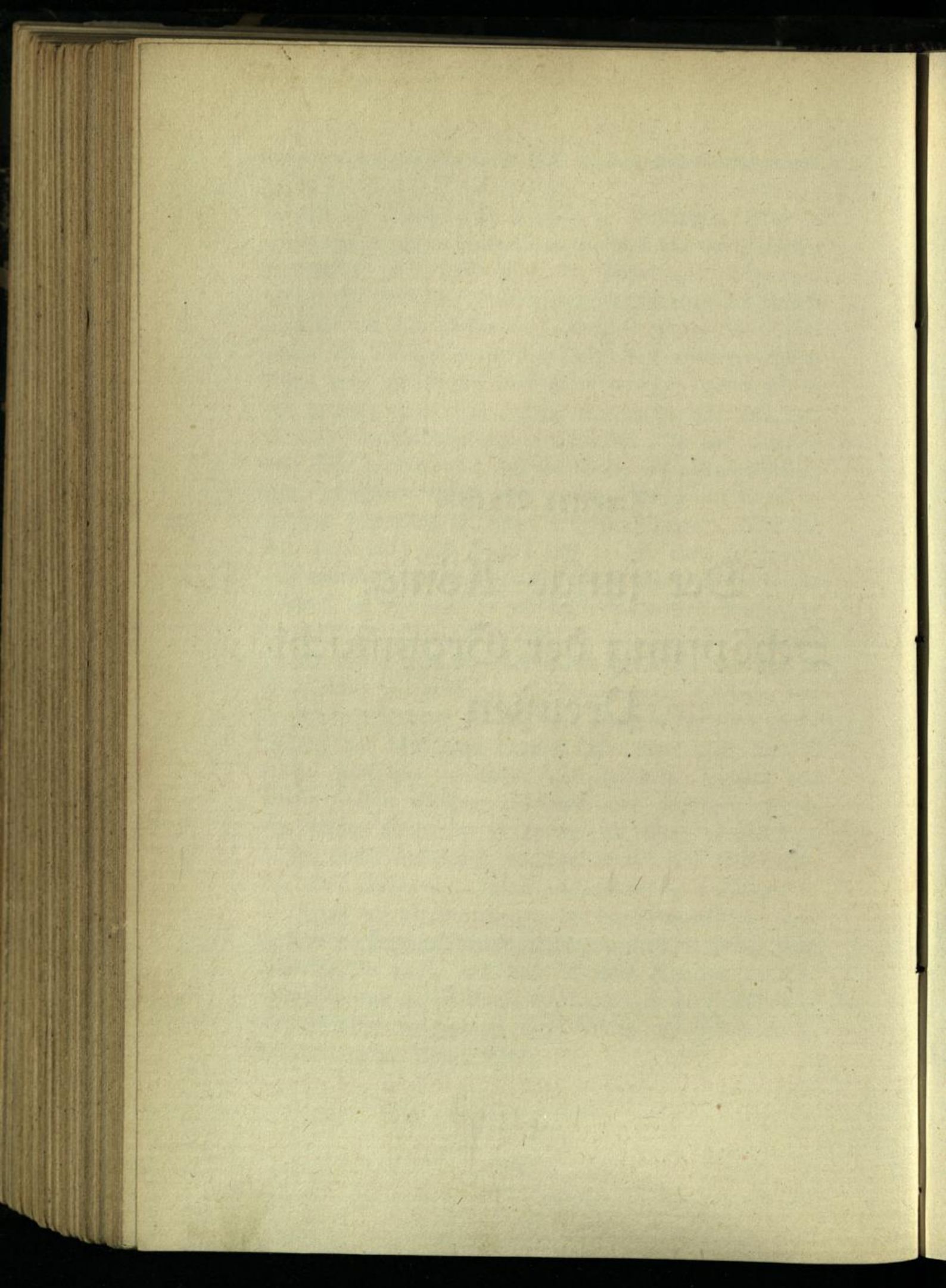
Für den Sohn folgten nach der Rückkehr aus Preußen noch mehrere Monate stiller Sammlung und eifrigen Weiterarbeitens in Rheinsberg, die durch den Besuch alter oder neuer Freunde, wie Algarottis und des Lords Baltimore, erwünschte Abwechslung erhielten, dann aber die hangen Sorgen und widerstreitenden Empfindungen, welche die bald nach jener Reise immer bedrohlicher auftretende Krankheit des Vaters mit sich brachte. Schon um die Wende der Jahre 1739 und 1740 konnte es kaum noch zweifelhaft sein, daß der König von dieser Krankheit, in der sich bald die Symptome der beginnenden Wassersucht zeigten, nicht wieder erstehen werde. Schon begannen die auswärtigen Gesandten den „cas de changement“ ernstlich in Erwägung zu ziehen und sich zu bemühen, sich mit dem Thronfolger gut zu stellen, ihn in ihre politischen Kombinationen zu ziehen. Die Berichte des neuen französischen Gesandten Valori lassen deutlich die Schwierigkeiten erkennen, die sich daraus ergaben, daß in dem kranken Könige unter dem Druce körperlicher Leiden die alten Schatten der Eifersucht gegen den Nachfolger, die bei der schroffen Herrschernatur Friedrich Wilhelms I. psychologisch nur zu begreiflich sind, doch zuweilen wieder

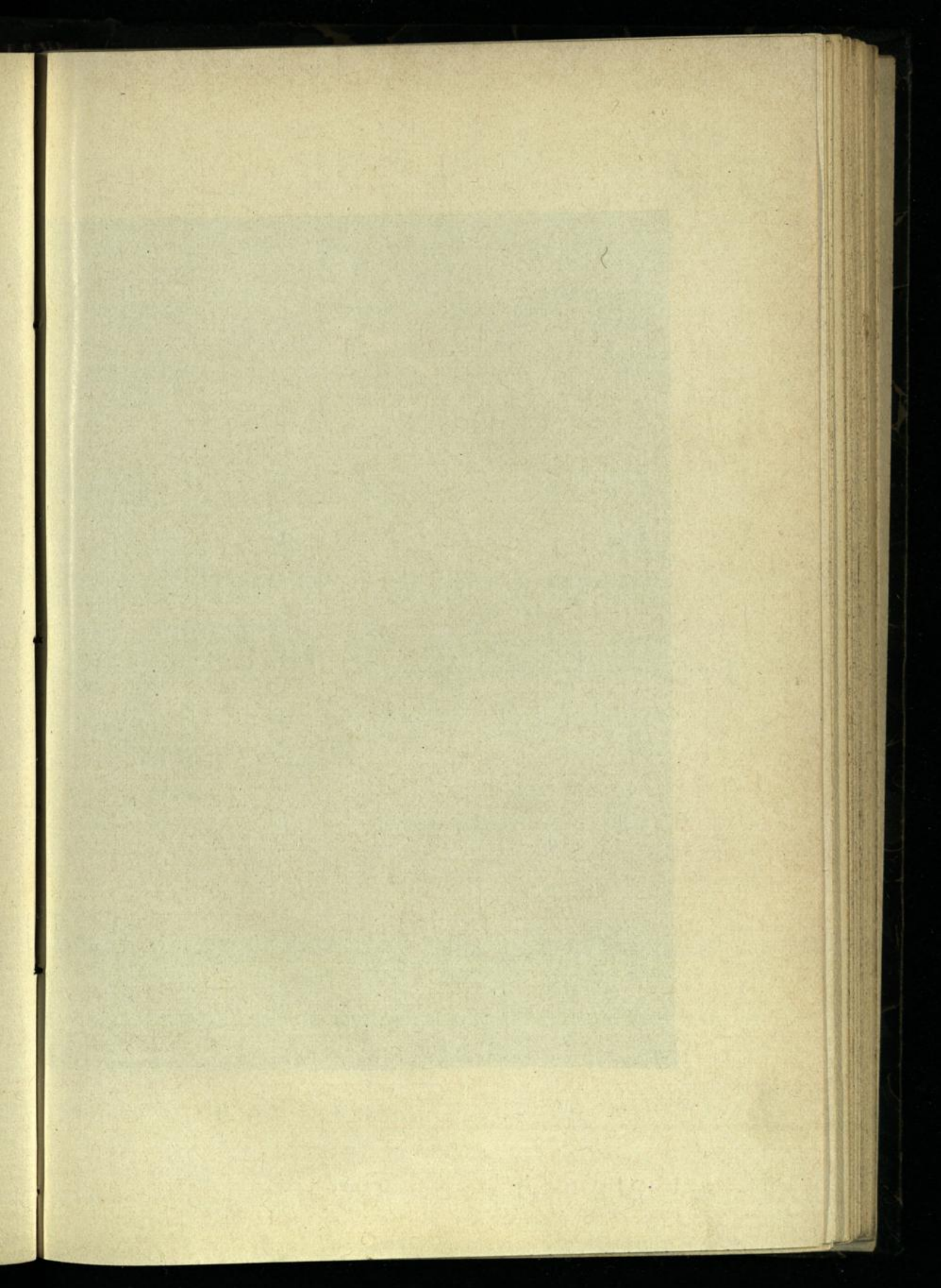
auftauchten und das Verhältnis zwischen Vater und Sohn wieder ernstlich in Frage zu stellen schienen. Wir hören, daß der König gewaltig aufgebraust sei, als sich die Glieder des Tabakskollegiums, das er, schon schwer krank, wieder einmal besuchte, beim Eintreten des Thronfolgers von ihren Sizen erhoben, während dies selbst beim Erscheinen des Königs an dieser Stelle verboten war. Er sah darin das „Charmieren“ mit der aufgehenden Sonne, das er in den Jahren des Konflikts den Freunden des Sohnes so sehr verübelt hatte. Dazu kam, daß man ihm manche Äußerungen des Sohnes, teils völlig arglos, teils auch übertrieben, überbrachte, in denen er den alten Gegensatz wieder erwachen zu sehen meinte. So berichtet uns Manteuffel, der offen die Meinung aussprach, daß der König schon im Anfange des Jahres 1740 öfter vorübergehenden geistigen Störungen unterworfen gewesen sei, von einem Mahle, das der Kronprinz im Januar 1740 bei dem Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel eingenommen habe; man habe hier von der Kunst zu regieren gesprochen, und Friedrich habe geäußert, wie unrecht es sei, wenn ein Regent seine Untertanen bedrücke. „Wenn ich,“ habe er hinzugefügt, „eines Tages auf den Thron gelangen würde, so würde ich ein wahrer König der Bettler sein.“ Der König sei darüber sehr erzürnt gewesen und habe angenommen, daß der Sohn damit eine völlige Änderung der Regierungsweise angekündigt habe; er habe darauf verlangt, sein Sohn solle eidlich geloben, nach seinem Tode keine Veränderung in den Kollegien, der Armee und den Regulativen zu treffen, den Schatz nicht anzugreifen und sich nur der Personen zu bedienen, welche der König auf einer Liste aufgezeichnet hatte. Neben der Eifersucht gegen den Thronfolger, die sich zuweilen noch in recht schroffen Worten Luft machte, führte auch die übertriebene Spar-

samkeit des Königs noch zuweilen zu Reibungen. Aber im großen und ganzen handelte es sich doch nur um gleichsam krankhafte, zum Teil durch die körperlichen Schmerzen verursachte Anfälle. Im weiteren Fortschreiten der unaufhaltsam um sich greifenden Krankheit wurde die Stimmung des Königs gegen den Sohn doch wieder versöhnlicher, und als es sich dem Ende zuneigte, verlangte es ihn herzlich nach einer letzten Aussprache mit ihm, der alsbald von Rheinsberg herübereilte. In der Sterbe- und Scheidestunde aber, die der König mit philosophischem und heroischem Gleichmuth ertrug, konnte er dann in ruhiger Zuversicht zu seiner Umgebung sagen: „Aber tut mir Gott nicht viel Gnade, daß er mir einen so braven und würdigen Sohn gegeben? Mein Gott, ich sterbe zufrieden, da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger hinterlasse.“ Die letzten Schatten der Konflikte früherer Jahre waren gewichen, der Vater hatte die von ihm so verschiedene Eigenart des Sohnes erkannt, er ahnte, daß er zwar in anderer Weise, aber doch in derselben Auffassung des fürstlichen Berufes sein Werk nicht, wie er früher gefürchtet, umstoßen und zerstören, sondern mit seinem Geiste erfüllen, ausbauen und fortsetzen werde. In diesem Vertrauen ist er am 31. Mai, nachmittags 3 Uhr, sanft entschlafen, nachdem er mit dem Gleichmuth des Philosophen und Naturforschers mit dem Spiegel in der Hand die Veränderungen, die der herannahende Tod in seinem Äußeren hervorbrachte, beobachtet hatte. Der Thronfolger aber, mit dem er nach schweren inneren Kämpfen und gegenseitigen Verkennungen zu Verständnis und Versöhnung gelangt war, bestieg als Friedrich II. den preußischen Königsthron.

Zweites Buch

Der junge König.
Schöpfung der Großmacht
Preußen



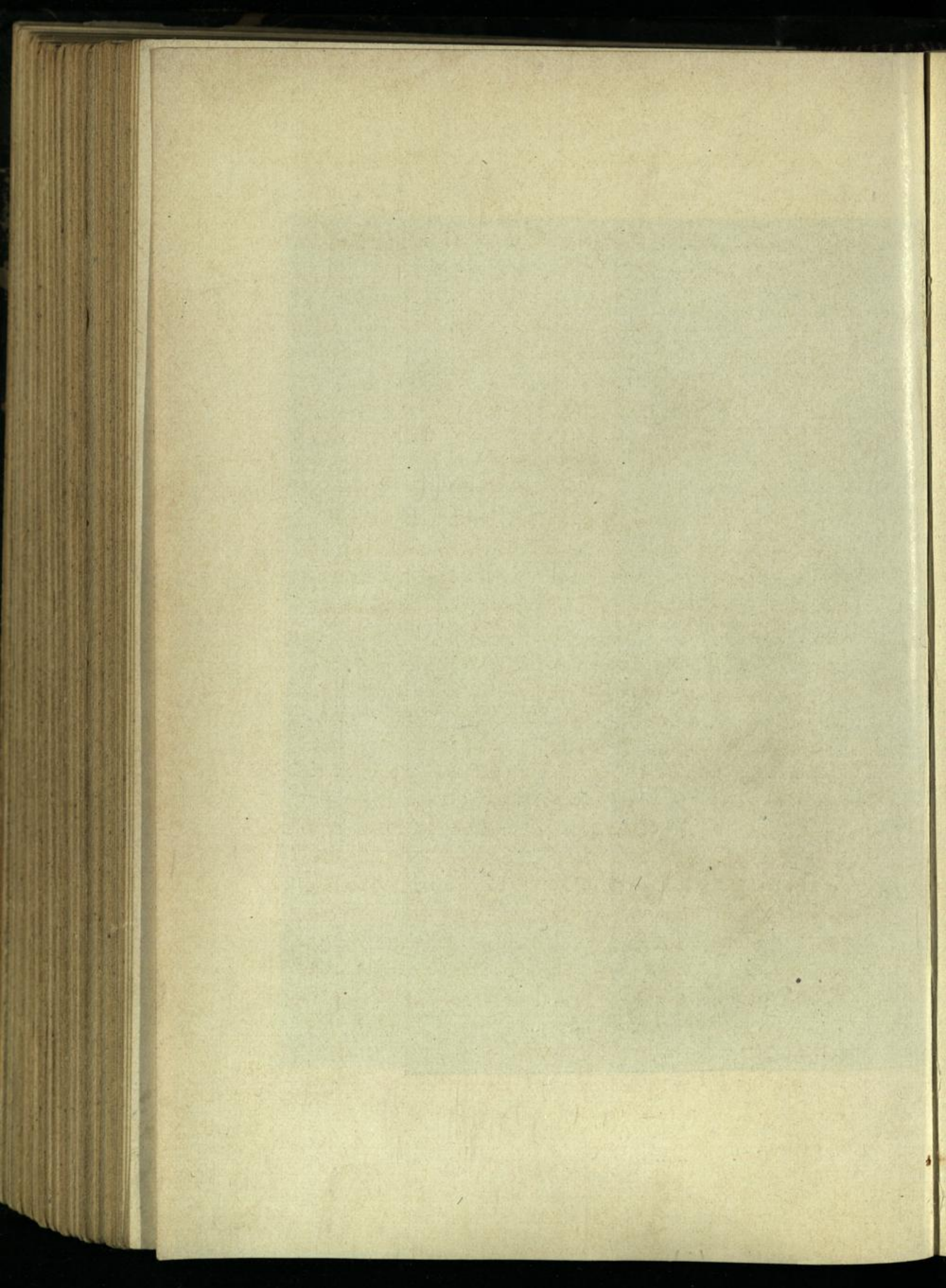




Fridericus Magnus
Rex Borussiae Elec. Pr. 1740

David Sc. Sedam 1763.

Nach einem Stich von Deijch, Danzig 1763





Erstes Kapitel

Der neue Herr

In jedem monarchischen Staate wird einem Thronwechsel mit mehr oder minder gespannten Erwartungen, Befürchtungen und Hoffnungen entgegengesehen. Kaum jemals aber ist dies in dem Grade der Fall gewesen, wie beim Tode Friedrich Wilhelms I. Bei aller Größe der organisatorischen Begabung des Königs war doch seine Art zu regieren von einer herben Schärfe und Härte begleitet gewesen, die selbst die großen Wohlthaten seines landesväterlichen Regiments verdunkelte. Um so mehr waren aller Augen auf den Kronprinzen gerichtet gewesen. Hatte doch der scharfe Konflikt zwischen Vater und Sohn mit seinen auch dem oberflächlichen Beobachter erkennbaren, in einem Königshause nahezu unerhörten Begleiterscheinungen die öffentliche Meinung in hohem Grade erregt. Da über die tieferen Ursachen dieses Konflikts, über das Maß der Schuld, welches dabei nicht bloß den strengen Vater, sondern auch den anfänglich ohne Zweifel zu bedenklichen Leichtfertigkeiten und Verirrungen neigenden hochbegabten Sohn traf, nur sehr dunkle und unbestimmte Gerüchte verbreitet waren, da man nicht ahnte, in wie hohem Maße doch die geniale Art des Sohnes einer strengen Schule, einer Zügelung der ungezügelter Leidenschaft bedurft hatte,

ehe sie zu ernster und pflichtmäßiger Auffassung gelangte, so hatte man in dem Konflikte in weiten Kreisen alle Schuld auf der Seite des ohne Frage zu harten Vaters gesehen. Das Mitgefühl mit dem Sohne hatte diesem allgemeine Sympathien verschafft, die in dem Vater zuweilen geradezu Regungen der Eifersucht wachgerufen hatten. Die große Rolle, welche die unermessliche Verschiedenheit der Individualitäten bei ihrem Aufeinanderplätzen gespielt hatte, kannte man nicht und war daher geneigt, den Grund des Gegensatzes in der Verschiedenartigkeit der Anschauungen über die Regierungsart zu sehen. In dieser Auffassung war man durch den philosophisch-schöngeistigen Hof in Rheinsberg bestärkt worden, der ja in der That zu der Lebensführung des Vaters in einem offensichtlichen Gegensatz gestanden hatte. Daneben war doch von den Ursachen des Konflikts zum mindesten so viel in die Öffentlichkeit gedrungen, daß die vornehmste von ihnen ursprünglich in dem Mangel an militärischem Eifer auf seiten des Sohnes gelegen hatte, der den „Soldatenkönig“ für die Fortdauer seines Lebenswerkes hatte fürchten lassen. Die Wirkungen, welche die Schule in Küstrin und Ruppin trotz aller schöngeistigen Neigungen auf den Sohn geübt hatte, die Einsicht, die dieser von der Vortrefflichkeit der Regierungsgrundsätze des Vaters, von der Sicherheit der Grundlagen seines Systems sich in dessen strenger Schule erworben hatte, kannte man nicht. Was Wunder, daß man allgemein von dem Regierungsantritte des neuen Herrn einen völligen Systemwechsel erwartete, im Gegensatz zu dem rauhen Wesen des Vaters ein den schönen Künsten und Wissenschaften gewidmetes neues Zeitalter ausschließlich geistiger Kultur. Vor allem nahm man an, daß das strenge Soldatenregiment aufhören werde, welches dem kleinen, nur 2275 Quadratmeilen mit nicht ganz

2 $\frac{1}{2}$ Millionen Einwohnern umfassenden Staate die Lasten eines von 38000 auf 83000 Mann vermehrten Heeres zugemutet hatte. „Vielleicht erregte nie ein Regierungswechsel eine so allgemeine Bewegung“, in diesen Worten faßte einer der Rheinsberger Getreuen, Bielefeld, die Eindrücke des Regierungswechsels zusammen.

Sehr bald aber zeigte sich, wie unrichtig man den jungen Königssohn eingeschätzt hatte. Ruhig und fest, mit einer Sicherheit und Selbstverständlichkeit, die alles in Erstaunen setzte, nahm der junge König die Zügel der Regierung in die Hand, mit einer Selbständigkeit der Auffassung, mit einer Unabhängigkeit von jeglichem Einflusse, die dem Kronprinzen, der sich in seiner Rheinsberger Zurückgezogenheit scheinbar so vollständig von jeder politischen Tätigkeit ferngehalten hatte, niemand zugetraut hätte. Sehr bald sprach man von dem Regierungsantritte des neuen Herrn als von der journée des dupes, dem Tage der Enttäuschungen.

In der That, wenn man angenommen hatte, daß jetzt die goldenen Tage des Rheinsberger Freundeskreises gekommen seien, daß diese Freunde den bestimmenden Einfluß erlangen, die Feinde des Kronprinzen aus der Zeit des Konflikts von strenger Vergeltung ereilt werden würden, so hatte man sich gründlich getäuscht. Wohl gedachte der junge König mit treuer Dankbarkeit derer, die in jenem Konflikte mit ihm gelitten hatten, wie er denn vor allem seinen alten Lehrer Duhan de Sandun, der ganz unschuldigerweise das Brot der Verbannung vom Hofe als Bibliothekar in Blantenburg gegessen hatte, alsbald zu sich berief. Aber jeder Versuch der alten Freunde, die Freundschaft in politischen, irgendwie gearteten Einfluß umzusetzen, wurde nachdrücklich, zuweilen schroff zurückgewiesen. „Die Possen haben jetzt ein Ende,“ herrschte er

den einen an, und selbst sein nächster Freund Keyserlingt, sein „Cäsarion“, sah sich mit ernstern Worten in seine Schranken zurückgewiesen. Vom ersten Augenblicke an ließ Friedrich, der geborene Herrscher, keinen Zweifel daran, daß er und nur er der Herr sein und bleiben wolle. Als der alte Fürst von Dessau alsbald nach dem Tode seines königlichen Herrn dem neuen Könige kondolierte und zugleich zum Regierungsantritt gratulierte, dabei aber etwas von der Autorität verlauten ließ, die er unter dem früheren Herrscher besessen habe und unter dem neuen zu behalten hoffe, da wurde Friedrich sofort des Schmerzes über den Tod des Vaters, dem er sich bis dahin hingegeben hatte, Herr und antwortete: die Autorität, in der er erhalten zu werden wünsche, sei ihm gänzlich unbekannt; seine Absicht sei jetzt, da er König geworden sei, dessen Pflichten zu erfüllen und der einzige zu sein, der Autorität besitze.

Dieser Begriff, daß sein königlicher Beruf nicht ein Komplex von Rechten, sondern von ernstern Pflichten sei, den er schon im Antimacchiavel mit so großem Nachdruck ausgesprochen hatte, war ihm vom ersten Tage seiner Regierung an die Richtschnur seines Handelns, wie er sie alsbald nach dem Tode des Vaters Voltaire gegenüber in den gedankenreichen Versen aussprach:

Von nun an dien' ich keinem Gott
als meinem lieben Volk allein.
Lebt wohl, ihr Verse, du Musik,
und alle Freuden, Voltaire selbst;
mein höchster Gott ist meine Pflicht.

Wenn dieser Gott befriedigt ist,
dann, teurer Voltaire, flieg' ich schnell,
so wie ein Pfeil in deinen Arm,
und lerne dann im Unterricht,
den mir ein laut'rer Freund erteilt,
wie heilig Königspflichten sind.

Und in Prosa fügte er die Worte hinzu: „Ich treibe hin und her zwischen zwanzig Beschäftigungen und beklage nur die Kürze des Tages, der mir 24 Stunden zu wenig zu haben scheint. Ich arbeite mit beiden Händen, mit der einen für die Armee, mit der andern für das Volk und die schönen Künste.“

In der That eine treffende Charakteristik seiner Regierungsanfänge aus seiner eigenen Feder. Sorge für Armee und Regierung im Geiste des Vaters, Belebung der von ihm geschaffenen Grundlagen durch die Pflege der schönen Künste und der geistigen Kräfte überhaupt, die unter dem rauhen Regimente des Vaters geflissentlich vernachlässigt worden waren, das war das Regierungsprogramm, das er folgerichtig innehielt.

Also kein politischer Systemwechsel, am allerwenigsten in bezug auf die Armee, die vielmehr an erster Stelle genannt wird, die er als das Werkzeug erkannte, durch das allein seinem Staate wahre, selbständige Bedeutung verliehen werden könne. Das sprach er alsbald mit voller Deutlichkeit aus, als er am Tage nach seinem Regierungsantritte die Generäle seines Heeres um sich versammelte. Mit Nachdruck verkündigte er, daß er die schöne Armee, die sein Vater mit ihrer Hilfe gebildet habe, erhalten wolle, und erbittet hierfür ihren Beistand. „Sie werden in mir einen Herrn finden, der Sie nicht weniger liebt als der Verstorbene, nicht minder Sorge für Sie tragen wird.“ Dabei erinnert er sie aber an zwei Dinge, einmal daran, daß die Truppen nicht nur schön, sondern auch gut und brauchbar sein müssen, dann aber daran, daß sie dem Lande, welches sie beschützen sollen, nicht verderblich werden dürfen. Daher fordert er Abstellung aller unnötigen Härten, aller Habsucht und alles Übermuts; denn ein guter Soldat müsse ebensowohl menschlich und ver-

nünftig sein als herzlich und brav. Also Beibehaltung der Grundlagen bei Milderung in der Durchführung des Systems.

Ganz ähnlich verlief am folgenden Tage (2. Juni) die Vereidigung der Minister. Auch hier keinerlei Veränderung in der Organisation, wohl aber in der geistigen Auffassung. Auf eines, so sagt er den Ministern, müsse er sie aufmerksam machen; bisher hätten sie einen Unterschied zwischen den Interessen des Königs und denen seines Landes gemacht; das müsse in Zukunft fortfallen. „Denn,“ so fügte er hinzu, „ich glaube, daß das Interesse meiner Staaten auch das meinige ist, und daß ich kein Interesse haben kann, welches dem ihrigen entgegengesetzt ist. Deshalb machen Sie diesen Unterschied nicht mehr und seien Sie ein für allemal darauf aufmerksam gemacht, daß ich nur das in meinem Interesse liegend erachte, was zur Erleichterung und zum Glück meiner Völker dienen kann.“

Die Gerüchte von einer bevorstehenden Verminderung der Armee wurden alsbald durch die überraschende Tatsache widerlegt, daß der König dieselbe vielmehr um 16 Bataillone und ein neues Husaren-Regiment vermehrte. Im übrigen trat nur eine größere Veränderung in dem Bestande der Armee ein: das Potsdamer Riesen-Regiment des Vaters, das durch die Anwerbungen der „langen Kerls“ so viele Unannehmlichkeiten gezeitigt und die ungeheure Summe von jährlich 202518 Talern gekostet hatte, wurde aufgelöst, nachdem es beim Leichenbegängnis des Vaters am 22. Juni noch einmal in alter Form seinen Dienst getan hatte.

Nachdem er so fest und sicher die Zügel der Regierung ergriffen und durch die Beibehaltung aller bisherigen Beamten deutlich zu erkennen gegeben hatte, daß er an den Grundlagen des väterlichen Systems nicht zu

rütteln gedente, widmete er sich mit vollem Feuereifer den Geschäften seines Berufes, überall persönlich eingreifend und leitend, so daß die fremden Diplomaten, die gehofft hatten, auf die einflußreichen Minister in ihrem Sinne einwirken zu können, sehr bald zu Klagen begannen, man wisse hier nicht, wer Koch noch Kellner sei, bis sie zu erkennen begannen, daß der König eben sein eigener Koch und Kellner war.

Während so in den oberen Regionen mancherlei Enttäuschungen und Unklarheiten herrschten, trat in der Verwaltung und Regierung doch immer deutlicher die Tatsache hervor, daß zwar die Grundlagen des staatlichen Gebäudes durchaus dieselben geblieben waren, daß aber doch in vieler Beziehung ein neuer, freierer Geist in sie eingezogen war. In einer dem Volkswohle dienenden Maßregel, die ihn naturgemäß schnell populär machte, war er noch mehr, als es das erfreute Volk wußte, der Erbe des Vaters. Friedrich Wilhelm hatte, nachdem er sich lange dagegen gesträubt hatte, noch kurz vor seinem Tode in einer Kabinettsorder, der letzten, die er unterzeichnet hat, infolge des herrschenden drückenden Mangels an Brotgetreide, der nach dem ungewöhnlich strengen Winter eingetreten war, die Öffnung der staatlichen Getreidemagazine angeordnet und gestattet, den Bäckern in Berlin monatlich 400 Wispel Getreide zu einem mäßigen Preis zu überlassen. Die Ausführung der Anordnung blieb dem Sohne, der wohl nicht ohne Einfluß auf ihre Gewährung gewesen war, überlassen; sie rief naturgemäß allgemeine Befriedigung hervor. Und welche Freude erregte es gegenüber der rauhen und oft schroffen Art des verstorbenen Königs, als der junge Monarch in den Straßen Berlins spazieren fuhr und dabei Geldmünzen unter das Volk werfen ließ! Der französische Gesandte

Balori faßte den Eindruck, den alles dies auf ihn machte, in die Worte zusammen: „Der König von Preußen beginnt seine Herrschaft, wie er sie offenbar fortsetzen wird; überall Züge von Herzengüte, Gerechtigkeit, die er dem Verstorbenen angedeihen läßt, zärtliche Liebe für seine Untertanen.“

Wie hätte er nicht auch die Beziehungen zur eigenen Familie zart und gemütvoll gestalten sollen. Der Mutter trat er, wengleich er ihr wider ihr Erwarten keinerlei Einfluß auf seine politischen Entschließungen einräumte, mit Ehrerbietung und warmer Verehrung entgegen. Als sie ihn nach seiner Thronbesteigung mit „Majestät“ anredete, entgegnete er ihr innig: „Nennen Sie mich immer Ihren Sohn; dieser Titel ist wertvoller für mich als die königliche Würde.“ Sie erhielt den bis dahin im königlichen Hause unbekanntem Titel: „Königliche Frau Mutter“; als Wohnsitz wurde ihr das Schloß Monbijou angewiesen. Sehr gespannt war man allgemein darauf, wie der König die Beziehungen zu der ihm einst durch den Vater aufgedrungenen Gemahlin gestalten werde. Es hatte schon in seiner Kronprinzenzeit nicht an solchen gefehlt, welche als sicher annahmen, daß er sich alsbald, wenn er König geworden, von ihr scheiden lassen werde, und man war freudig überrascht, als er sie dem Hofe mit den Worten: „Das ist nun Ihre Königin“ feierlich vorstellte. Allerdings, die traulich-gemütlichen Tage der gemeinsamen Hofhaltung in Rheinsberg fanden bald ihr Ende und wichen einer getrennten Hofhaltung. Einen dauernden Platz in seinem Herzen hat die ihn zärtlich liebende und verehrende Gemahlin sich nicht errungen. Aber immer behandelte er sie mit der aufmerksamsten Höflichkeit und hielt streng darauf, daß ihr am Hofe und von den Gesandten auswärtiger Mächte mit der schuldigen Ehrerbietung begegnet

wurde. Konnte er auch nie den Gedanken, daß sie ihm wider seinen Willen aufgedrängt war, überwinden, so hat er doch den trefflichen Eigenschaften ihres Charakters und Gemüts stets Gerechtigkeit widerfahren lassen. Volle Befriedigung seines an sich tiefangelegten Gemüts würde er wohl für die Dauer in der Liebe einer Frau überhaupt nicht gefunden haben, und die sinnlichen Regungen der leidenschaftlichen Jugendjahre hatte er für immer überwunden. Gemütsanregung suchte und fand er fortan wie bisher vor allem in der Freundschaft mit ausgezeichneten Männern.

Diese Neigung zu anregendem Verkehr mit geistig hervorragenden Männern, wie seine ausgeprägte Liebe zu Kunst und Wissenschaft, hatten denn auch die einzige tiefgreifende Veränderung im staatlichen Leben zur Folge, welche er gegenüber den Einrichtungen seines Vaters alsbald zur Durchführung brachte. Es war eine seiner ersten Regierungshandlungen, daß er seinen früheren geistigen Lehrmeister, Christian Wolff, den der Vater dereinst aus seinem Staate vertrieben hatte, zurückberief. Er gedachte, ihm die Leitung der alsbald wieder herzustellen Akademie der Wissenschaften zu übertragen. Schon am 6. Juni beauftragte er den Propst Reinbeck, der sich schon unter seinem Vater Wolffs gegen dessen Gegner angenommen hatte, die Verhandlungen mit dem Philosophen zu eröffnen und fügte der offiziellen Order die schönen Worte eigenhändig hinzu: „Ich bitte Ihn, sich um des Wolffs Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebet, muß unter aller menschlichen Gesellschaft wert gehalten werden, und glaube Ich, daß Er eine Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wor Er den Wolff hierher persuadiret.“ Wolff nahm den Ruf zwar an, zog aber ein akademisches Lehramt vor und bat den König, ihn

lieber wieder als Professor und Bizkanzler nach Halle zu setzen. Dem Wunsche wurde willfahrt, und Wolff erhielt das für die damaligen Verhältnisse sehr ansehnliche Gehalt von 2000 Talern. An die Spitze der Akademie aber wurde nunmehr ein hervorragender französischer Gelehrter, Mau-
pertsuis, berufen, der sich durch seine Entdeckung der Ab-
plattung der Erde an den Polen einen großen Namen
gemacht hatte und von Voltaire für die Leitung der Aka-
demie schon in der Kronprinzenzeit in Vorschlag gebracht
worden war. Gleichzeitig beauftragte der König seinen
Freund Suhm, den großen Mathematiker Euler für die
preußische Akademie zu gewinnen; mit anderen auswärtigen
Gelehrten wurden ebenfalls Verhandlungen angeknüpft.
Neben Maupertuis war es namentlich der Friedrich schon
von einem Besuche in Rheinsberg bekannte „Schwan von
Padua“, Algarotti, den zu gewinnen er sich eifrig und mit
Erfolg angelegen sein ließ. Daneben wurden Maler und
Bildhauer angestellt, der Rheinsberger Freund Georg
Wenzel v. Knobelsdorff nach Italien geschickt, um für den
beabsichtigten Neubau des Opernhauses Studien zu machen
und italienische Sänger und Sängerinnen zu gewinnen.

Derselbe ideale und freie Geist trat dann vor allem
auch auf religiösem Gebiet hervor. Hier war der junge
Monarch selbst durch alle philosophischen Zweifel, eifrig
Wahrheit suchend, hindurchgegangen und hatte sich aus
diesen inneren Kämpfen vor allem den großen, damals
in den herrschenden Kreisen völlig neuen Gedanken der
unbedingten religiösen Toleranz errungen, den er alsbald
in einigen sehr charakteristischen Randverfügungen auf ver-
schiedene Eingaben zum Ausdruck brachte. Auf einen Be-
richt des Konsistoriums, der ihm noch nicht volle zwei
Wochen nach seinem Regierungsantritte eingereicht wurde,
schrieb er die berühmt gewordenen Worte: „Die Religionen

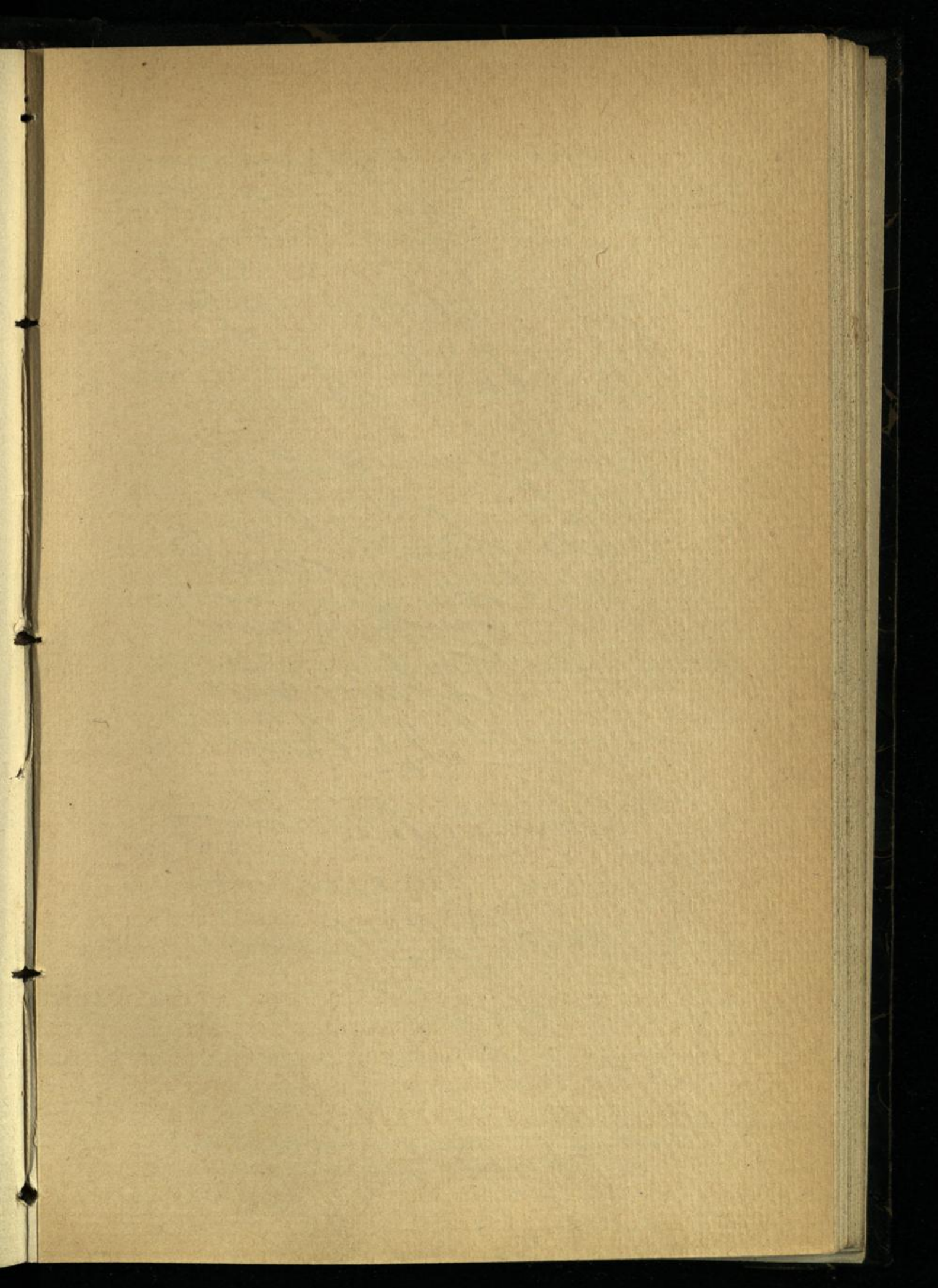
müssen alle toleriret werden, und muß der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß ein jeder nach seiner Façon selig werden"; eine Gemeinde im Halberstädtischen ließ er bescheiden, „daß es beim Christentum nicht auf äußere Gebräuche, sondern auf einen friedlichen und rechtschaffenen Lebenswandel ankomme“, und auf das Gesuch eines Katholiken um Bürgerrecht in Frankfurt a. D. erteilte er den charakteristischen Bescheid: „Alle Religionen sind gleich gut, wenn nur die Leute, so sie profitiren, ehrliche Leute sein, und wenn Türken und Heiden kämen und wollten das Land peupliren, so wollen wir sie Moscheen und Kirchen bauen.“ Denselben Gedanken hat er später in einer seiner Schriften in den schönen Worten niedergelegt: „Der falsche Glaubenseifer ist ein Tyrann, der die Lande entvölkert; die Duldung ist eine zarte Mutter, welche sie hegt und blühen macht.“

Diesem Ideentreife einer freieren Weltanschauung und der Aufklärung, welche damals die edelsten Geister der Nation ergriffen und in der Persönlichkeit Friedrichs den Königsthron Preußens erobert hatte, entstammt auch die schon am vierten Tage seiner Regierung erfolgte Aufhebung der Folter mit Ausnahme weniger besonders schwerer Fälle, eine Maßregel, mit der Preußen allen übrigen Staaten Deutschlands voranging. Welche Freude mag der wadere Hallenser Professor Thomasius, der die Aufhebung der Folter schon längst in seinen Vorlesungen als ein Gebot der Humanität gefordert hatte, empfunden haben, als er jetzt durch seinen König seine theoretische Forderung erfüllt sah. Und mit ihm teilten alle Freunde der humanen Aufklärung die Freude. Sie wurde noch gesteigert, als man erfuhr, daß der König auch der freien Äußerung des Gedankens weiteren Spielraum als bisher gewähren wolle.

Er veranlaßte den Buchhändler Haude, unter Formens Leitung eine neue Zeitung in französischer Sprache herauszugeben, und hielt es nicht unter seiner Würde, selbst Artikel dafür zu liefern und so auch die Bedeutung der öffentlichen Meinung anzuerkennen. Daneben erschien bei demselben Buchhändler eine deutsche Zeitung: „Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen“. Den Bedenklichen und Furchtsamen seiner Umgebung aber erwiderte der König: „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, dürfen nicht geniret werden.“

Wie in diesen Maßregeln einer freieren und aufgeklärten Weltanschauung die Rheinsberger philosophischen Studien ihre Früchte zeitigten, so bewies der junge König auch, daß die praktische Schulung, die er in Küstrin durch den gediegenen und grundgescheiten Kammerdirektor Hille genossen hatte, nicht vergeblich gewesen war. Indem er, auf dessen Ideen von der Bedeutung der Manufakturen und Fabriken fußend, unter der Leitung des Ministers v. Marschall ein neues, fünftes Departement für dieses Gebiet dem Generaldirektorium, als der obersten Verwaltungsbehörde, hinzufügte, bezeichnete er als dessen Zweck, „die jetzigen Manufakturen zu verbessern, neue einzuführen und möglichst viele Fremde ins Land zu ziehen“. Demselben Zwecke diente eine Verordnung vom 27. Juli, durch welche „nützlichen und geschickten Leuten, welche aus der Fremde nach Berlin ziehen“, Akzise- und Servisfreiheit zugesichert wurde. Es waren die besten Traditionen seines Vaters, an die er hier anknüpfte.

So waren die ersten Monate des neuen Regiments eine Zeit ernstester und angestrengtester Arbeit auf allen Gebieten, die auch nicht unterbrochen wurde, als seine Gesundheit bei den Ärzten Anlaß zu Bedenken und zu der Vorschrift einer Pyramonter Wasserkur gab: „Ich stehe

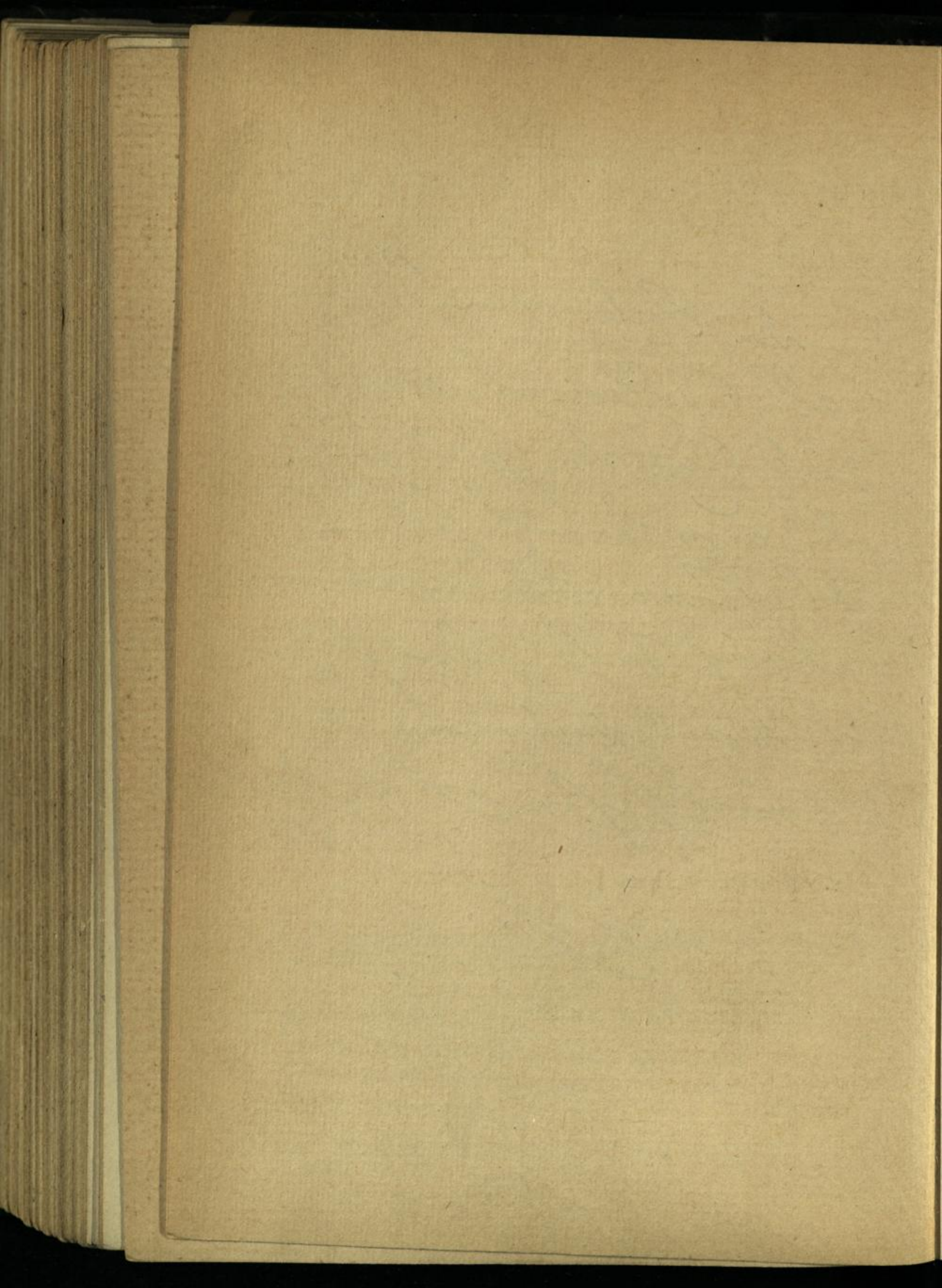


alle Religionen
sind gleich und
gibt es kein
die mühen so sein
professione solich
Lüthe sind, und
den Fürsten und
Heiden Tönnen und
Wolten sol hand
Pöplern, so wollen
wönnen Mosqueen
und Lirgen bauen
F

Eigenhändige Randbemerkung Friedrichs auf das Gesuch
eines Katholiken um Gewährung des Bürgerrechts

den Religionen Müssen
alle Tolerant werden
und nur der fiscal muss
das Augen darauf haben
das Prinzip der anerkennung
abwies Tolerant, der seine
Kunst im jehre nach
Tunier Japan Oalif
wurden
Fu.

Eigenhändige Handbemerkung Friedrichs auf eine
Beschwerdeschrift wegen katholischen Proselytismus



um 4 Uhr auf," schrieb er an Voltaire, „ich brauche meine Wasserkur bis 8 Uhr, schreibe bis 10 Uhr, besichtige die Truppen bis zum Mittag, schreibe bis 5 Uhr, und den Abend erhole ich mich in guter Gesellschaft.“ Erst Mitte Juli fand er Zeit, die üblichen Huldigungen entgegenzunehmen, bei denen das äußere Zeremoniell soviel wie möglich beschränkt wurde. Zunächst ging er nach Preußen. Auf eine förmliche Krönung verzichtete er. Die Feierlichkeit der Huldigung vollzog sich, wie er Voltaire schrieb, „ohne das heilige Ölfläschchen und ohne die unnützen und nichtigen Zeremonien, welche die Dummheit und der Aberglauben eingeführt hat und die Gewohnheit begünstigt“. Die Denkmünzen aber, die bei den Königsberger Feierlichkeiten verteilt wurden, trugen die viel-sagende Umschrift: „Das Glück des Volkes.“ Und welches Erstaunen mag bei den Höflingen die große Einfachheit der ganzen Reisezurüstung erregt haben. Statt der zweihundert Wagen, mit denen Friedrich I. dereinst die Krönungsfahrt unternommen hatte, brauchte er deren drei, von denen er selbst eine mit mehreren, darunter dem neugewonnenen Akademiemitgliede Algarotti, teilte. Schon Ende Juli war er wieder daheim, obwohl er unterwegs noch die Truppen besichtigt und sich über Domänen und Ämter eingehend unterrichtet hatte. Am 2. August folgte die Huldigung der märkischen Stände in Berlin, nach welcher er, allem Hofgebrauche zuwider, eine halbe Stunde auf dem Balkon des Schlosses verweilte und sinnend die ihm zujubelnde Menge betrachtete.

Die fremden Gesandten beobachteten mit wachsender Bewunderung die unermüdlige Tätigkeit des Königs, die Sicherheit, mit der er die Zügel der Regierung führte, die lakonische Kürze und mit tiefer Einsicht gepaarte Schlagfertigkeit seiner Anordnungen. Daneben tritt in

ihren Berichten mit zunehmender Deutlichkeit der große Eindruck zutage, den die Persönlichkeit Friedrichs auf jeden, der mit ihm in Berührung kam, machte und schon in der Kronprinzenzeit gemacht hatte. Sprühend von Geist und Witz, der zuweilen ätzend scharf satirisch sein konnte, beherrschte er unbedingt die Unterhaltung. Die kleine, fast zierliche, aber gedrungene und gesunde Gestalt, der eine leichte Neigung des Kopfes nach links ein eigen tümliches Gepräge gab, die aber vor allem durch das blitzende, geistprühende und im Zorn mächtig auffunkelnde graublaue Auge ihre charakteristische Eigenart erhielt, das sichere Auftreten, die trotz aller Selbstbeherrschung oft bis zur Rücksichtslosigkeit gehende Offenheit des Königs erweckten Erstaunen und Bewunderung. Wohl mag diese auf königlichem Selbstbewußtsein beruhende Offenheit die an diplomatische Vorsicht und Zurückhaltung, an das „Verbergen der Gedanken durch die Sprache“ gewöhnten Höflinge und Diplomaten anfangs oft ebenso verblüfft haben, wie ein Jahrhundert später die rücksichtslose Wahrheit, die Bismarck im Verkehr mit den Diplomaten anwandte. Es schein so, als sei es das beste, mit diesem Könige ganz offen zu reden, berichtete einer von ihnen verwundert seinem heimischen Hofe.

Inzwischen aber hatten diese Höfe selbst schon erfahren, daß mit diesem Könige ein ganz anderer, neuer Geist auf den preußischen Thron gelangt sei. Vom ersten Tage an zeigte Friedrich hier dieselbe, auf echt königlichem Selbstbewußtsein beruhende Sicherheit, die er in der inneren Politik an den Tag legte. Mit überraschender Schärfe des Blickes und eindringendem Verständnis für die politische Lage Europas, mit gewandtester Benutzung der jeweiligen Umstände ergriff er seine Stellung, als wenn es sich von selbst verstände, das Auge immer auf die Wirklichkeit, auf

die „Realitäten“ gerichtet. Meisterhaft wußte er dabei die Schwächen der Gegner, ihre Eifersüchteleien untereinander auszunutzen. Mit gründlicher Verachtung bloßer phrasenhafter Freundschaftsversicherungen drang er fortwährend auf klare Stellungnahme in den bestimmten, aktuellen Fragen, unter denen die vom Vater überkommene Jülich-Bergische in den ersten Monaten seiner Regierung die beherrschende Stelle einnahm. Wie sehr sah sich doch die englische Diplomatie enttäuscht, als sie, im Vertrauen auf die früheren Beziehungen des Kronprinzen zum englischen Hofe, den jungen König alsbald in das Fahrwasser der englischen Politik zu ziehen hoffte. Die schon längst vor dem Tode Friedrich Wilhelms vorbereitete Gesandtschaft, die jetzt der Baron Gerlach Adolf v. Münchhausen sofort nach der Thronbesteigung Friedrichs ausführte, war angewiesen, die alte, ewige Allianz von 1693 zwischen Hannover und Preußen zu erneuern, dabei aber die Jülich-Bergische Frage vorsichtig zu vermeiden. Daneben hatte man sogar an jene früheren Heiratsverhandlungen unter Berücksichtigung der gerüchtweise vermuteten bevorstehenden Scheidung des Königs von seiner Gemahlin gedacht und wollte für diesen Fall gütigst wieder jene Prinzessin Amalie in Vorschlag bringen, die mit ihm zu verheiraten einst Friedrichs Mutter so eifrig bestrebt gewesen war. Wie war man erstaunt, als man gewahrte, daß der junge König, dem das damalige Verhalten der Engländer während jener unseligen Konfliktjahre in keineswegs angenehmem Andenken war, gar nicht daran dachte, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, noch weniger aber sich auf irgendwelche bindenden Versprechungen über die erstrebte Allianz einlassen wollte, vielmehr zwar freundlich in der Form blieb, aber eine entschiedene Abneigung gegen Bündnisse von langer Dauer zeigte, namentlich gegen solche ohne

jede Gegenleistungen; und eben solche wurden, da die Jülich-Bergische Frage „vermieden“ werden sollte, nicht in Aussicht gestellt. Schließlich schützte der König seine „Pyrmonters Kur“ vor, und der englische Gesandte mußte nach seiner Abschiedsaudienz vom 20. Juni unverrichteter Dinge heimkehren.

Friedrich dachte nicht daran, sich an England zu binden, noch dazu gerade jetzt, da dessen Feindschaft mit Frankreich zu offenem Kriege führen zu müssen schien. Er gedachte vielmehr, diese Feindschaft und Eifersucht für die Erreichung seiner eigenen Zwecke zu verwerten. Indem er die eine Macht gegen die andere ausspielte, hoffte er, von beiden Zusicherungen in der für ihn wichtigsten Frage der Jülich-Bergischen Erbschaft zu erreichen. Wer ihm hier die höchsten Anerbietungen machte, auf dessen Seite sich zu schlagen war er bereit. Dementsprechend lauteten die Weisungen, die er den Gesandten mitgab, die er nun seinerseits wie nach Wien und Petersburg, so nach London und Versailles entsandte, um den dortigen Höfen seine Thronbesteigung förmlich anzuzeigen. „Solide Grundlagen“, „Realitäten“ sollten sie verlangen und dabei die beiden Mächte, Frankreich und England, eifersüchtig machen und zu veranlassen suchen, sich gegenseitig zu überbieten. Dabei scheute er auch keineswegs davor zurück, seine Gesandten anzuweisen, die Mächte vor seinen eigenen unberechenbaren Absichten zu warnen. In dieser Hinsicht ist in hohem Grade charakteristisch eine Stelle der Instruktion, welche er dem nach Versailles entsandten Obersten v. Camas erteilte: „Die Vermehrung meiner Truppen, welche sich während Ihres Aufenthalts in Versailles vollziehen wird, wird Ihnen Gelegenheit geben, von meiner lebhaften und ungestümen Art zu denken zu sprechen; Sie können sagen, daß zu fürchten sei, daß diese Vermehrung

ein Feuer hervorbringen könne, welches ganz Europa in Brand stecke, daß der Charakter junger Leute es mit sich bringe, unternehmend zu sein, und daß die heroischen Ideen in der Welt die Ruhe vieler Völker gestört hätten und noch störten. Sie können sagen, daß ich von Natur Frankreich liebe, daß, wenn man mich jetzt vernachlässige, dies vielleicht für immer und unwiderrufliche Folgen haben werde, daß aber, wenn man mich gewinne, ich imstande sein würde, der französischen Monarchie wichtigere Dienste zu leisten, als Gustav Adolf ihr jemals geleistet habe."

Aber zu lange waren die großen Mächte daran gewöhnt gewesen, daß der preußische Staat zwar Kräfte zu sammeln und zu organisieren verstehe, aber sie nicht zur Durchführung einer energischen Politik anwende, als daß das Verfahren des neuen Königs nun gleich den erwünschten Erfolg hätte haben können. Mochten die Abgesandten Friedrichs nach seinen Weisungen noch so geschickt die Spannung und Eifersucht zwischen Frankreich und England benutzen, mochte der König noch so sehr den bloßen Freundschaftsversicherungen und Phrasen gegenüber „Realitäten“ verlangen: zu bestimmten Zusicherungen in bezug auf die Jülich-Bergische Erbfolgefrage waren sie beide nicht zu bringen.

Während seine Bevollmächtigten sich so in Versailles und London vergebliche Mühe gaben, einen ersten diplomatischen Sieg ihres königlichen Herrn herbeizuführen, unternahm dieser, eben mit Rücksicht auf die Jülich-Bergische Successionsfrage, und zugleich, um auch im Westen die Zügel der Regierung fest zu ergreifen, im August eine Reise in die westfälischen und rheinischen Provinzen, bei der er einen größeren Umweg machte, um seiner Lieblingschwester Wilhelmine in Bayreuth einen kurzen Besuch abzustatten. Von dort aber unternahm er, wohl

in Erinnerung an die vor zehn Jahren in gleicher Richtung beabsichtigte Flucht, unter dem Namen eines Grafen du Four mit der schon üblich gewordenen geringen Begleitung einen Abstecher nach Straßburg, bei dem es an allerlei kleinen romantischen Erlebnissen nicht fehlte, die er Voltaire in einer poetischen Epistel mit viel Laune und Sarkasmus schilderte. Französische Truppen wollte er sehen und sah sie, aber von dem Takte der von ihm in dieser Hinsicht so hochgeschätzten Franzosen erhielt er eine wenig günstige Vorstellung, da der alte Kommandant der Festung, Marschall v. Broglie, sich dem bald verrathenen Infognito des Königs gegenüber sehr wenig geschickt benahm, so daß Friedrich seinen Aufenthalt in Straßburg früher, als er beabsichtigt hatte, abschloß. In schneller Fahrt ging es dann, in besserer Stimmung als dereinst vor zehn Jahren, den Rhein hinunter ins Clevische. Seinem Freunde Voltaire, der sich mit seiner „göttlichen“ Freundin Emilie zurzeit in Brüssel aufhielt, wollte er von Wesel aus einen Besuch abstatten, wurde daran aber durch ein Wechselfieber, an dem er öfter litt, verhindert und bat nun Voltaire, seinerseits nach Cleve herüberzukommen. Der Dichter, der sich durch die Gunst des Königs nicht wenig geschmeichelt fühlte, säumte nicht, der Einladung Folge zu leisten. Am 11. September trafen sich König und Dichter, die sich bisher nur schriftlich und aus der Ferne gegenseitig angeschwärmt hatten, persönlich im Schlosse Moyland bei Cleve. Die Freude an dem Zusammensein wurde durch die Krankheit des Königs und wohl auch durch das etwas vertrauliche Benehmen Voltaires einigermaßen beeinträchtigt, doch hat sich gleichwohl Friedrich in einem Schreiben an Jordan enthusiastisch genug über das Beisammensein geäußert. „Sein Geist,“ so schreibt er ihm, „arbeitet unaufhörlich; jeder Tropfen

Tinte, der aus seiner Feder fließt, wird zu einem Bonmot. Du wirst mich bei meiner Zurückkunft sehr geschwählig finden, aber erinnere Dich, daß ich zwei Gegenstände gesehen habe, die mir immer am Herzen lagen: Voltaire und französische Truppen.“

Voltaire aber hatte hier Gelegenheit, seinen philosophischen königlichen Freund trotz des lästigen Fiebers in voller, gar nicht philosophischer Tätigkeit zu sehen. Nachdem Friedrich aus den Berichten seiner Gesandten nach Paris und London genugsam ersehen hatte, daß er auf eine wirklich tatkräftige Unterstützung seiner sehr wohlbegründeten Rechte auf die Jülich-Bergische Erbschaft nicht zu rechnen habe, faßte er sehr schnell den Beschluß, die Sache nun allein auf die eigene Kraft zu stellen, und ließ sofort auf der linken Rheinseite gegenüber von Wesel ein befestigtes Lager für 40000 Mann abstecken, um sofort bei Eintritt der Erledigung der Erbschaft Truppen in die ihm bestrittenen Gebiete einrücken zu lassen. Zugleich aber beschloß er, einstweilen wenigstens in einer minder wichtigen Angelegenheit den nachdrücklichen Beweis zu erbringen, daß er entschlossen sei, sein gutes Recht nicht nur mit Worten, sondern auch mit Thaten zu wahren.

Aus der oranischen Erbschaft war im Jahre 1732 ein kleines, von dem übrigen Preußen etwas abseits gelegenes Gebietchen, die Herrschaft Herstal, der Stammsitz der Karolinger, an den König Friedrich Wilhelm I. gefallen. Allein die Bevölkerung desselben hatte sich nicht geneigt gezeigt, die preußische Herrschaft anzuerkennen, und hatte dabei Unterstützung bei dem Bischöfe von Lüttich gefunden, der behauptete, daß die Herrschaft von ihm zu Lehen rühre. Der Vater Friedrichs hatte durch das auffällige Verhalten seiner neuen Untertanen, die die dahin entsandten Beamten gar nicht zur Wirksamkeit kommen ließen,

ja sogar die Huldigung an Preußen verweigerten, viel Ärger und Verdruß gehabt, aber in seiner ängstlichen und vorsichtigen Weise nicht gewagt, Gewalt anzuwenden, da er den Einspruch der Mächte und namentlich des Kaisers fürchtete. Ähnliche Bedenken hatten die preußischen Minister dem neuen Herrn gegenüber geltend gemacht, der aber zu so zarten Rücksichten in keiner Weise geneigt war. Am Rande des betreffenden Berichtes hatte er die erschrockenen Minister mit den Worten angefahren: „Wenn die Minister über Verhandlungen reden, sind sie geschickte Leute, wenn sie aber vom Kriege reden, ist es, als wenn ein Profese von Astronomie spricht.“ Jetzt, da er in der Nähe war, nahm er ohne jedes Bedenken die lästige Angelegenheit entschlossen in die Hand. Am 4. September richtete er von Wesel aus an den Bischof von Lüttich ein sehr geharnischtes Ultimatum, in welchem er innerhalb zweier Tage eine kategorische Erklärung darüber forderte, ob der Bischof noch weiter gewillt sei, seine angebliche Souveränität über Herstal aufrechtzuerhalten und die dortigen Rebellen „in ihrem Unfug“ und zu verabscheuendem Ungehorsam zu unterstützen“. Sollte die Antwort innerhalb der angegebenen Frist nicht erteilt werden, so habe sich der Bischof die Folgen selbst zuzuschreiben. Und als der Bischof diese ungewohnte deutliche Sprache nicht verstand und die Antwort ausbleiben ließ, rückten am 11. September unter dem Generalmajor v. Borde zwölf Grenadier-Kompagnien und eine Schwadron Dragoner in die Lütticher Grafschaft Hoorn ein und erhoben daselbst eine Kontribution von 20000 Talern. Zugleich veröffentlichte Friedrich ein eigenhändig von ihm aufgesetztes Manifest, in welchem er sein offenes Recht in der Sache auseinandersetzte.

Diesen zwingenden Gründen der Tatsachen fügte sich

der bisher so ungebärdige Bischof sehr schnell. Er bat um Einleitung einer Verhandlung in Berlin, auf die der König, nachdem er sein Recht so gründlich gewahrt hatte, bereitwillig einging. Denn nicht an dem Besitz der kleinen, völlig isolierten Herrschaft, zu deren Verkauf an den Bischof schon Friedrich Wilhelm I. geneigt gewesen war, war ihm gelegen, vielmehr war es ihm darauf angekommen, sein sonnenklares Recht nicht offen verhöhnen zu lassen. Er reiste jetzt ruhig nach Potsdam zurück und wartete ruhig der Dinge, die da kommen mußten.

Das Aufsehen, welches dieses fühne, des Kaisers ungefragt erfolgte Auftreten gegen einen Reichsfürsten machte und das einen Diplomaten in Berlin zu dem Ausrufe veranlaßte: „Das ist stark, das ist die Sprache Ludwigs XIV.“, störte den jungen König in keiner Weise. Am wenigsten teilte er die Besorgnis vor einem Eingreifen des Kaisers. In der That war, als das von diesem am 12. Oktober beim Reichstag durchgesetzte, in den alten, schwerfälligen Formen des Reiches gehaltene Kommissionsdekret nebst dem scharfen kaiserlichen „Dehortatorium“ am 22. in Berlin eintraf, die Sache bereits erledigt. Der Bischof von Lüttich hatte trotz alles Ach- und Weheschreiens, das er nach den verschiedensten Seiten hin erhoben hatte, schließlich doch seine Bevollmächtigten nach Berlin geschickt und war auf die früher verschmähten Kaufbedingungen eingegangen. Gegen Zahlung von 200000 Talern überließ ihm der König von Preußen, zufrieden, sein Recht nachdrücklichst gewahrt zu haben, den für ihn wertlosen Besitz. Am 20. Oktober wurde der Vertrag unterzeichnet, zu dem dann die zwei Tage später eintreffende Regensburger Druckschrift nur wie ein komisches Satyrspiel erschien, welches nur den einen Zweck erreichte, dem jungen Könige zu zeigen, wie wenig freundlich der Wiener Hof nach wie vor dem preußi-

schon Rivalen gesinnt sei und was man von ihm bei wichtigeren Dingen zu erwarten habe. Der König aber erteilte dem Wiener Gesandten v. Borde entsprechende Weisungen, in denen u. a. der bezeichnende Satz vorkommt, er werde sich zu geeigneter Zeit und Gelegenheit dieses wenig freundlichen Verhaltens des Wiener Hofes erinnern.

Als dieses Schreiben nach Wien erlassen wurde, war der Kaiser, gegen den es gerichtet war, nicht mehr am Leben. An demselben Tage, an welchem der Herstaler Vertrag mit Lüttich abgeschlossen wurde, war der letzte männliche Sproß des Hauses Habsburg, Karl VI., nach kurzer Krankheit, erst 55 Jahre alt, verstorben. Die weltgeschichtliche Frage war, ob die pragmatische Sanktion, deren Anerkennung durch das Reich und die Mächte jahrelang den Mittelpunkt der kaiserlichen Politik gebildet hatte, nun wirklich den Wert besitzen werde, den der Kaiser ihr beimaß, ob seine Tochter Maria Theresia die ihr zugedachte Erbschaft unbestritten werde antreten können. Friedrich stand an dem entscheidenden Wendepunkte seines Lebens und seiner Regierung.



Zweites Kapitel

Am Rubikon

„Dieser Tod,“ so schrieb Friedrich an dem Tage, an welchem die Nachricht vom Hinscheiden des Kaisers bei ihm anlangte, an Voltaire, „wirft alle meine friedlichen Gedanken um, und ich glaube, daß im Juni mehr von Kanonendonner, Soldaten und Laufgräben als von Schauspielerinnen, Balletten und Theater die Rede sein wird. Es ist der Augenblick einer gänzlichen Umwälzung des alten politischen Systems, der losgebröckelte Felsen, welcher auf das Bildnis aus vier Metallen, das Nebukadnezar im Traume sah, herabrollte und alle zerstörte.“

Der junge König stand mit dieser Meinung keineswegs allein. Schon seit langer Zeit war in diplomatischen Kreisen die Ansicht verbreitet, daß der Tod des Kaisers den Anstoß zu großen Umwälzungen geben werde. Denn die Auffassung des Kaisers, daß die von ihm erlassene, die Erbfolge regelnde pragmatische Sanction durch die Anerkennung, welche sie nach und nach nicht nur in seinen Erbstaaten, sondern bei allen europäischen Mächten gefunden hatte, eine hinreichende Gewähr für den ungestörten Fortgang der österreichischen Monarchie darbierte, wurde nur von wenigen Staatsmännern geteilt. Dafür ist vor allem eine Äußerung bezeichnend, die der alte, schlaue und

vorsichtige Fuchs, der die französische Politik leitende Cardinal Fleury, schon, als er nur von der Erkrankung des Kaisers hörte, zu dem preußischen Gesandten am französischen Hofe tat: Er habe die Garantie der pragmatischen Sanction im Frieden von 1735 nur unter Vorbehalt der Rechte Dritter gegeben. Als darauf der preußische Gesandte geäußert hatte, daß dadurch die Garantie wertlos und nichtig werde, erklärte Fleury sarkastisch, das sei doch aber bei solcher Gelegenheit selbstverständlich. Gerade auf Frankreichs Garantie aber rechnete der Wiener Hof am allerzuversichtlichsten.

Doch hatte es auch früher schon in der unmittelbaren Umgebung des Kaisers nicht an Stimmen gefehlt, welche vor einer Überschätzung der Bedeutung der pragmatischen Sanction gewarnt hatten. Kein Geringerer als der Prinz Eugen von Savoyen hatte die Ansicht ausgesprochen, daß mit diesen rein diplomatischen Erfolgen wenig gewonnen sei, daß es vielmehr vor allem darauf ankomme, Heer und Finanzen für kommende Gefahren zu vermehren und zu stärken. Seine Stimme war bei dem schwachen und vertrauensseligen Kaiser ungehört verhallt, obwohl doch der von Sachsen und Bayern gegen die pragmatische Sanction erhobene Protest deutlich auf bevorstehende Gefahren hinwies, da die Kurfürsten dieser beiden Länder als Gemahle der Schwestern des älteren Bruders des Kaisers, Kaiser Josephs I., Ansprüche auf das Habsburgische Erbe geltend machen konnten, die bis zum Erlaß der pragmatischen Sanction unbestritten bestanden hatten.

In der That hegten die alten, ergrauten Minister des Wiener Hofes, als der Kaiser nun unerwartet früh gestorben war, die ernstesten Befürchtungen für den Fortbestand der Monarchie. Sie sahen im Geiste schon die Türken vor Wien, die Bayern an der Donau, die Sachsen

in Böhmen, und dabei alle Kassen leer, die Soldaten zu einem großen Teil nur auf dem Papier stehend und die wirklich vorhandenen durch die unglücklichen Kriege der letzten Jahre an Mut und Kraft geschwächt. Allein als der Übergang der Herrschaft auf die junge Erzherzogin Maria Theresia sich zunächst ohne erhebliche Schwierigkeiten vollzog, als die in der That alsbald angemeldeten Erbansprüche Bayerns geschickt zurückgewiesen werden konnten, da fing man in Wien an aufzuatmen, zumal sich sehr bald herausstellte, daß in der jungen Fürstin, welcher die Habsburgische Erbschaft durch jene pragmatische Sanktion hinterlassen worden war, eine Frau von ungewöhnlicher Energie und Seelengröße den Thron bestiegen hatte, die, nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten und Unsicherheiten, alsbald Seele und Mittelpunkt der Regierung wurde.

Niemand hätte bis dahin hinter der anmutigen Erzherzogin Maria Theresia die ungewöhnliche Tatkraft und staatsmännische Begabung gesucht, die sie alsbald an den Tag legte. Geplissentlich war sie von dem Vater, der bis zuletzt noch immer auf das Erscheinen des ersehnten männlichen Erben gewartet hatte, von allen Staatsgeschäften ferngehalten worden. Nach den Anschauungen der Zeit hatte sie eine einer Prinzessin würdige Erziehung genossen und reiche Anlagen auf den verschiedensten Gebieten entfaltet, die aber nicht eigentlich auf den Herrscherberuf hindeuteten, sondern mehr ihre echt weiblichen Tugenden zu voller Entwicklung gedeihen ließen. In die Fernhaltung von den Staatsgeschäften hatte sie sich willig gefügt, um nicht regiersüchtig zu erscheinen. Ihr ganzes Glück hatte die durch ihre weibliche Anmut und Würde alle Herzen gewinnende Frau in ihrer aus reiner Neigung geschlossenen Ehe mit Franz Stephan von Lothringen gesucht und gefunden. Daß aus dieser Ehe, die im Laufe der Jahre im

ganzen mit sechzehn Kindern gesegnet wurde, bei Lebzeiten des Kaisers wiederum nur weibliche Nachkommen entsprossen, war eine der letzten großen Enttäuschungen gewesen, die dem alternden Kaiser widerfuhr.

Jetzt sah sich die junge Erzherzogin plötzlich unter den schwierigsten Verhältnissen an die Spitze der ihr im wesentlichen noch unbekanntem Geschäfte gestellt. Und die Minister, welche in den letzten Jahren die Politik des Kaisers wenig glücklich geleitet hatten, waren nicht geeignet, ihr Zutrauen und Sicherheit einzuflößen, machten aber ihre Sachkenntnis und Überlegenheit an Erfahrung der jungen Fürstin gegenüber in einer ihr sehr empfindlichen Weise geltend. In dieser Lage fand sie ihren Rückhalt und ihre Stütze in dem bisherigen Protokollführer der Geheimen Staatskonferenz, Johann Christoph Bartenstein, der, aus bürgerlichen Verhältnissen — er war der Sohn eines Straßburger Professors — emporgekommen, der alten, verrosteten Aristokratie der führenden Hofkreise ein Dorn im Auge war. Man hatte in diesen Kreisen um so mehr gehofft, daß er von der jungen Herrscherin entlassen werden würde, als dieser Emporkömmling mit dem Gemahl Maria Theresias in entschieden feindseliger Spannung stand. Bartenstein selbst hatte mit Sicherheit seine Entlassung erwartet und sie alsbald in seiner ersten Audienz der Königin angeboten. Allein diese hatte ihm kühl geantwortet, es sei jetzt nicht Zeit, davonzugehen; er solle sich bemühen, so viel Gutes zu tun als möglich; Böses zu tun werde sie ihn schon verhindern. Bartenstein blieb und wurde bald der treueste und unentbehrliche Berater der Königin, die er mit seiner großen Erfahrung und Sachkenntnis in das Formale der Geschäfte einführte und so fähig machte, ihre Meinung auch den geschäftskundigen Ministern gegenüber in den Konferenzen zur Geltung zu bringen.

Diese Meinung selbst aber war ihr persönliches Eigentum. Sie beruhte auf dem ihr als echter Habsburgerin eingeborenen stolzen Bewußtsein ihres Herrscherberufs und ihrer ihr von Gott verliehenen Würde, die aufrechtzuhalten und gegen jede Anfechtung zu verteidigen sie sich durch eine gleichsam göttliche Mission berufen fühlte. Felsenfest von ihrem durch die pragmatische Sanction ihr übertragenen Rechte überzeugt, wollte sie nicht nur Herrscherin heißen, sondern auch sein. Selbst den geliebten Gemahl, der übrigens in seiner indolenten Ruhe zu ernster politischer Arbeit weder geeignet noch geneigt, wenn auch keineswegs unbegabt war, ließ sie an diesem ihr allein zustehenden Herrscherrechte nicht teilnehmen. In ihrer äußeren Anmut und weiblichen Schönheit an ihre vielgepriesene Mutter aus dem Hause Braunschweig erinnernd, ist sie in ihrer ganzen Auffassung von der weltgeschichtlichen Bedeutung ihres Hauses und von dem unveräußerlichen Rechte ihrer überkommenen Herrschaft in jedem Zoll eine echte Habsburgerin gewesen, in ihrer durch alle Schwierigkeiten und Schicksalsschläge ungebeugten Tatkraft und Seelengröße eine durchaus ebenbürtige Gegnerin des großen Königs auf dem preußischen Throne.

Aber so sehr sie die tatsächliche Leitung des Staates völlig in ihre Hand zu nehmen entschlossen war, so geriet sie in bezug auf die Richtung der äußeren Politik infolge ihrer mangelnden Erfahrung und Sachkenntnis anfangs doch in eine gewisse Abhängigkeit von Bartenstein. Dessen gesamte auswärtige Politik aber hatte in den letzten Jahren in dem immer engeren Anschlusse an Frankreich gegipfelt. Daß es ihm gelungen war, den alten feindlichen Gegensatz zwischen Wien und Versailles, der bis zum polnischen Erbfolgekriege die europäische Politik in erster Linie beherrschte hatte, durch den Frieden von 1735 scheinbar zu

beseitigen und Frankreich zur Anerkennung der Erbfolgeordnung des Kaisers zu bewegen, betrachtete Bartenstein als einen seiner größten Ruhmestitel. Indem er aber Frankreich zuliebe dessen pfälzischem Schützlinge die vorläufige Besignahme der Jülich-Bergischen Erbschaft in Aussicht stellte, hatte er Preußen, dessen Anerkennung der pragmatischen Sanktion eben durch die Garantie eines Teiles dieser Erbschaft erreicht worden war, arg vor den Kopf gestoßen. Aber der hierdurch entstandene Gegensatz zwischen Wien und Berlin war unter Friedrich Wilhelm I. nie zu einem wirklich ernstern Konflikt ausgewachsen, und man hatte sich in Wien an den Gedanken gewöhnt, daß „die Preußen nicht schießen“. Von den beiden großen Staaten, deren Spannung untereinander die politische Lage Europas beherrschte, von Frankreich und England, liefen die beruhigendsten Versicherungen ein; auch der Seemächte und Rußlands fühlte sich der Wiener Hof sicher. Auf den Gedanken aber, daß von dem so oft und solange mißachteten und mißhandelten preußischen Staate dem österreichischen Hause ernste Gefahr drohen könne, kamen weder Bartenstein noch Maria Theresia, die als echte und stolze Kaisertochter in dem preußischen Könige eben nur den Reichskämmerer und Kurfürsten sah und in ihrer mangelnden Kenntnis von den Schlichen der österreichischen Politik gegenüber Preußen von dem dort angehäuften Mißmut ebensowenig etwas ahnte, wie von der gewaltigen Veränderung, die in Preußen durch den Thronwechsel vor sich gegangen war. Als der österreichische Resident v. Demeradt über die Rüstungen, welche in Preußen stattfänden, berichtete und die Vermutung aussprach, daß König Friedrich es auf einen Teil Schlesiens abgesehen haben könne, schenkte man dem in Wien keinen Glauben. Hatte doch der Gemahl Maria Theresias, Großherzog Franz, der

seit seinem Besuche in Berlin 1732 mit Friedrich befreundet war, auf einen unmittelbar nach des Kaisers Tode an den preußischen König gerichteten Brief ein durchaus freundlich gehaltenes Schreiben erhalten; war doch die neue Beglaubigung, welche der preußische Gesandte in Wien erhalten hatte, an „die Königin von Ungarn und Böhmen“ gerichtet gewesen, so daß man darin eine Anerkennung der pragmatischen Erbfolgeordnung sehen zu dürfen glaubte. Daß Friedrich aber zugleich durch diesen Gesandten hatte mitteilen lassen, daß er für sein Risiko einen Preis haben müsse, daß man sich schnell erklären solle, hatte die Freude, die in Wien über jenen freundlichen Brief herrschte, zwar ein wenig beeinträchtigt; allein an eine wirkliche von dort her drohende Gefahr glaubte man doch nicht. Da aber geschah das völlig Unerwartete: der junge König von Preußen machte seine altererbtten, von Oesterreich bisher stets vereitelten Ansprüche auf Schlesiens geltend, mit einer Energie und in einer Form, die man bisher von seiten des preußischen Staates für völlig unmöglich gehalten hatte.

Friedrich hatte die Botschaft vom Tode des Kaisers durch einen von Borde schleunigst entsandten Kurier schon am 26. Oktober in Rheinsberg erhalten, wo er nach Abwidelung der Herstaler Angelegenheit in angeregter Geselligkeit und schöngeistigen Studien lebte. Im Augenblick der Ankunft des Kuriers hatte er wieder einen starken Anfall seines Wechselfiebers. Man hatte den Kurier daher zuerst nicht sofort zu ihm hereinlassen wollen. Als es geschah, überwand der König sofort mit der energischen Überlegenheit des Geistes über den Körper, die er sehr oft bewies, die Schwäche der Krankheit. Er wußte sofort,

wie wichtig die Stunde für ihn, für Preußens Zukunft war. „Ich schieße mein Fieber fort; denn ich habe meine Maschine nötig und muß jetzt jeden möglichen Gebrauch davon machen,“ so äußerte er sich am 26. in einem Schreiben an Voltaire.

In der That war sein Entschluß sofort gefaßt. Von den Rücksichten, die sein Vater stets als getreuer Reichsfürst auf den Kaiser genommen hatte, fühlte sich der Sohn, namentlich jetzt, da es keinen Kaiser gab, völlig frei. Ebenso betrachtete er mit Recht den Berliner Vertrag von 1728 durch den von österreichischer Seite in der Jülich-Bergischen Erbfolgefrage vollzogenen Bruch als nicht mehr bestehend. Statt seiner Ansprüche auf Jülich-Berg beschloß er jetzt bei der Erledigung der habsburgischen Erbschaft die ebenso alten und ebenso begründeten Rechte seines Hauses auf große Teile von Schlesiens geltend zu machen. An der Berechtigung dieser seit dem 16. Jahrhundert bestehenden und wiederholt von brandenburgisch-preußischer Seite vergeblich geltend gemachten Ansprüche zweifelte er keinen Augenblick; sie beruhten auf früherem Hausbesitz erst der fränkischen, dann der Kurlinie seines Hauses in Jägerndorf und auf einer alten, im Jahre 1537 mit den piastischen Herzögen von Liegnitz, Brieg und Wohlau geschlossenen Erbverbrüderung. Ihre nähere rechtliche Begründung glaubte er getrost seinen Ministern und dem alten Hallenser Kanzler Ludewig überlassen zu können, der auf Grund einer Denkschrift und Anregung Jlgens seit Jahren mit der Sammlung der Belege für diese Ansprüche beschäftigt war. Hatte doch der Große Kurfürst zu einer Zeit, da dieses Aussterben der Habsburger schon einmal nahe bevorzustehen schien, im Jahre 1670, einen Anschlag auf Besitznahme Schlesiens aufgesetzt, bei dessen vor neun Jahren erfolgter Wiederauffindung Friedrich

Wilhelm I. geäußert hatte, dieser Fund sei ihm lieber als 100 000 Dukaten. Konnte man sich doch weiter darauf in besonders wirksamer Weise berufen, daß dieser Anspruch Preußens zwar niemals direkt, aber doch indirekt von Österreich selbst anerkannt worden war. Es war in jenem schimpflichen Handel geschehen, den Österreich kurz vor dem Tode des Großen Kurfürsten mit diesem getrieben hatte, indem es ihm beim Abschlusse einer Defensivallianz für jenen Anspruch den Schwiebuser Kreis von Schlesien abgetreten, vorher aber sich von dem durch unrichtige Vorspiegelungen betörten Kurprinzen einen Revers hatte ausstellen lassen, daß er nach seinem Regierungsantritt diese Abtretung wieder zurückgeben werde. Knirschend hatte sich dann im Jahre 1695 der über die wahre Sachlage aufgeklärte Kurprinz als Kurfürst gefügt und seinen Revers eingelöst, aber dabei geäußert: „Das Recht in Schlesien auszuführen, will ich meinen Nachkommen überlassen.“

Jetzt war dem preußischen Hause der Rächer erstanden, den Friedrich I. geahnt, Friedrich Wilhelm I. in seinem Sohne vorausgesehen hatte. Der Weg aber, auf dem der alte Anspruch verwirklicht werden sollte, war sofort im Geiste des jugendfrischen und ruhmbegehrigen Königs nicht der der diplomatischen Verhandlungen und Rechtsdeduktionen, auf dem sein Vater so bitter wenig erreicht hatte, sondern der der vorläufigen Besitznahme des bestrittenen Landes. Erst das Streitobjekt in Besitz nehmen, dann über seine Abtretung verhandeln, das war der kühne, ja verwegene Entschluß, den Friedrich bereits gefaßt hatte, als er von Rheinsberg aus zwei vertraute Berater, den vorsichtig abwägenden, bedächtig diplomatischen Minister Podewils und den erst kürzlich von ihm in den Grafenstand erhobenen und zum Feldmarschall ernannten Mann des Schwertes, Schwerin, zu sich zu intimer und geheimer

Beratung beschied. Mit dem fertigen Plane trat er dem Minister und dem Heerführer zu deren nicht geringem Erstaunen in der am 28. Oktober begonnenen Beratung entgegen. Kein Wunder, daß namentlich dem in den Überlieferungen der alten Schule aufgewachsenen Minister Podewils der Plan seines jungen Königs, die vor kurzem dem Bischofe von Lüttich gegenüber erprobte Methode nun auf das Vorgehen gegenüber einer europäischen Großmacht zu übertragen, zunächst überkühn, ja fast abenteuerlich erschien. Er hielt mit seinen erheblichen Bedenken nicht zurück und formulierte sie in Gemeinschaft mit Schwerin in einer am 29. Oktober niedergeschriebenen Denkschrift im einzelnen. In methodischer Weise legten sie die verschiedenen Wege dar, die man zur Erreichung des Zieles wählen könne.

Der König aber blieb trotz aller Bedenken fest bei seinem Plane: erst Besitzergreifung, dann Verhandlung, bei der man im Falle der Nachgiebigkeit Österreichs alle Vorteile einer engen Verbindung, eines energischen Eintretens Preußens für die Garantie aller anderen österreichischen Staaten und für die Kaiserwahl des Gemahls der jungen Königin bieten, zugleich aber die alten und gerechten Beschwerden in bezug auf die Jülich-Bergische Frage vorhalten könne. Durch bloße gütliche Verhandlung etwas zu erreichen, hegte der König nach den bisherigen preußischen Erfahrungen mit Österreich keinerlei Hoffnung. Durch moralische Rücksichten fühlte er sich nicht gebunden, zumal da niemand etwas erben könne, was der Erblasser ohne Recht besessen habe. Die politischen Bedenken seiner Berater aber in bezug auf die Haltung der übrigen europäischen Mächte gegenüber dem beabsichtigten Gewaltschritte widerlegte er durch den Hinweis auf die bestehende Spannung zwischen Frankreich und England, die immer

den Gegner derjenigen Macht, die sich auf Oesterreichs Seite stelle, zum Anschluß an Preußen bringen werde. Die Hauptsache aber war und blieb ihm, seinen preußischen Staat durch tatkräftige Geltendmachung seiner Rechte aus der mißachteten Stellung, die er zu seinem zornigen Schmerze unter seinem Vater eingenommen hatte, zu einer ebenbürtigen Macht zu erheben. In froher Zuversicht auf die durch die Organisationsarbeit seines Vaters geschaffene innere Macht und Kraft dieses Staates wagte er das Ungeheure, das seinen Zeitgenossen notwendig als ein revolutionärer Umsturz des bestehenden politischen Systems erscheinen mußte. „Ich gebe Ihnen,“ so schreibt er in den schriftlich fortgesetzten Beratungen am 1. November an Podewils, „ein Problem zu lösen. Wenn man im Vorteil ist, soll man denselben benutzen oder nicht? Ich bin bereit mit meinen Truppen, mit allem. Wenn ich den Vorteil nicht benutze, so halte ich in meinen Händen ein Gut, das ich nicht zu gebrauchen verstehe. Wenn ich ihn benutze, so wird man sagen, daß ich die Geschicklichkeit habe, von der Überlegenheit über meine Nachbarn den rechten Gebrauch zu machen.“ Wer wollte leugnen, daß außer den rechtlichen und politischen Gründen, die ihn zu seinem Vorgehen bestimmten, auch der Ehrgeiz und die Ruhmbegier mitwirkten, die dem jungen Könige voll genialer Tatkraft in der von stolzen Plänen erfüllten Seele brannten? Er selbst hat das mit der rückhalt- und rücksichtslosen Offenheit, die ihm eigen war, in vertrauten brieflichen Äußerungen wie in seiner eigenen geschichtlichen Darstellung der Vorgänge ausgesprochen und dadurch seinen Gegnern die Möglichkeit gegeben, zu behaupten, daß er von seinem Rechte auf Schlesien selbst nicht überzeugt gewesen sei, sondern nur aus persönlichem Ehrgeiz gehandelt habe. Dieser Vorwurf ist sicher unbegründet; daß

er von der Berechtigung seines Anspruches überzeugt war, ist unzweifelhaft. Aber daß er ihn geltend machte, und die Art, wie er es tat, war das Ergebnis seiner innersten Natur, seiner feurigen Vaterlandsliebe zugleich und jenes von begeistertem Optimismus getragenen Ehrgeizes, ohne den keine große Tat gelingen kann. Seine Berater aber, die seiner Aufforderung zu freimütiger Äußerung entsprechend ihre Einwendungen noch weiter geltend machten, sahen sehr bald ein, daß ihnen gegenüber dem unbeugsamen Entschlusse ihres königlichen Herrn nur „der Ruhm des Gehorsams“ bleibe. Der König ließ sich weder durch ihre Einwände, noch durch die Unglücksprophezeiungen des sich zurückgesetztühlenden Fürsten von Dessau in seiner frohen, zuversichtlichen Stimmung beeinträchtigen. „Wir arbeiten,“ schreibt er am 15. November, „hier sehr ernstlich; ich will die kühnste, unerwartetste, größte Unternehmung beginnen, welche je ein Fürst meines Hauses gewagt hat. Der Zustand meiner Truppen läßt einen glücklichen Erfolg hoffen, mein Herz ist erfüllt von guten Vorahnungen.“

Als er diese Worte niederschrieb, waren die Befehle an die Truppen bereits gegeben, die Würfel gefallen. Drei Tage danach traf die Nachricht vom Tode der Kaiserin von Rußland ein, die ihn nach dieser Seite von der einzigen ernstlichen Besorgnis, die er gehegt hatte, befreite und daher von ihm als ein glückliches Vorzeichen freudig begrüßt wurde.

Während die Mobilmachung der Truppen ins Werk gesetzt wurde und bei den in Berlin beglaubigten Diplomaten größtes Erstaunen und Kopfzerbrechen und die mannigfaltigsten Vermutungen erregte, verblieb der König zunächst in Rheinsberg, arbeitete fieberhaft an den diplomatischen wie militärischen Vorbereitungen seines kühnen Unternehmens und suchte dann nach des Tages Last und

Sitze Erholung in angeregter Geselligkeit, die sich jetzt zum letzten Male in vollem Glanze in dem stillen Rheinsberg entfaltete. Voltaire erschien in dieser Zeit zum Besuche, freilich nicht allein aus persönlichem Interesse an dem Könige, sondern in der geheimen, wenig philosophischen Absicht, seinen königlichen Freund auszuspionieren. Auch die Markgräfin von Bayreuth stattete in diesen Tagen der größten Unruhe und Aufregung ihrem königlichen Bruder ihren ersten Besuch in Rheinsberg ab und entwirft in ihren Memoiren ein anschauliches Bild von dem regen dortigen Leben. Sie bezeichnet es als wahrhaft erstaunlich, wie der von der Krankheit angegriffene König imstande gewesen sei, alle Geschäfte selbst zu erledigen, und wie er dann die wenigen Stunden der Erholung in der Gesellschaft Voltaires, Maupertuis', Algarottis und Jor-dans in angeregtester Unterhaltung verbrachte. Abends spielte er in dem herkömmlichen Konzert zwei oder drei Flötenkonzerte.

Währenddem war Friedrich eifrig bemüht, nach allen Seiten diplomatisch seine Fühler auszustrecken, über den eigentlichen Zweck seiner Rüstungen aber alle im unklaren zu lassen. Er stellte für einige Regimente Marschbefehle nach Halberstadt statt nach der schlesischen Grenze aus, um über die Richtung seiner Rüstungen zu täuschen. Vor allem aber verfolgte er an der Hand der Berichte seines Wiener Gesandten die dortigen Vorgänge aufs aufmerksamste und versah den Gesandten mit entsprechenden Weisungen. Denn so weit war der König in den Beratungen mit Podewils doch auf dessen Ideen eingegangen, daß mit der geplanten militärischen Besetzung Schlesiens gütliche Verhandlungen mit dem Wiener Hofe Hand in Hand gehen sollten; nur sollten sie nicht, wie die Berater gemeint hatten, der tatsächlichen Besiznahme vorhergehen,

sondern gleichzeitig mit dieser erfolgen. Denn dabei blieb der König fest stehen, daß von rein gütlichen Verhandlungen nichts zu erwarten sei; man werde ihm dann doch nichts Reelles bieten, sondern ihn mit einer Bagatelle abspesen wollen. Daß er aber ohne eine ausreichende Entschädigung für die Gefahr, die er durch sein Eintreten für die gefährdete österreichische Monarchie auf sich nehme, und für die ihm solange vorenthaltenen Rechte Verpflichtungen gegen Österreich nicht übernehmen wollte, darüber hatte er dem Wiener Hofe von vornherein schon in jenem Beileidsschreiben keinen Zweifel gelassen. Trotzdem und trotz aller Demütigungen und Enttäuschungen, die man Preußen seit Jahren in Wien bereitet hatte, wollte man dort noch immer nicht an eine von diesem Staate drohende Gefahr glauben. Friedrich selbst aber hat in wenigen Worten die Gründe seines Verhaltens in einer für den Haag bestimmten Äußerung vortrefflich zusammengefaßt: Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, habe dem Kaiser Leopold Dienste erwiesen und sei mit Undank belohnt worden; er halte sich zuerst schadlos und werde dann Dienste leisten. Am 15. November wurde dem preussischen Gesandten in Wien der bewaffnete Einmarsch in Schlesien angekündigt; zugleich wurden ihm die Anerbietungen mitgeteilt, die in den Beratungen mit Podewils und Schwerin für die Abtretung Schlesiens gemacht werden sollten. Doch sollte er die Audienz beim Großherzog — denn an diesen sollte er sich wenden — zur Mitteilung dieser Anerbietungen erst nachsuchen, wenn er, voraussichtlich Mitte Dezember, die Nachricht vom Einmarsch in Schlesien erhalten habe. Also nach wie vor: erst Einmarsch der Truppen in Schlesien, dann Eröffnung der Verhandlungen. Die Initiative der Tat sollte nach allen den trüben Erfahrungen, die man bisher mit Versprechungen des Wiener

Hofes gemacht hatte, unter allen Umständen gewahrt werden. Daß gerade die in dieser Initiative der Lat liegende Gewaltfameit den Wiener Hof abhalten könne, überhaupt auf Verhandlungen einzugehen, zog der König gegenüber der Gewißheit, ohne diese Initiative überhaupt sicher nichts zu erreichen, nicht in Erwägung.

Am 2. Dezember nachmittags kehrte Friedrich von Rheinsberg nach Berlin zurück, das nach seinem launigen Aussprüche in einem Briefe an Jordan das Aussehen der Bellona in Rindsnöten gewährte. Überall marschierende Truppen, Rüstungen zum Ausmarsch, Proviant- und Munitionskolonnen. Noch immer wußten sich die erstaunten Diplomaten diese Zeichen der Zeit nicht zu erklären, und der König war keineswegs geneigt, ihnen diese Klarheit zu verschaffen. Als ihm der englische Gesandte Guy Diden, mit dem er in seiner Kronprinzenzeit in ganz anderer Weise zu tun gehabt hatte, in einer Audienz am 3. Dezember in seiner hochfahrenden Art Vorstellungen machte und Aufklärungen von ihm verlangte, da wies der König diese Vorstellungen mit großer Entschiedenheit zurück, indem er erklärte, England habe kein Recht, ihn nach seinen Plänen zu inquiren, und die sehr energischen Worte hinzufügte: „Ich finde, England hat ebensowohl wie Frankreich eine Neigung, andere Fürsten unter seine Vormundschaft zu nehmen, ich aber habe keine Lust, mich weder von dem einen noch von dem andern leiten zu lassen.“

In einer ganz absonderlichen und schwierigen Lage befand sich vor allem der österreichische außerordentliche Gesandte Marchese Botta d'Adorno, der zur offiziellen Anzeige der Thronbesteigung Maria Theresias am 29. November in Berlin angekommen war und nun der Rückkehr des Königs von Rheinsberg und damit seiner ersten Audienz harrete. Er hatte auf dem Wege von Wien nach

Berlin voll Schreckens die kriegerischen Rüstungen deutlich wahrgenommen. Es schien ihm keinem Zweifel zu unterliegen, daß diese gegen Oesterreich gerichtet seien, und er verfehlte nicht, in der ersten Audienz, die er am 6. Dezember erhielt, dem Könige gegenüber darauf anzuspielen. Er habe, äußerte er, auf seiner Reise die Wege durch Schlesien sehr schlecht und durch Überschwemmungen fast unpassierbar gefunden, worauf ihm Friedrich erwiderte, die, welche dorthin mühten, riskierten am Ende nicht mehr, als etwas beschmutzt anzukommen. Schließlich war Botta dann der erste, dem gegenüber Friedrich den Schleier, der bisher über seinem Vorhaben gelegen hatte, lüftete. In der Abschiedsaudienz, die er ihm am 9. Dezember erteilte, machte er ihm kein Hehl aus seiner Absicht des Einmarsches in Schlesien und fügte dann bestimmte, an den Großherzog Franz gerichtete Eröffnungen hinzu, die im wesentlichen auf die in den Beratungen in Rheinsberg erörterten Anerbietungen hinausliefen. Auf's äußerste erschrocken, versuchte Botta Einwendungen zu machen, und zwar in einer Form, die im Tone der bisherigen Überlegenheit der österreichischen Diplomatie gegenüber der preußischen gehalten war. Er warnte den König vor der Ausführung seines Unternehmens unter Hinweis darauf, daß seine Truppen zwar schön seien, daß die österreichischen aber wiederholt Pulver gerochen hätten. Die stolze Antwort des Königs lautete, er hoffe, seine Truppen würden beweisen, daß sie nicht nur schön, sondern auch tapfer seien. Vergebens beschwor Botta den König, den entscheidenden Schritt wenigstens aufzuschieben. Friedrich erklärte, es sei zu spät, der Rubikon sei überschritten. Er eröffnete ihm zugleich, daß er seinen Hofmarschall, den Grafen Gotter, als außerordentlichen Gesandten in Wien mit den weiteren Verhandlungen beauftragt habe. Aber nicht bloß die

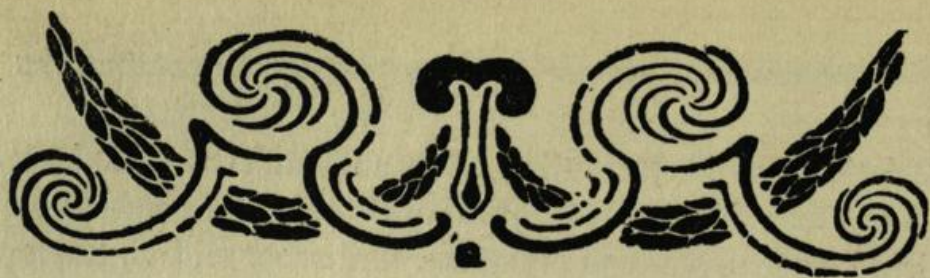
auswärtigen Diplomaten mahnten den König von seinem kühnen, in seinen Folgen unabsehbaren Beginnen ab. Auch in Preußen selbst fehlte es nicht an warnenden Stimmen. Waren die Berater in Rheinsberg nur widerstrebend auf Friedrichs kühnen Plan eingegangen, so warnte nach wie vor namentlich der alte Fürst von Dessau, und zwar nach des Königs eigenem Ausspruch so dringend, daß er auch ihn, den König, irre gemacht haben würde, wenn sein Entschluß nicht unwiderruflich gefaßt gewesen wäre. Sehr stark wirkte dabei allerdings bei dem waderen Feldmarschall gekränkte Eitelkeit mit. Er empfand es als bittere Zurücksetzung, daß der König nicht ihn, sondern Schwerin, über dessen Ernennung zum Feldmarschall er ohnehin eifersüchtig war, zu Räte gezogen, daß er alle die Vorbereitungen der Rüstung getroffen hatte, ohne ihn zuzuziehen, ja daß er ihn offenbar den ganzen Feldzug nicht mitmachen lassen wolle. War der alte Fürst doch unter dem vorigen Könige gewöhnt gewesen, daß nichts auf militärischem Gebiete ohne seinen Rat geschah. Mit freundlichen Worten suchte ihn der König auf seine wiederholten Eingaben zu beruhigen; aber gerade den überwiegenden Einfluß, den der Fürst ersehnte, wollte er ihm nicht einräumen, am wenigsten bei diesem ersten, auf seiner eigensten Initiative beruhenden Unternehmen. Eine Zurücksetzung des alten, hochverdienten Kriegsmannes, dessen Leistungen er in vollstem Maße würdigte, wollte er damit nicht begehen, erkannte vielmehr alle seine Verdienste in den wärmsten Worten an und motivierte die Tatsache, daß er ihn diesen Einmarsch nach Schlesien nicht mitmachen lasse, damit, daß diese ganze Expedition ja nur „eine Bagatelle“ sei; im Frühling, wenn es Ernst werde, wolle er ihn in Sachsen verwenden; „allein,“ und damit sprach er den eigentlichen, in diesem Falle durchaus be-

greiflichen Beweggrund seines Verhaltens aus, „diese Expedition reservire ich mir alleine, auf daß die Welt nicht glaube, der König von Preußen marschiere mit einem Hofmeister zu Felde.“

Übrigens ließ sich der König durch all das in seiner frohen Zuversicht auf das Gelingen seines Vorhabens nicht beirren. Er war in angeregtester, glücklicher Stimmung. In Berlin jagte ein Hoffest das andere; noch am 12. Dezember abends fand ein großes Maskenfest im Schlosse statt. Am folgenden Morgen (13. Dezember) aber bestieg der König mit dem Grafen Wartensleben und zwei anderen Adjutanten seinen Reisedwagen und begab sich zu seinem Heere, nachdem er vorher an die Offiziere der ausrückenden Berliner Regimenter die erste jener zündenden Ansprachen gehalten hatte, durch die er so oft später gewaltige Wirkungen erzielt hat. Mit vollem Rechte sagte er ihnen, er habe in dem Kriege, den er unternehme, keine anderen Bundesgenossen als sie; dann erinnerte er sie an den unsterblichen Ruhm, den sich ihre Vorfahren bei Warschau und Fehrbellin erworben hätten, und schloß mit den Worten: „Leben Sie wohl, brechen Sie auf zum Rendezvous des Ruhms, wohin ich Ihnen ungesäumt folgen werde.“

Drei Tage später, am 16. Dezember, überschritt er mit dem kleinen Heere von wenig über 20000 Mann, welches sich zwischen Frankfurt a. O. und Crossen gesammelt hatte, voll stolzer Zuversicht, im Vertrauen auf die Eingebungen seines Genius und auf sein Glück, die schlesische Grenze. „Ich habe mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel den Rubikon überschritten,“ so schrieb er noch an demselben Tage aus dem ersten Orte jenseits der Grenze an Podewils, „meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz, und unsere Generale

begierig nach Ruhm; alles wird nach unseren Wünschen gehen, und ich habe Grund, alles mögliche Gute von diesem Unternehmen zu erwarten. Entweder will ich untergehen oder Ehre von diesem Unternehmen haben. Mein Herz sagt mir alles Gute von der Welt voraus; endlich eine gewisse Ahnung, deren Ursache uns unbekannt ist, prophezeit mir alles Glück, und ich werde nicht in Berlin erscheinen, ohne mich des Blutes, aus dem ich stamme, und der braven Soldaten, welche zu befehligen ich die Ehre habe, würdig gezeigt zu haben.“



Drittes Kapitel

Kriegerische Lehrjahre. Die Erwerbung Schlesiens

In froher, fast übermütiger Laune hatte Friedrich den großen Schritt gewagt, der in der ganzen politischen Welt seinerzeit das größte Aufsehen erregte. Der „König der Grenzstriche“, wie ihn Voltaire spottend nannte, wagte es, eigene Politik zu machen, um seinem Staate die Anerkennung als einer gleichberechtigten Macht zu erringen und die Geringschätzung endgültig zu überwinden, die diesem Staate kein anderer mehr als der österreichische bisher bewiesen hatte. Wohl wußte Friedrich, daß er ein großes Wagnis unternahm. Aber eine innere Stimme weissagte ihm, daß es gelingen werde. Er war erfüllt von der stolzen Zuversicht, die dem Genius in entscheidenden Augenblicken innezuwohnen pflegt.

Der Anfang des Unternehmens schien die glänzenden Hoffnungen, mit denen es ins Werk gesetzt war, vollauf zu rechtfertigen. Von einem irgendwie ernsthaften militärischen Widerstande war so gut wie keine Rede. Zu völlig überraschend und unerwartet war dem stolzen Wiener Hofe der kühne Angriff gekommen, als daß er ernstliche Gegenmaßregeln rechtzeitig hätte ergreifen können. Nur die vom Grafen Wallis in aller Eile leidlich hergestellte und zum Widerstande gerüstete Festung Glogau schützte

sich zu ernstlicher Verteidigung an. Hier mußte der König, um den weiteren Vormarsch nicht aufzuhalten, ein dem Hauptheere nachrückendes Korps unter dem Befehle des Erbprinzen Leopold von Dessau zur Belagerung der Festung zurücklassen. Das Hauptheer aber durchzog in schnellem Vorrücken ganz Niederschlesien; der rechte Flügel unter Feldmarschall Schwerin in der Richtung auf Liegnitz und die böhmisch-schlesischen Grenzgebirge, der König selbst in geradem Marsche auf die schlesische Hauptstadt. Der die wenig zahlreichen österreichischen Truppen in Schlesien befehligende General Browne mußte sich in der Hauptsache auf eine möglichst starke Besetzung der Festungen, namentlich Briegs und Neißes, beschränken. Direkt gefördert aber wurden die schnellen Erfolge des preußischen Heeres durch die Haltung der Bevölkerung, deren protestantischer Teil, der in Niederschlesien überwog, nach der jahrhundertlangen Unterdrückung und Verfolgung von seiten der österreichischen Regierung in dem einrückenden Preußenkönige den Hort seiner teuren Religion sah und von dessen Vorgehen eine Vinderung seiner bisherigen traurigen Lage erhoffte. In dieser Hoffnung sahen sich die evangelischen Bewohner bestärkt durch die vom Könige bei seinem Einmarsch in Schlesien überall angeschlagene Proklamation, welche jede feindselige Absicht verneinte und jedem Einwohner sein Eigentum, sein Recht und die Freiheit des Glaubens gewährleistete. Die Bedrückungen der Protestanten hatten sofort ein Ende, der König berief vielmehr in die zahlreichen verwaisten evangelischen Pfarreien Geistliche aus seinen Erbstaaten, zunächst zwölf an der Zahl, die dann alsbald als die „zwölf Apostel“ bezeichnet wurden. Aber auch die Befürchtungen der katholischen Bevölkerung, der König werde etwa die bisherigen Verfolgungen der Protestanten durch eine ähnliche Bedrückung der Katholiken rächen, er-

wiesen sich alsbald als völlig unbegründet. Friedrich machte auch hier Ernst mit seinem Grundsatz, daß in seinen Staaten jeder nach seiner Fassung selig werden könne, und trat den Katholiken mit derselben gewinnenden Freundlichkeit entgegen, durch die er sich die Herzen der Evangelischen so schnell gewann. Jeder religiöse Druck irgendwelcher Art war von dem Augenblicke seines Einmarsches an auf das strengste verpönt. Schon zwei Wochen nach seinem Einmarsche in Schlesien, Neujahr 1741, langte Friedrich vor Breslau an.

Die alte Handelsstadt, die dereinst hier im Osten der deutschen Kulturwelt eine große Rolle gespielt hatte, war aus jenen Zeiten größerer Freiheit im Besitze des *ius praesidii*, d. h. des Rechtes, sich nur selbst mit eigener Besatzung zu verteidigen, geblieben. Von diesem Rechte hatte sie der österreichischen Regierung, dem „Oberamte“, gegenüber unter dem Drucke einer mächtigen, von dem Schuster Döblin geschürten Bewegung der Bevölkerung auch in diesem kritischen Augenblicke Gebrauch gemacht und die Aufnahme einer österreichischen Besatzung zu ihrer Verteidigung erfolgreich verweigert. Wie wenig sie aber nun ihrerseits an eine ernstliche Verteidigung gegen das heranrückende preußische Heer durch ihre eigene Stadtmiliz gedacht hatte, ergibt sich mit voller Deutlichkeit aus der Tatsache, daß sie ihren Pulvervorrat, „um Unheil zu verhüten“, oheraufwärts aus der Stadt entfernt hatte. Der König, dem es zunächst genügte, wenn ihm die Tore geöffnet wurden, verzichtete dann auch seinerseits auf eine Besetzung der Stadt, begnügte sich vielmehr mit der Einnahme der Vorstädte und Anlage von Magazinen. Auf dieser Grundlage kam schon am 2. Januar eine Übereinkunft über die Neutralität der Stadt zustande, die aber den bezeichnenden Zusatz erhielt: „bei den jetzigen Kon-

junkturen und solange dieselbe dauern“. Am 3. Januar erfolgte mit Entfaltung königlichen Pompes der Eintritt Friedrichs in die schlesische Hauptstadt, bei dem der strahlend fröhliche König durch seine Leutseligkeit im Fluge alle Herzen gewann. Er gab dann den Honoratioren der Stadt ein glänzendes Fest, bei welchem er nicht verfehlte, mit mehreren der angesehensten Breslauer Damen selbst sich am Tanze zu beteiligen. In einem von stolzer Siegeszuversicht erfüllten Schreiben teilte er seinem Minister Podewils mit: „Ich habe Breslau.“

In den nächsten Tagen folgte die Einnahme von Ohlau und Ottmachau, während Brieg wie vorher Glogau vorerst nur blockiert wurde. Inzwischen hatte Feldmarschall Schwerin mit dem rechten Flügel seinen Vormarsch über Liegnitz und Schweidnitz nach den Grenzgebirgen fortgesetzt. Mit Ausnahme der von ihrem protestantischen Kommandanten, Oberst Roth, mannhaft verteidigten Festung Neiße war Ende Januar auch ganz Oberschlesien im Besitz des Königs, der sich nun auf einige Wochen nach Berlin zurückbegab.

Wohl konnte er sich des bisher Errungenen freuen, aber so völlig ungetrübt wie vor sechs Wochen, da er voll stolzer Zuversicht sein kühnes Unternehmen begann, war die Freude doch nicht mehr. Denn die diplomatischen Verhandlungen, welche den kriegerischen Maßregeln von vornherein zur Seite gegangen waren, hatten keineswegs einen so schnellen und glatten Verlauf genommen, wie die fast völlig unblutige Eroberung des von ihm in Anspruch genommenen Landes. Ihr Verlauf bewies deutlich genug, daß die Behauptung dieser Eroberung doch bei weitem schwieriger sein werde, als die Eroberung selbst.

Wir erinnern uns, daß das Ergebnis der Rheinsberger Beratungen schließlich eine Art von Kompromiß zwischen dem schrankenlos kühnen Plane des Königs und den politischen Bedenken seiner Ratgeber gewesen war. Friedrich selbst hatte sich von einer gütlichen Verhandlung mit dem Wiener Hofe nichts versprochen und daher ursprünglich darauf gedrungen, sich erst vor dem Winter der von ihm beanspruchten Provinz zu bemächtigen, dann erst zu verhandeln und den Versuch zu machen, ob sich der Wiener Hof der vollendeten Tatsache fügen werde. Den Bedenken seiner Ratgeber nachgebend, hatte er sich dann entschlossen, Verhandlung und Eroberung zu gleicher Zeit zu beginnen, und dementsprechend seinen Wiener Gesandten Borde und den außerordentlichen Bevollmächtigten Grafen Gotter instruiert. Fast genau gleichzeitig mit dem Einmarsche der Truppen hatte Borde am 17. und Gotter, der am Abend dieses Tages in Wien eintraf, am 18. Dezember dem Großherzoge Franz, an den sie in erster Linie gewiesen waren, die Anträge und Forderungen des Königs vortragen. Sie taten es beide zögernd, halb wider Willen und ohne die Energie, die in diesem Falle allein wirksam sein konnte. In der That war ihre Aufgabe eine sehr schwierige. Den Einfall des preußischen Königs in eine bis dahin in friedlichem Besitze des österreichischen Hauses befindliche Provinz sollten sie als eine im Interesse der Erhaltung dieses selben Hauses liegende Maßregel darstellen, die Abtretung des Landes gleichsam als Entschädigung für die von ihm angetragene, umfassende Hilfeleistung und für seine Stimme bei der Kaiserwahl für den Großherzog Franz fordern. In dieser Kombination des umfassenden Hilfeanerbietens mit der Besetzung des Landes lag ein unzweifelhafter Widerspruch. Hätte der König seinen ursprünglichen Gedanken festgehalten, erst Schlesien

auf Grund seiner alten, ihm bisher vorenthaltenen Rechte und unter energischer Betonung dieser Rechte besetzt und dann, nicht als Entgelt für die von ihm angebotene Hilfeleistung, sondern als sein gutes Recht die Abtretung der besetzten Provinz verlangt und nur für den Fall ihrer Bewilligung Hilfe gegen jeden anderen Feind in Aussicht gestellt, so wäre wenigstens eine klare Lage vorhanden gewesen. Indem jetzt Borde wie Gotter zuerst die Anerbietungen des Königs vortrugen und dann die Forderung auf Abtretung Schlesiens zaghaft als Entgelt für diese Anerbietungen bezeichneten, trat der tatsächlich vorhandene Rechtsanspruch des Königs auf Schlesien in der Verhandlung mehr in den Hintergrund, und die geforderte Abtretung erschien als ein Lohn für in Aussicht gestellte Leistungen. Nicht ganz ohne Berechtigung konnte darauf in Wien die entrüstete Frage gestellt werden, ob es jemals erhört sei, daß man jemand mit bewaffneter Hand überfalle, um ihm gar nicht erbetene Dienste aufzudrängen. Nun waren zwar in der Gotter erteilten Instruktion neben den Anerbietungen des Königs auch dessen gerechte Beschwerden, namentlich über das Verhalten des Wiener Hofes in der Jülich-Bergischen Sache, energisch betont, war dem Gesandten befohlen, diese Beschwerden bei der Verhandlung ebenso zur Sprache zu bringen wie die Tatsache, daß der König durch den Bruch des Vertrages von 1728 seiner Verpflichtung zur Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion überhoben sei. Aber diese Beschwerden erschienen doch erst gleichsam als ein Pressionsmittel, während in der Hauptsache die Abtretung Schlesiens als Entgelt für die Hilfe Friedrichs in den zu erwartenden Kämpfen um den Bestand der österreichischen Monarchie verlangt wurde. Dazu kam, daß beide Gesandte, innerlich mit dem Vorgehen ihres Königs ebensowenig ein-

verstanden wie anfangs sein vorsichtiger Berater Podewils, dessen Forderungen und Beschwerden weit weniger betonten als seine Anerbietungen, dadurch aber von vornherein in eine etwas schiefe Lage gerieten. Der Großherzog von Toskana, der an sich gern Freundschaft mit Friedrich gehalten hätte, wies doch die Forderungen in der Form, wie sie ihm vorgetragen wurden, um so mehr mit Entschiedenheit zurück, als er sonst hätte in Verdacht geraten können, daß er, um seine Wahl zum Kaiser zu erreichen, seiner Gemahlin Opfer zumuten wolle. Betrübt und entrüstet zugleich über das Vorgehen des Königs, verlangte er vor allem Zurückziehung der Truppen aus Schlesien. Als er dann, um nicht jede Möglichkeit der Verständigung abzuschneiden, die Eröffnung der Verhandlungen wenigstens für den Fall in Aussicht stellte, daß die preußischen Truppen keine Feindseligkeiten in Schlesien begingen, klopfte die königliche Gemahlin, welche in einem Nebenzimmer zugehört hatte, an die Tür und machte der Unterredung ein Ende. Der erste Versuch war vollkommen gescheitert. Als dann der Kurier, der mit diesem negativen Ergebnis an den König nach Schlesien gesandt worden war, mit neuen Weisungen, die sich mit der Abtretung eines Theils von Schlesien zufrieden erklärten, nach Wien zurückkehrte, war die jeder Verständigung mit Preußen abgeneigte Partei am Wiener Hofe unter Bartensteins Führung nach wie vor so Herrin der Lage, daß auch die zweite Verhandlung mit einem völligen Mißerfolge endigte. Ja, die preußischen Gesandten sahen sich völlig überlistet. Man gestattete ihnen scheinbar Verhandlungen mit den Ministern, in denen die Forderungen des Königs in der Weise schriftlich fixiert werden sollten, daß die preußischen Gesandten, welche keine Vollmacht hatten, die Erklärungen Friedrichs schriftlich zu übergeben, diese Anerbietungen und

Forderungen aus ihren Instruktionen vorlesen sollten, worauf sie ein Protokollführer aufschreiben werde. Als dieser Protokollführer fungierte dann Bartenstein, obwohl der König und die Gesandten eben ihn, als den Hauptgegner Preußens, ausdrücklich verbeten hatten. Die Gesandten sahen in dieser Protokollziehung die ersehnte Eröffnung der Verhandlungen, während sie tatsächlich von den österreichischen Ministern nur zu ihrer Überlistung veranstaltet war. Denn eben dieses Protokoll über die ganz vertraulichen Eröffnungen der preußischen Gesandten wurde dann, noch dazu mit einer unzweifelhaften Fälschung der Tatsachen in der Einleitung des Schriftstückes, den Vertretern der europäischen Mächte mitgeteilt. Man hoffte dadurch dem Könige namentlich bei den Franzosen, gegen die das von ihm Österreich angetragene Bündnis in erster Linie gerichtet gewesen sein würde, zu schaden. Die preußischen Gesandten aber erhielten in denselben Tagen, in denen der König seinen festlichen Einzug in die schlesische Hauptstadt hielt, in Wien einen in den schroffsten Formen gehaltenen ablehnenden Bescheid, der den völligen Abbruch der diplomatischen Beziehungen und die Abreise der Gesandten zur Folge hatte. Nur der Fortgang der kriegerischen Operationen konnte die Entscheidung bringen.

Auch über diesen aber wurde der König während seines kurzen Berliner Aufenthaltes doch mit einiger Besorgnis erfüllt. Der alte Fürst von Anhalt, mit dem er die Operationen in Schlesien besprach, machte ihn mit Recht auf die Gefahr aufmerksam, die gegenüber einer aus Böhmen oder Mähren heranziehenden österreichischen Armee in der ganz unverhältnismäßigen Ausdehnung der preußischen Stellungen liege, die sich von der Nordgrenze Schlesiens bis zum Jablunkapaf an der Grenze Ungarns erstreckten, während man im Rücken die noch im Besitz

der Feinde befindlichen Festungen Glogau, Brieg und Neiße habe.

Als der König in der zweiten Hälfte des Februar aus Berlin in das schlesische Feldlager zurückkehrte, war er entschlossen, diesem bedenklichen Mangel an strategischer Vorsicht möglichst bald abzuhelpfen. Gleich am Anfange seines neuen Aufenthaltes wurden ihm die ihm drohenden Gefahren gleichsam persönlich zum Bewußtsein gebracht. Als er am 27. Februar von Frankenstein aus mit nur schwacher Bedeckung die Posten von Silberberg und Wartha zu besichtigen ausgezogen war, entging er mit genauer Not der Gefahr, persönlich in die Gefangenschaft der Gegner zu geraten. Der in der Grafschaft Glatz kommandierende österreichische General Lentulus war durch den Grafen Sedendorff von der bevorstehenden Rekognoszierung des Königs unterrichtet worden und hatte einen Schwarm Panduren und Husaren ausgeschildt, um ihn abzufangen. Glücklichweise hatte der König selbst die Stelle, an der es geschehen sollte, etwas früher passiert, als man angenommen hatte, und sah, als der Überfall auf eine bei Baumgarten zur Deckung des Rückweges aufgestellte Schwadron Schulenburgscher Grenadiere zu Pferde erfolgte, bereits in Wartha bei Tische, als er den Lärm der Schüsse hörte. Jene Schwadron ließ sich in der That überrumpeln und wurde mit Verlust der Standarte auseinandergesprengt, doch zogen sich die feindlichen Husaren zurück, als aus Frankenstein preußische Verstärkungen heranzogen. Der König selbst, der an der Stelle jener Schulenburgschen Schwadron eine Schwadron Kürassiere bei sich hatte, vermochte sich der noch umherschwärmenden feindlichen Reiter zu erwehren und glücklich nach Frankenstein zurückzukehren. Wie groß die ihm drohende Gefahr aber gewesen war, erhellt deutlich daraus,

daß die feindlichen Husaren einen friedlich in einem Wagen des Weges fahrenden Münsterbergischen Landesdeputierten in seinem Wagen erschossen, in der Meinung, daß der König in diesem Wagen fahre.

Friedrich erkannte sehr wohl die ganze Gefahr dieses Vorfalles, der dem Kriege durch seine Gefangennahme eine höchst ungünstige Wendung hätte geben können, und beschloß, in Zukunft vorsichtiger zu sein und sich nicht unnötig persönlichen Gefahren auszusetzen; nicht mit Rücksicht auf seine Person, sondern auf das Interesse des Staates. In diesem Sinne schrieb er aus Anlaß des Baumgartener Überfalles die echt königlichen Worte an den Minister Podewils: „Wenn mir das Unglück zustößen sollte, lebend gefangen genommen zu werden, so befehle ich Ihnen absolut und mache Sie mit Ihrem Kopfe dafür verantwortlich, meine während meiner Abwesenheit gegebenen Befehle nicht zu beachten, meinem Bruder mit Ihrem Räte zur Seite zu stehen und dafür zu sorgen, daß der Staat für meine Befreiung keine unwürdige Handlung begehe. Ich will und befehle im Gegenteil für diesen Fall, daß man noch kräftiger handele als sonst. Ich bin nur König, wenn ich frei bin.“

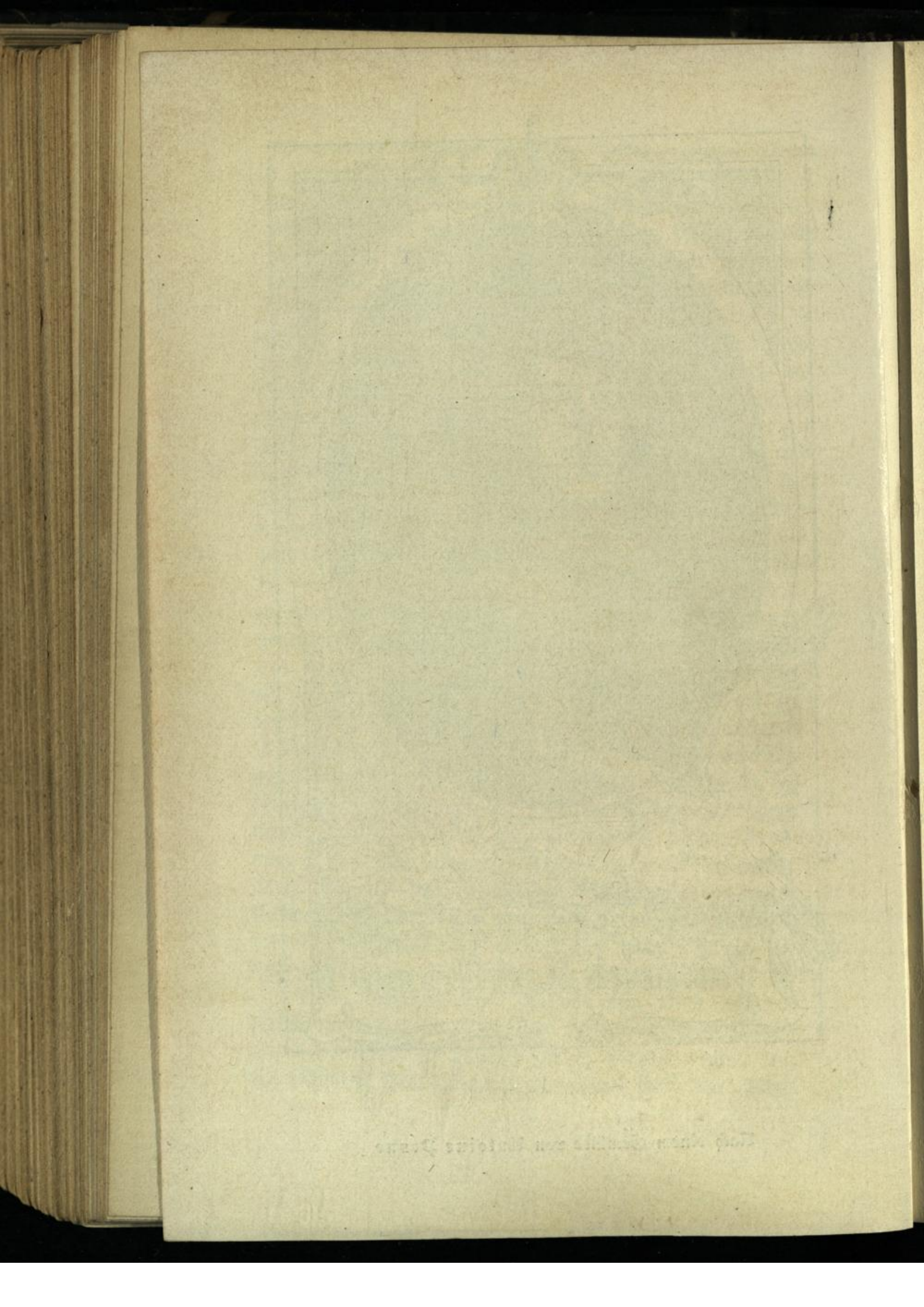
Eingedenk der Ratschläge des alten Fürsten von Dessau erteilte der König nunmehr zunächst dessen Sohne, dem Erbprinzen Leopold, den gemessenen Befehl, mit der bisher nur blodierten Festung Glogau ein Ende zu machen, zumal immer bestimmtere Nachrichten austauchten, daß sich in Mähren ein größeres österreichisches Heer unter dem Grafen Neipperg sammelte, welches die Festungen Glogau und Neiße entsetzen solle. Der junge Erbprinz, der alle Vorbereitungen für die Erstürmung Glogaus bereits getroffen, ohne ausdrücklichen Befehl des Königs aber nicht zur Ausführung hatte schreiten wollen, ging nun sofort

ans Werk und nahm in einer vortrefflich eingeleiteten und musterhaft disziplinierten nächtlichen Überrumpelung die Festung Glogau mit dem Degen in der Faust mit stürmender Hand. In einer Stunde, von Mitternacht bis 1 Uhr morgens, war mit ganz geringen Verlusten alles geschehen, die Festung genommen und die Besatzung kriegsgefangen. Der König wurde dadurch nicht bloß von der Gefahr befreit, die ihm von der im Besitz des Feindes befindlichen Festung in seinem Rücken drohte, sondern gewann auch Verstärkung durch das Belagerungskorps, das er sofort heranbeordnete, und den freien Verkehr auf der Oberstraße. Friedrich wollte nunmehr weiter die Warnungen des alten Fürsten von Dessau berücksichtigen und die ausgedehnten Stellungen seiner Truppen in Oberschlesien mehr konzentrieren, um dem in Mähren sich sammelnden österreichischen Heere in gesammelter Kraft entgegenzutreten und ihm die Pässe des Gebirges, namentlich den wichtigen Paß von Zudmantel, sperren zu können. Er befahl daher dem Feldmarschall Schwerin, die am weitesten südlich aufgestellten Truppen am Jablunkapass, in Ratibor und Troppau an sich zu ziehen und den aufgegebenen Paß von Zudmantel, durch den, wie er besorgte, der Durchbruch der feindlichen Truppen erfolgen könne, stark zu besetzen. Er wurde in der diesen Anordnungen zugrunde liegenden Auffassung noch dadurch bestärkt, daß es dem in Mähren sich sammelnden Heere Anfang März gelungen war, eben über jenen Paß eine größere Reiterabteilung nach Neiß zu werfen, wo sie eine willkommene Verstärkung der Besatzung bildete.

Allein Schwerin hielt die von dem alten Dessauer geschilderten Gefahren wie die Besorgnisse des Königs für übertrieben. Er glaubte um so weniger daran, daß das feindliche Heer durch die schwierigen Pässe des mähri-



Nach einem Gemälde von Antoine Pesne



ſchen Geſenkes durchbrechen werde, als eben in den letzten Märztagen friſcher Schnee gefallen war, der die Gebirgswege noch ungangbarer machte. Er begnügte ſich daher damit, Zudmantel einzunehmen und anzustecken, ließ es dann aber unbefetzt, in der ſicheren Annahme, daß der Feind auf der von den preußiſchen Truppen beſetzten großen, aber einen weiten Bogen beſchreibenden Heerſtraße über Jägerndorf und Neustadt nach Neiße vorgehen werde. Er glaubte, wenn er einige Verſtärkungen erhalte, ſeine Stellungen in ihrer ganzen Ausdehnung halten zu können. Der König beſtand demgegenüber zwar auf einer größeren Konzentrierung des Schweriſchen Korps um Jägerndorf, ließ ſich aber ſonſt von der zuverſichtlichen Stimmung Schwerins mit fortreißen und führte ihm ſelbſt Verſtärkungen zu. Beide begaben ſich alſdann nach Jägerndorf. Aber nur zu bald zeigte es ſich, wie ungenügend Schwerin über die Bewegungen des Feindes unterrichtet war, der ohne ſein Wiſſen bereits bis Freudenthal gelangt war. Das völlig Unerwartete geſchah in der That: Graf Neipperg war nicht auf der großen Heerſtraße, ſondern durch die unwegsamen Gebirgspäſſe vorgebrungen und am 1. April von Freudenthal über Engelsberg marſchirt in der ſtetten Beſorgnis, den Paß von Zudmantel von den Preußen beſetzt zu finden. Da aber Zudmantel unbefetzt war, ſo konnte er ungehindert aus dem Gebirge in die Ebene hinabſteigen und nach Neiße gelangen. Er hatte dadurch einen erheblichen Vorſprung vor dem Könige gewonnen und ſich zwiſchen deſſen verſtreut liegende Truppen hineingeſchoben.

Nur äußerſte Energie konnte den Schaden wieder gutmachen. Der Marſch Neippergs war ein meiſterhafter geweſen, glücklicherweiſe wurde aber der dadurch errungene Vorteil nicht mit gleicher Geſchicklichkeit und Schnelligkeit

ausgenüht. Wäre Neipperg sofort in Eilmärschen nach der Oder marschiert, so hätte er den König gänzlich von seinen Verbindungen abschneiden, Brieg entsetzen, Ohlau und die dort angehäuften preußischen Magazine und womöglich auch die schlesische Hauptstadt einnehmen können. Zum Glück für den König war er indessen über dessen Stellungen nicht ausreichend unterrichtet und rückte nur langsam und zögernd Neiße abwärts vor. Friedrich aber, der die durch Schwerins Sorglosigkeit veranlaßten Fehler nur zu wohl erkannte, entfaltete jetzt, um das Versäumte nachzuholen, die äußerste Energie. Er rückte auf der von ihm besetzten Heerstraße über Neustadt in solchen Eilmärschen vor, daß er den von Neipperg gewonnenen Vorsprung annähernd wieder einholte, zog alle die verstreuten Korps eilig an sich, überschritt dann bei Michelau die Neiße und traf kurz nach den Österreichern in der Ebene von Brieg ein, wo sich Neipperg in den Dörfern Mollwitz, Grüningen, Hünern, Laugwitz und Barzdorf gelagert hatte, ungewiß, wohin er sich nunmehr wenden sollte.

Noch immer war der König in einer schwierigen strategischen Lage, da Neipperg zwischen ihm und Ohlau und Breslau stand, so daß der Kampf mit dem Gegner mit der Front nach Berlin gerichtet aufgenommen werden mußte. Trotzdem zweifelte Friedrich keinen Augenblick, daß er diesen Kampf in offener Feldschlacht aufnehmen müsse, um sich die Verbindung mit Breslau und Niederschlesien zu eröffnen. Er hätte die noch in den Dörfern verstreut lagernden Feinde überrumpeln, einzeln angreifen und vernichten können, aber er steckte noch zu sehr in den methodischen Traditionen der herrschenden militärischen Schule. Nach ihnen ordnete er am 10. April sein etwa 22000 Mann starkes Heer in zwei Treffen, die Infanterie in der Mitte, die Kavallerie auf beiden Flügeln, um

den etwa gleich starken Feind in geordneter Feldschlacht anzugreifen. Bei seinem Anmarsche, der zwischen 1 und 2 Uhr nachmittags erfolgte, ahnte der Feind noch immer nichts von seiner Nähe. Graf Neipperg saß eben bei Tafel, als er die Nachricht erhielt, daß die preußische Armee in geschlossenen Kolonnen anrücke; er hatte seine Schlachtordnung, in die ein Teil seiner Truppen noch aus den ziemlich entfernten Dörfern herbeigeführt werden mußte, noch nicht völlig hergestellt, als die preußische Artillerie bereits die Reiterei seines linken Flügels, die unter dem Kommando des Generals Römer stand, heftig zu beschießen begann. Unter dem Druck seiner dadurch ungeduldig gewordenen Truppen begann Römer mit seinen 36 Schwadronen Reiterei ohne, ja eigentlich gegen den Befehl Neippergs die Schlacht mit einer schneidigen Attacke gegen die von dem Grafen Schulenburg geführte, an Zahl wie an Manövrierfähigkeit sichtlich unterlegene Kavallerie des preußischen rechten Flügels, die sofort durch den überlegenen Angriff völlig auseinandergesprengt wurde und vor die Front des ersten Treffens, in dem Raum zwischen den Treffen und hinter den Treffen nach dem linken Flügel flüchtete. Vergeblich bemühte sich der König, der selbst in das dichteste Getümmel hineingerissen wurde, sie von neuem gegen den Feind zu führen; ein erneuter Angriff der feindlichen Kavallerie warf die preußische aufs neue zurück. In diesem kritischen Augenblicke, in welchem der Sieg der feindlichen Kavallerie entschieden, die preußische Infanterie aber noch völlig unerschüttert war, meinte Schwerin die Verantwortung für die Sicherheit des sich schonungslos der Gefahr aussetzenden Königs nicht weiter tragen zu können und bewog den anfänglich heftig Widerstrebenden, das Schlachtfeld zu verlassen und sich mit geringer Begleitung nach Dppeln, das man noch in preußi-

schem Besitz glaubte, in Sicherheit zu bringen. Friedrich selbst hielt die Schlacht für verloren. Aber Schwerin, der nun von der Sorge um die Person des Königs befreit war, bot jetzt alles auf, um die Ordnung im Heere völlig wiederherzustellen. In dem Bewußtsein, daß die schwierige Lage zum Teil durch ihn geschaffen sei, war er entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Und nun feierte die großartige Disziplin und die vielgeschmähte Drillarbeit des alten Dessauers ihren vollen Triumph. In geschlossenen Kolonnen, mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, wie auf dem Exerzierplatz, gingen die noch unerschütterten Infanterie-Bataillone des rechten Flügels gegen die feindliche Infanterie vor. Wahrhaft vernichtend wirkte das ununterbrochene Feuer der unvergleichlich besseren, mit eisernen Ladestöcken versehenen preußischen Gewehre auf die feindlichen Reihen, die in ihren bisherigen Kämpfen nie Ähnliches gesehen hatten und durch ihre hölzernen Ladestöcke, die nur zu oft zerbrachen, im Nachteil waren. Fünf preußische Schüsse kamen auf zwei österreichische. Die feindlichen Bataillone verloren völlig ihre Haltung und ballten sich, eines hinter dem anderen Schutz suchend, in großen Klumpen zusammen, so daß weite Lücken in ihren Linien entstanden. In diesem Moment nahm Schwerin nunmehr auch den bisher zurückgehaltenen linken Flügel in die dadurch verlängerte Schlachtlinie vor, die nun mit unwiderstehlicher Wucht auf die Feinde eindrang. Bald gab es kein Halten mehr, und auch die Kavallerie, die anfangs so siegreich gegen die preußische gekämpft hatte, aber schließlich an der preußischen Infanterie abgeprallt war, war nicht mehr zu einem neuen Angriff zu bewegen. Unwiderstehlich rückten die preußischen Bataillone in ununterbrochener Linie vorwärts. Die Schlacht, die so glückverheißend für die Österreicher begonnen hatte, war jetzt

unrettbar verloren. Mit schwerem Herzen gab Graf Neipperg den Befehl zum Rückzuge hinter Mollwitz, von wo sein Heer den weiteren Rückmarsch nach Neiße um die linke Flanke des preußischen Heeres herum nehmen mußte. Es geschah ohne erhebliche Verfolgung von seiten des Siegers, der nach dem fünfstündigen schweren Kampfe zu einer energischen Ausnutzung des Sieges nicht mehr die Kraft hatte.

Die methodische friedliche Schulung der preußischen Infanterie hatte in diesem ersten großen Zusammentreffen mit dem in zahlreichen Schlachten erprobten Feinde unzweifelhaft die Oberhand behalten. Der König aber hat es nie ganz zu verwinden vermocht, daß er auf Schwerins Veranlassung sich vom Schlachtfelde entfernt und so den ersten großen Sieg seiner Truppen nicht miterlebt hatte. Er war durch seine Entfernung vom Schlachtfelde der persönlichen Gefahr nicht entgangen. Als er mit seiner Begleitung — eine ihm nachgesandte Kürassier-Schwadron hatte ihn nicht mehr einzuholen vermocht — über Löwen vor Oppeln angelangt war, wurde ihm auf seine Bitte um Einlaß mit Schüssen geantwortet. Die Stadt war inzwischen von einem feindlichen Husarentrupp besetzt worden. Hätten die Feinde, statt auf die Einlaß Begehrenden zu schießen, die Tore geöffnet, so wäre der König in ihre Gefangenschaft geraten. So aber ritt er, seinem schnellen Pferde, dem durch diesen Tag berühmt gewordenen „Mollwitzer Schimmel“, vertrauend, in vollem Galopp wieder zurück nach Löwen, wo er den ihm nachgesandten Adjutanten v. Bülow antraf, der ihm die Kunde des errungenen Sieges brachte. Als Sieger lehrte er nun auf das mühsam errungene Schlachtfeld zurück, das er in dem schrecklichen Glauben, daß alles verloren sei, verlassen hatte.

Der Geschichtschreiber Friedrich hat mit der rückhalt-

losen Offenheit, die ihn auch als Schriftsteller auszeichnete, die Fehler, welche er vor und während der Schlacht begangen, nicht allein offen eingestanden, sondern ganz ausführlich erörtert. In der Geschichte seiner Zeit hat er die Schlacht bei Mollwitz als seine und seiner Truppen Schule bezeichnet: er selbst habe eindringende Erwägungen über alle seine Fehler angestellt und versucht, sie für die Folge zu verbessern.

Von den Fehlern, die er selbst, auf dem Gebiete kriegerischer Praxis noch ein Neuling, begangen hatte, abgesehen, war in der Schlacht namentlich eines mit voller Deutlichkeit hervorgetreten: in demselben Maße, wie sich die preußische Infanterie infolge ihrer unvergleichlichen Schulung durch den alten Dessauer der österreichischen überlegen gezeigt hatte, war die preußische Kavallerie der feindlichen gegenüber als entschieden minderwertig erschienen. „Unsere Infanterie“, so bezeichnet Friedrich selbst diesen Unterschied schneidend scharf, „sind lauter Cäsars und die Offiziers davon lauter Helden; aber die Kavallerie ist nicht wert, daß sie der Teufel holt.“

Als bald sann er darauf, diesen Schaden gutzumachen. Als er nach der Einnahme von Brieg (4. Mai) für längere Zeit der Neippergschen, im Gebiet von Neiße stark verschanzten Armee gegenüber auch seinerseits ein festes Lager, erst bei Grottkau, dann bei Strehlen bezog, war seine unermüdlige militärische Tätigkeit vor allem einer gründlichen Reorganisation der Kavallerie gewidmet. Mit Recht hatte er den Hauptfehler darin erkannt, daß die Reiter mit ihren Pferden zu wenig verwachsen waren, daß es ihnen an dem Schneid zu wuchtigem Angriff mit dem gezogenen Säbel in der Faust mangle, daß sie vielmehr zu sehr geneigt seien, den feindlichen Angriff abzuwarten. Demgegenüber suchte er sie mit ihrer eigentlichen Haupt-

aufgabe durch unausgesetzte Reitübungen und Angriffsmanöver vertraut zu machen, und erreichte durch seine eigene beständige Initiative, für die er bei einigen der jüngeren Reiteroffiziere, namentlich dem schneidigen Husarenmajor Zieten, volles Verständnis fand, soviel, daß nach wenigen Wochen schon der Fortschritt deutlich zutage trat. Am 17. Mai bestand Zieten ein erstes ernstliches Zusammentreffen mit den feindlichen Husaren unter Baranyan, der einst in der Rheinkampagne von 1734 sein Lehrmeister gewesen war, in dem Treffen bei Rotschloß so glänzend, daß der feindliche Führer mit Mühe persönlicher Gefangenschaft entging. Im Juli erregte dann die preußische Kavallerie bei einer größeren Übung schon die Aufmerksamkeit und Bewunderung fremder Beobachter. Der König durfte mit seinem Erfolge zufrieden sein.

Militärisch war diese grundlegende Reorganisation der preußischen Kavallerie die wichtigste und aussichtsreichste Wirkung der Schule der Mollwitzer Schlacht. Sonst waren deren rein militärische Folgen nicht sehr erheblich. Das Hauptergebnis des geschickten Vormarsches Neippergs durch die mährischen Gebirgspässe blieb trotz des preußischen Sieges bestehen. Oberschlesien war zunächst von den Preußen aufgegeben, da die Festung Neiße sich hielt und von Neipperg gedeckt wurde.

Um so weittragender und durchgreifender aber war die Wirkung des ersten großen preußischen Sieges auf politisch-diplomatischem Gebiete. Bei allen direkt oder indirekt an der Streitfrage über die österreichische Erbschaft beteiligten Mächten erregte der Sieg des jungen Königs das größte Aufsehen und machte tiefen Eindruck. Hatte man bisher seinen kühnen Angriff auf die für weit überlegenen gehaltenen österreichischen Monarchie für ein unüberlegtes, waghalliges Beginnen gehalten und nicht daran

gezweifelt, daß Österreich, wenn es sich erst gegen den feindlichen Angriff ausreichend gerüstet haben werde, den Markgrafen von Brandenburg schon wieder in seine Marken zurückjagen werde, so erschien jetzt die gesamte Lage mit einem Male in ganz anderem Lichte. Der erste große Erfolg sprach für das kühne Unternehmen und zeigte der erstaunten Welt zum ersten Male, welche gesammelte Kraft in dem bisher gering geachteten preußischen Staate geschlummert habe und nun von dem tatenfrohen jungen Könige zum Leben erweckt worden sei. Die Wirkung war eine ungeheure; die Gesandten aller Staaten stellten sich im Lager des Königs ein, das zum Mittelpunkte der verschiedenartigsten diplomatischen Verhandlungen wurde. Es begann ein wahrer Wettlauf, den jungen Sieger für sich zu gewinnen und nach dem Ausspruche des preußischen Ministers Podewils „seinen Topf mit an das Feuer zu setzen“. Die ganze diplomatische Lage erfuhr eine durchgreifende Veränderung. Die Frage war, ob diese auch auf die Haltung des Wiener Hofes zurückwirken, diesen zu größerer Nachgiebigkeit bestimmen werde. Daß das zunächst nicht der Fall war, lag einmal an der Festigkeit und Standhaftigkeit der jungen Königin Maria Theresia, dann aber an der gründlich verkehrten und allezeit zweideutigen Politik, welche der englische Hof von Anfang an gegenüber dem Konflikt zwischen Preußen und Österreich beobachtet hatte.

König Georg II. von England hatte auf die ersten Eröffnungen, die ihm Friedrich gemacht hatte, zwar keinen Zweifel daran gelassen, daß er sich an seine Garantie der pragmatischen Sanction gebunden erachte, zugleich aber hatte er sich doch zu einer Vermittelung zwischen Preußen

und Oesterreich erboten. Trotzdem aber war er gleichzeitig in den ersten Monaten des Jahres 1741 eifrig bestrebt gewesen, ein großes Angriffsbündnis zwischen England-Hannover, Oesterreich, Holland, Rußland und Sachsen gegen Preußen zustande zu bringen, welches nicht allein auf eine Zurüdtreibung Friedrichs aus Schlesien, sondern geradezu auf eine Auftheilung eines großen Theiles seiner Länder unter die Verbündeten abzielen sollte. Eifrig waren die Boten zwischen den beteiligten Mächten hin und her gegangen; den Mittelpunkt der ganzen, als concert secret bezeichneten Intrige hatte der Dresdener Hof gebildet, von welchem aus das ausführlich ausgearbeitete Projekt einer Teilung der preußischen Länder nach Petersburg gelangte. Da dort in dem Augenblick seines Eintreffens noch der Preußen günstig gesinnte Feldmarschall Münnich am Ruder war, der den Plänen der Verbündeten ablehnend gegenüberstand, so erhielt Friedrich von dort aus durch die Vermittelung seines Gesandten Mardefeld einen Warnungsbericht, der allerdings von der irrigen Annahme ausging, daß der preußenfeindliche Entwurf von Sachsen ausgehe, im übrigen aber authentische Kunde über dessen Art und Wesen enthielt. Der Bericht hatte, als er am 7. März und eine weitere Ergänzung am 15. März eintraf, in dem Minister Podewils die ungeheuerste Aufregung und Besorgnis erweckt. Er, der von Anfang an dem Unternehmen seines königlichen Herrn nur mit ernststen Bedenken zugestimmt hatte, glaubte jetzt seine schwärzesten Ahnungen erfüllt und schrieb am 15. März geängstigt an Borde: „Die Pandorabüchse ist geöffnet; wir treten in die furchtbarste Krisis, die je über das Haus Brandenburg gekommen ist.“ Auch Friedrich selbst war aufs äußerste empört über die hinterlistigen feindlichen Anschläge, bewahrte aber trotzdem im Gegensatz zu

seinem Minister die volle Klarheit und Ruhe des geistigen Urtheils. Während er mit entschlossener Besonnenheit seine eigenen Gegenmaßregeln erwog und alsbald zum Schutz gegen Hannover und Sachsen ein Heer von 30000 Mann unter dem Fürsten von Dessau in Götting bei Brandenburg aufstellte, ließ er zugleich sofort den französischen Gesandten Valori, der schon seit Mitte Januar den Entwurf zu einer Defensivallianz mit Preußen in der Hand hatte, bisher aber hingehalten worden war, ins Lager kommen, um im Nothfall mit Frankreich abzuschließen. Wußte er doch bereits, daß Frankreich die bayrischen Ansprüche auf die österreichische Erbschaft und auf den deutschen Kaiserthron unterstützen wolle. Hatte er bisher durch eine mit englischer Vermittelung herbeizuführende Verständigung mit Oesterreich zum Ziele kommen und alsdann Maria Theresia nach den Götterschen Anträgen gegen etwa weiter auftauchende Ansprüche und gegen die antipragmatischen Mächte unterstützen wollen, so zog er jetzt, da er auf Nachgiebigkeit Oesterreichs nicht mehr rechnen zu können schien, ernstlich den entgegengesetzten Weg einer Verbindung mit den antipragmatischen Mächten, namentlich mit Frankreich, in Erwägung, so dringend auch nach wie vor Bodewils vor dem französischen Bündnis warnte, von dem er fürchtete, daß es den König in einen unabsehbaren europäischen Krieg hineinziehen könne.

Tatsächlich aber war die schwerste Gefahr, die ihm von dem concert secret gedroht hatte, bereits vorüber, als er jene Nachrichten aus Petersburg erhielt. Die Aufstellung des starken, die hannoverschen und sächsischen Grenzen unmittelbar bedrohenden Heeres unter Leopold von Dessau hatte im Verein mit der auch in England bereits bekannten Tatsache, daß Frankreich zugunsten Bayerns einzugreifen entschlossen sei, in hohem Grade abkühlend

und ernüchternd auf Friedrichs noch völlig ungerüstete Gegner eingewirkt. Vor allem war England dadurch zu völliger Überraschung der Genossen des zu gründenden geheimen Teilungsbundes zu einer völlig veränderten Haltung veranlaßt worden. Als am Tage der Schlacht von Mollwitz die Diplomaten der beteiligten Mächte in Dresden zusammentraten, um den Bund zum Abschluß zu bringen, trat der englische Gesandte Villiers ganz unerwartet mit der Erklärung hervor, daß sein königlicher Herr aus „gewichtigen Gründen“ sich anders, und zwar zu einer Vermittelung zwischen Preußen und Oesterreich entschlossen habe. Das Teilungsprojekt stellte sich damit als ein totgeborenes Kind heraus, und der Eindruck des preußischen Sieges von Mollwitz trug das Seinige dazu bei, die Spinnweben der gegnerischen Teilungsgelüste endgültig zu zerreißen.

Bestehen aber blieb bei Friedrich ein tiefgewurzelttes Mißtrauen gegen die englische Politik, deren Doppeltzungigkeit nach diesem plötzlichen Wandel dieselbe blieb wie vorher. Zwar ließ sich Friedrich zum Schein die Vermittelungsbestrebungen seines englischen Oheims gefallen, deren charakteristische Eigentümlichkeit darin bestand, daß Georg II. in seinen Eigenschaften als König von England und als Kurfürst von Hannover durch gesonderte Gesandte, den englischen Lord Hyndford und den hannoverschen Geheimen Rat Schwichelt, verhandeln ließ, von denen der eine seine Instruktionen vor dem anderen aufs peinlichste geheimzuhalten angewiesen war. Aber das Vertrauen auf einen Erfolg dieser Vermittelung hatte Friedrich um so mehr verloren, als der König von England in seiner Thronrede vom 19. April seine Verpflichtung zur Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion aufs nachdrücklichste betonte und zu diesem Zweck vom Parlament eine

Subsidienbewilligung von 300000 Pfund Sterling verlangte und bewilligt erhielt. Mit Recht sagte sich der König, daß Maria Theresia sich zur Nachgiebigkeit gegen ihn durch England auf keinen Fall bestimmen lassen werde, wenn sie zugleich von derselben Macht für den Fall ihrer Unnachgiebigkeit Unterstützung an Truppen und Geld zugesichert erhielt. Friedrich wahrte sich daher das volle Recht der absoluten Selbständigkeit und Initiative, indem er in fester Haltung den englischen Vermittelungsbestrebungen, für die er als Grundlage die Abtretung Niederschlesiens mit Breslau formulierte, gegenüberstand und sich zugleich den entgegengesetzten Weg des Anschlusses an Frankreich offen hielt. Eben jetzt (Ende April, Anfang Mai) war der am meisten zum Kriege drängende französische Staatsmann, der Marschall v. Belleisle, von Dresden aus in das preußische Lager gekommen. Und da der von Lord Hyndford nach Wien entsandte Kurier mit einer völliger Ablehnung gleichkommenden Antwort am 28. Mai ins preußische Lager zurückkehrte, so schloß Friedrich unmittelbar darauf das ihm von Frankreich angetragene Bündnis vom 5. Juni ab, welches der Form nach ein Defensivbündnis auf 15 Jahre war, seine eigentliche Bedeutung aber erst durch die geheimen Separatartikel erhielt. In diesen garantierte Frankreich dem Könige Niederschlesien mit Breslau, versprach energische Unterstützung Bayerns durch ein Hilfskorps und eine zweite, in Nordwestdeutschland aufzustellende Armee und verpflichtete sich, Schweden zum Kriege gegen Rußland zu veranlassen, damit dieses nicht in den Krieg Österreichs gegen Preußen eingreifen könne. Dagegen verzichtete Friedrich seinerseits auf seine Jülich-Bergischen Ansprüche zugunsten der Pfalz, aber erst, wenn er im ruhigen, von Österreich anerkannten Besitz von Niederschlesien mit Bres-

lau sei, und versprach außerdem, die Kaiserwahl Karl Alberts von Bayern zu unterstützen. Damit waren fast alle erheblichen Leistungen auf Seiten Frankreichs, während Friedrich seinerseits nur auf die Jülich-Bergischen Ansprüche verzichtete, dafür aber jetzt dem antipragmatischen System und der bayrischen Kaiserpartei beitrug, an den Krieg Bayerns und Frankreichs mit Oesterreich aber seinerseits von dem Augenblicke an nicht mehr gebunden war, in welchem Oesterreich ihm die von ihm beanspruchten schlesischen Gebiete abtrat.

Das Bündnis wurde zunächst nach gegenseitiger Vereinbarung völlig geheim gehalten, bis Frankreich mit seinen militärischen Operationen begonnen haben würde, auf deren Beschleunigung Friedrich nachdrücklich bestand. So konnten die englischen Vermittelungsbestrebungen, die jetzt der englische Gesandte in Wien, Lord Robinson, in die Hand nahm, ruhig weitergehen; freilich ebenso ergebnislos wie vorher, da die Anerbietungen Maria Theresias so lächerlich, anfangs geradezu beleidigend gering waren, daß Friedrich sie mit Entrüstung und rückhaltloser Schärfe zurückwies und den englischen Vermittler Robinson schließlich gar nicht mehr empfangen wollte, sondern bedeuten ließ, daß er in 24 Stunden abreisen solle. Als aber endlich gar das Geheimnis des preussisch-französischen Bündnisses sich lüftete, da sanken beim Eintreffen der Nachricht hiervon die zu einer Sitzung versammelten, bisher so hartnädigen österreichischen Minister nach dem Berichte eines Augenzeugen entsezt in ihre Sessel zurück.

Der Schwerpunkt der europäischen Politik hatte sich seit der Schlacht von Mollwitz so mehr und mehr in das Lager des Königs von Preußen verlegt, der als Staatsmann wie als Feldherr in stets wachsendem Maße die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Die fremden

Gesandten wurden nicht müde, Schilderungen der erstaunlichen Beobachtungen, die sie an diesem Hofe machten, ihren heimischen Höfen zu entwerfen. Wie ganz anders ging es doch hier her als an dem prunksüchtigen Hofe Ludwigs XV. in Versailles und seiner größeren und kleineren Nachahmer. Von Hofzeremoniell und Etikette war hier wenig zu spüren. Alles trug vielmehr den Charakter fast spartanischer Einfachheit. Der König, der in seinem Zelte stets inmitten seiner Truppen lebte, unterschied sich äußerlich in seiner einfachen, knappen, blauen Uniform durch nichts als durch den großen Ordensstern von jedem anderen Offizier. In frühester Morgenstunde erhob er sich, um den ganzen Tag in angestrengtester Arbeit zu verbringen, die sich nicht auf die Oberleitung des Ganzen beschränkte, sondern auch den scheinbar unbedeutenden Einzelheiten vollste Aufmerksamkeit widmete. Er ritt selbst die Vorposten des Lagers ab, inspizierte unermüdtlich die Truppen und überwachte alle militärischen Maßregeln. Zugleich aber gingen alle politisch-diplomatische Weisungen unmittelbar von ihm selbst aus. Wie erstaunten die fremden Diplomaten an seinem Hofe über die kühne Unersehrodenheit und stolze Selbständigkeit seines Auftretens! Wie befremdlich mußte es ihnen erscheinen, wenn Friedrich den englischen Vermittelungsgesandten, als er ihm feindliche Maßregeln auch nur anzudeuten schien, mit den Worten anherrschte: „Nur keine Drohungen, Herr, wenn ich bitten darf, keine Drohungen.“ Man begann zu merken, daß ein neuer Geist in die Leitung der preussischen Politik eingezogen sei.

Auch den neuen Verbündeten, den Franzosen, blieb es nicht verborgen. Friedrich hatte von vornherein keinen Zweifel daran gelassen, daß er sich an seinen Vertrag mit Frankreich nur gebunden erachten werde, wenn dies die übernommenen Verpflichtungen pünktlich und schnell erfülle.

Als die französischen Rüstungen sich verzögerten und die schwedische Kriegserklärung an Rußland auf sich warten ließ, erklärte der König dem französischen Gesandten Valori, daß der Vertrag null und nichtig sei, wenn er nicht genau gehalten werde; dem bisher allmächtigen Leiter der französischen Politik, Cardinal Fleury, selbst aber schrieb er, er solle nicht glauben, daß es genug sei, durch seine Bundesgenossen den Krieg zu führen; es gebe in der Politik Augenblicke, die, wenn man sie sich entgehen lasse, nie wiederkehren. Zugleich beehrte er sich, dem Marschall Belleisle den Entwurf eines Feldzugsplanes vorzulegen, der an Kühnheit und Großzügigkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Belleisle gab sich in der That alle Mühe, am französischen Hofe für größere Beschleunigung der Rüstungen zu wirken. Aber Friedrich begann mißtrauisch zu werden, als Belleisle zugleich mit der Ankündigung, daß am 15. August 20000 Franzosen in Bayern, ebenso viele an der Mosel stehen würden, auf Beschleunigung der Kaiserwahl drang, also den Lohn für die zukünftigen Leistungen der Franzosen gleichsam im voraus verlangte.

Sein Mißtrauen wurde durch die Entwidlung der französisch-bayrischen Operationen eher vermehrt als vermindert. Mit Recht drang er darauf, daß das Ziel derselben die österreichische Hauptstadt Wien selbst sein müsse, die dem Angriffe schutzlos preisgegeben sei, da das einzige zurzeit zur Verfügung stehende Heer, das Reippergsche, durch ihn in Schlesien festgehalten werde. Man müsse die Römer in Rom angreifen. Aber wie wenig entsprach das Vorgehen des bayrischen Heeres den kühnen Plänen des preußischen Königs! Zwar wurden die Operationen endlich am 31. Juli mit der Einnahme Passaus eröffnet, und gleichzeitig überschritt das Bayern von Frankreich gestellte Hilfskorps am 15. August den Rhein. Ein zweites in

Nordwestdeutschland auftretendes französisches Heer aber flößte dem englischen Könige eine so heilsame Angst für sein Kurfürstentum Hannover ein, daß er sofort in würdiger Weise seine bisherige Haltung aufgab, mit Preußen und Frankreich zu verhandeln begann und um den Preis der Neutralität seines Kurfürstentums zu der bayrischen Kaiserpartei übertrat, d. h. versprach, seine Stimme dem Kurfürsten Karl Albert zu geben. Aber der weitere Fortgang der Operationen schien offenbar darauf hinzudeuten, daß Frankreich allzu große Erfolge des von ihm unterstützten bayrischen Heeres gar nicht wünsche. Zwar rückte dieses Heer in Oberösterreich ein und drang zunächst bis Linz vor (14. September), so daß der Wiener Hof nach Preßburg zurückwich, wo Maria Theresia am 11. September durch Bewilligung der lange verweigerten ungarischen Forderungen auf dem Reichstage enthusiastische, aber sehr schnell wieder verpuffende Begeisterung erweckte. Die Bewilligung des Aufgebotes der Komitate, der sogenannten „Insurrektion“, brachte für den Augenblick sicherlich keine ausreichende Hilfe. Der Weg nach Wien lag völlig frei vor dem bayrisch-französischen Heere, aber der weitere Vormarsch erfolgte nicht, so energisch der von Friedrich an den bayrischen Kurfürsten entsandte General Schmettau ihn anriet. Schmettau erkannte ganz richtig, daß die Gründe für die Unterlassung des Angriffs auf Wien und für den Plan, sich vielmehr nach Böhmen zu wenden, Prag zu erobern und sich dort die böhmische Königskrone zu erringen, wesentlich politischer Art und von Frankreich eingegeben waren, das den Kurfürsten von Bayern nicht zu mächtig werden lassen, sondern in der Hand behalten wollte. Schmettau berichtete darüber dem Könige, die Absicht der französischen Politik sei offenbar, drei oder vier mittlere Mächte zu haben und keine von

ihnen so weit emporkommen zu lassen, daß sie Frankreich die Stirn bieten könnte, wie es ehemals das Haus Österreich gethan. Dafür schien in der That auch das weitgehende Entgegenkommen zu sprechen, welches Frankreich Sachsen gegenüber an den Tag legte, um es zum Übertritt zur französisch-bayrischen Partei zu vermögen. Es gelang in der That, diesen Staat, der eine Zeitlang aufs eifrigste an den gegen Preußen gerichteten Teilungsplänen mitgewirkt hatte, zu den Gegnern Österreichs herüberzuziehen; aber es erhielt dafür so weitgehende territoriale Zugeständnisse aus den jetzt zu verteilenden österreichischen Ländern, daß dies französische Entgegenkommen gegen den bisher feindlichen Staat Friedrich zu dem erzürnten Ausspruch veranlaßte: „Muß man denn euer Feind sein, um von euch begünstigt zu werden?“

Friedrich aber, der soeben im August einen neuen Erfolg durch die durch Überrumpelung erfolgte Einnahme der bisher „neutralen“, tatsächlich aber häufig mit Österreich konspirierenden schlesischen Hauptstadt Breslau errungen hatte (10. August), war ebensowenig geneigt, die Anstrengungen des Feldzugs noch weiter auf seine und seines Heeres Schultern allein zu nehmen, als die politischen Nebenabsichten Frankreichs zu fördern und so das österreichische Joch mit dem französischen zu vertauschen. Noch hatte er nicht alle Brücken einer Verständigung mit Österreich abgebrochen, welches jetzt unter dem Druck seiner äußerst bedrängten Lage in höherem Grade als bisher zur Nachgiebigkeit bereit war. Die früheren, durch England geführten Verhandlungen waren nicht allein an der zu geringen Höhe der österreichischen Anerbietungen, sondern vor allem auch daran gescheitert, daß Österreich stets Übertritt auf seine Seite, Garantie der pragmatischen Sanction, Unterstützung gegen die bisherigen Bundesgenossen Preu-

bens durch ein Hilfskorps von 10000 Mann gefordert hatte, d. h. jetzt noch unter ganz veränderten Verhältnissen die ursprünglich vom Könige durch Gotter gemachten Anerbietungen erfüllt zu sehen wünschte. Unter dieser Bedingung hatte sich Maria Theresia unter dem Eindruck des bayrisch-französischen Einmarsches in Oberösterreich am 8. September endlich erboten, Niederschlesien mit Breslau an Friedrich abzutreten. Wenige Monate vorher, vor dem Abschlusse des Bundes mit Frankreich, hatte Friedrich selbst genau denselben Vorschlag gemacht. Jetzt konnte er ihn nicht mehr annehmen, ohne an seinen jetzigen Bundesgenossen zum Verräter zu werden. Er mußte vielmehr erklären, daß, was zu einer Zeit gut und möglich sei, es nicht auch zu einer anderen sei; die Königin werde sich jetzt entschließen müssen, die ganze Härte ihres Schicksals zu ertragen.

Allein eben um diese Zeit wurde sein Mißtrauen gegen die zweideutige Haltung seines französischen Verbündeten aufs neue erregt und verstärkt. Schmettau berichtete ihm, daß der französische General Beauvau bei einem in München abgehaltenen Kriegsrate sich die Worte hatte entschlüpfen lassen: „Wenn wir den Kurfürsten von Bayern zum Herrn Wiens machen, werden wir nicht mehr seine Herren sein.“

In diesem neuerwachten Mißtrauen gegen seine Verbündeten entschloß er sich ganz im geheimen, seinerseits die Initiative zu Unterhandlungen mit Osterreich zu ergreifen, wozu er sich um so mehr berechtigt halten durfte, als er von Verhandlungen zwischen Osterreich einerseits und Frankreich und Bayern anderseits Kunde erhielt. Auf die bisherigen österreichischen Anerbietungen einzugehen, d. h. auf die österreichische Seite überzutreten, hielt er mit Recht für unehrenhaft. Aber die Doppelzüngigkeit und

Unzuverlässigkeit Frankreichs durch ein vorläufiges Neutralitätsabkommen zu erwidern, dazu hielt er sich für berechtigt. Und so entschloß er sich zu dem politisch wie militärisch gleich bedenklichen Schritte, dem Wiener Hofe im tiefsten Geheimnis, in das selbst Podewils und Eichel nicht eingeweiht wurden, eine Art von Waffenstillstand anzubieten, durch welchen Neipperg in die Lage versetzt würde, aus Schlessien abzumarschieren und sich gegen Frankreich und Bayern zu wenden, wogegen ihm Österreich Niederschlessien mit Neiße bis zu einem endgültigen Friedensschlusse abtreten und Winterquartiere in Oberschlessien und Böhmen einräumen solle. Der dahingehende Vertrag sollte nicht in offiziellen Formen abgeschlossen und — das war die unbedingte Voraussetzung seiner Gültigkeit — völlig geheim gehalten werden. Die Vorverhandlungen wurden durch den Flügeladjutanten des Königs, v. der Goltz, erst mit dem englischen Gesandten Hyndford, dann mit dem österreichischen Marschall Neipperg gepflogen. Wiederholt gingen die Kuriere zwischen Schlessien und Preßburg hin und her. Auf beiden Seiten zeigten sich noch mancherlei Schwierigkeiten. Im letzten Stadium scheint für Friedrich die Nachricht entscheidend gewesen zu sein, daß der Kurfürst von Bayern trotz aller Abmahnungen seinerseits Österreich verlassen und nach Prag marschieren wolle. Darauf kam dann am 9. Oktober 1741 auf dem dem Grafen Heinrich v. Starhemberg gehörigen Schlosse Kleinschnellendorf jene eigentümliche Konvention zustande, die kaum ihresgleichen in der Geschichte hat, weder als Vertrag, noch als Präliminarfriede, noch eigentlich als Waffenstillstand bezeichnet werden kann, ja nicht einmal offiziell schriftlich abgeschlossen, sondern nur von dem Unterhändler Lord Hyndford auf Grund der mündlichen Verhandlungen in Form eines Protokolls schriftlich fixiert,

aber von keinem der abschließenden Teile auch nur unterzeichnet worden ist. Der Inhalt bewegte sich im wesentlichen auf der von dem Könige vorgezeichneten Grundlage: Friedrich nimmt Neiße durch eine Scheinbelagerung; der Kommandant kapituliert nach 14 Tagen, die Garnison zieht mit allen militärischen Ehren ab. Nach der Einnahme von Neiße wird Friedrich weder gegen Österreich noch gegen England-Hannover offensiv vorgehen; Neipperg wird dann nach Mähren abziehen, während ein Teil der preußischen Armee in Oberschlesien Winterquartiere unter gewissen Beschränkungen bezieht. Friedrich verpflichtet sich aber, dort weder Rekrutierungen noch Kontributionen vorzunehmen. Er verspricht, nie mehr als Niederschlesien mit Neiße von der Königin zu verlangen. Darüber wird man versuchen, bis Ende Dezember zu einem endgültigen Vertrage zu kommen, in welchem die Königin in die Abtretung von Niederschlesien mit Neiße willigen wird. Um die unbedingt ausgemachte Geheimhaltung zu ermöglichen und die Bundesgenossen Friedrichs von der Existenz des Vertrages nichts ahnen zu lassen, werden die Feindseligkeiten zum Schein fortgesetzt werden.

Der Vertrag mit seinem wunderlichen Gemisch von militärischen Abmachungen und politischen, doch stark in der Luft schwebenden Versprechungen ist in seiner Art ein Monstrum. Dazu war fast der ganze augenblickliche Vorteil — und nur dieser kam bei der Unbestimmtheit der politischen Versprechungen in Frage — auf Österreichs Seite, welches durch den Abschluß desselben aus einer geradezu verzweifelten militärischen Lage gerettet wurde, indem es sein einziges leistungsfähiges Heer zur Verfügung gegen die französischen und bayrischen Angreifer erhielt. Wie aus Neippergs eigenen Äußerungen deutlich erhellt, wären Friedrich die ausbedungenen militärischen Vorteile, Ein-

nahme von Neiße und Winterquartiere in Oberschlesien, auch ohne den Vertrag zugefallen, da Neipperg sich nicht lange mehr hätte halten können, zumal Maria Theresia gar nicht hätte vermeiden können, einen Teil seines Heeres aus Schlesien abzuberofen. Die politischen Abmachungen aber waren bedeutungslos, sobald bis Dezember kein endgültiger Vertrag zustande kam, was um so unwahrscheinlicher wurde, je mehr Maria Theresia durch den Vertrag freie Hand und die Möglichkeit weiterer Rüstungen erhielt.

Man wird also nicht umhin können, den Vertrag politisch wie militärisch als einen schweren, im Ärger über das Verhalten der Franzosen und in Übereilung begangenen Fehler Friedrichs zu bezeichnen, der ihn obendrein noch, wenn das Geheimnis offenbar wurde, unzweifelhaft in ein schiefes Licht der Unzuverlässigkeit und Doppeltzüngigkeit setzen und seinem Ansehen schaden mußte. Sein Vorgehen ist nur zu erklären aus seinem Bestreben, seinen zweideutigen Bundesgenossen wie seinen Gegnern zu zeigen, daß er es auch in den Künsten heimlichen politischen Intrigenspiels mit ihnen aufnehme. Als besonders glücklich wird man aber diesen Versuch kaum bezeichnen können. Denn das versteckte und heimliche Vorgehen des Königs mußte natürlich das Vertrauen der Mächte in die Zuverlässigkeit seiner Politik erheblich erschüttern, wiewohl diese im großen und ganzen nach nicht wesentlich anderen Grundsätzen zu handeln pflegten.

Eine irgendwie dauernde Wirkung hat das Abkommen von Kleinschnellendorf jedenfalls nicht gehabt. Wirklich durchgeführt wurden nur seine rein militärischen Abmachungen. Wie verabredet, fiel nach vierzehntägiger Scheinbelagerung die Festung Neiße in Friedrichs Hände. Neipperg aber zog mit dem einzigen zurzeit kriegstüchtigen

Heere Österreichs über die schlesischen Grenzgebirge hinüber nach Mähren, den anderen Feinden der ungarischen Königin entgegen.

Diese hatten sich inzwischen, den französischen Ratschlägen entsprechend, unter Zurücklassung eines kleineren Korps unter Ségurs Leitung von Österreich ab nach Böhmen gewandt. Dort sammelten sich nunmehr die Truppen Österreichs unter Neipperg und Lobkowitz auf der einen, die französischen, bayrischen und endlich auch die sächsischen auf der anderen Seite zu feindlichem Aufeinanderstoß, während die preußischen unter dem Erbprinzen Leopold von Dessau in die Grafschaft Glatz und dann ebenfalls nach Böhmen, unter dem Feldmarschall Schwerin nach Oberschlesien in die Winterquartiere zogen.

Schon hierbei kam es zu mancherlei Differenzen zwischen den beiden Mächten, welche soeben den Kleinschnellendorfer Vertrag geschlossen hatten, über die Ausdehnung der von Preußen zu beziehenden Quartiere. Sehr bald aber, ja schon zu der Zeit, in der die militärischen Abmachungen durchgeführt wurden, trat immer deutlicher hervor, daß das sonderbare Abkommen nicht von Dauer und Bestand sein werde. Denn das streng als Grundbedingung ausbedungene Geheimnis blieb tatsächlich nicht gewahrt, konnte wohl auch schwerlich ganz gewahrt werden, da schon die veränderte diplomatische Haltung es selbst dann offenbart hätte, wenn der österreichische Hof es nicht in seinem Interesse für zweckmäßig gehalten hätte, es an den verschiedensten Stellen verlautbaren zu lassen, um dadurch die übrigen Gegner zu schrecken. Friedrich war über diesen Bruch des Geheimnisses aufs äußerste empört. „Der König ist in einem schrecklichen Zorn,“ schreibt Goltz an Hyndford; die Königin müsse sich beeilen, wenn sie zu einer endgültigen Verständigung ge-

langen wolle; ihre Schäferstunde sei gekommen. „Entweder jetzt oder niemals.“ Der König selbst aber ließ, wie er vorher schon gedroht hatte, das Abkommen von Schnelldorf geradezu dementieren und geriet dadurch nach beiden Seiten in eine schwierige und schiefe Stellung. Gebunden erachtete er sich von vornherein nicht mehr an jenes Abkommen, nachdem die Geheimhaltung nicht beobachtet war. Er meinte, wieder völlig freie Hand zu haben und sich nach dem Verlauf der Ereignisse entscheiden zu können.

Demgemäß trat er zunächst am 1. November, um das Mißtrauen seiner bisherigen Verbündeten zu überwinden, dem zwischen Bayern und Sachsen am 29. September geschlossenen Teilungsvertrage über die österreichischen Länder bei und ließ sich darin nach manchen scharfen Auseinandersetzungen auch die Grafschaft Glatz zusprechen und garantieren. Da diese aber, die den Schlüssel zu seiner schlesischen Eroberung bildete, bisher zu dem bayrischen Anteil an der österreichischen Erbschaft gerechnet worden war, so sicherte er sich durch einen besonderen Vertrag mit Bayern vom 4. November die Zustimmung des Kurfürsten von Bayern und bedang sich von ihm, als dem zukünftigen Kaiser, noch eine Reihe reichsrechtlicher Vergünstigungen aus.

Wenige Tage darauf ließ sich der Eroberer Schlesiens in der Hauptstadt des Landes feierlich huldigen (7. November). Als bald danach aber begann er mit seinen organisatorischen Maßregeln für die neue Provinz, welche deren reiche Hilfskräfte in ganz anderer Weise als unter dem lässigen österreichischen Regimente den Bedürfnissen des Staates dienstbar, dabei aber zugleich durch eine weise Verwaltung, durch umsichtige Maßnahmen zur Hebung des Landes und durch eine gerechte Verteilung der Lasten die Bevölkerung leistungsfähiger und opferwilliger machten.

Die alte, noch auf einem Kataster des 16. Jahrhunderts beruhende Steuerverfassung wurde in einer den veränderten Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechenden Weise umgestaltet, der veralteten und verrotteten Verwaltung der privilegierten Stände entzogen und straff monarchisch organisierten Behörden nach dem Muster der übrigen preussischen Provinzen unterstellt; in der Hauptstadt selbst trat an die Spitze des Rates ein vom Könige eingesetzter Ratsdirektor, während im übrigen möglichst schonend gegenüber den Einrichtungen und Gewohnheiten des Landes verfahren wurde.

Danach begab sich der König nach Berlin zurück, um dort mit wachsamem Auge den weiteren Verlauf des Krieges zu verfolgen und sehr bald zu gewahren, daß sein durch den Kleinschnellendorfer Vertrag herbeigeführtes Ausscheiden aus der Reihe der unmittelbar Kriegführenden nur von ganz kurzer Dauer sein werde. Möglich, daß er für den Fall, daß Neippergs freigewordenes Heer seinen bisherigen Verbündeten sofort eine ernste Niederlage beigebracht hätte, zu einem auf Grund der Kleinschnellendorfer Verabredungen zu vereinbarenden Frieden mit Oesterreich sich entschlossen hätte, um seine bisher errungenen Vorteile sicherzustellen. Allein auch dann wäre es zweifelhaft gewesen, ob die in jenem Abkommen für den Dezember in Aussicht genommene endgültige Verständigung mit Oesterreich zustande gekommen wäre, da der von dem englischen Vermittler Lord Hyndford vertretene österreichische Entwurf eines eventuellen Friedensvertrages u. a. Übertritt zur österreichischen Partei in bezug auf die bevorstehende Kaiserwahl verlangte, und da auf der anderen Seite Maria Theresia, wie Friedrich nicht unbekannt war, auch nach dem Kleinschnellendorfer Vertrage auf Verhandlungen mit Frankreich keineswegs verzichtete, also

auch ihrerseits sich freie Hand wahrte. Den Ausschlag aber gab, daß die verbündeten Sachsen, Franzosen und Bayern tatsächlich zunächst von Meipberg und Lobkowitz nicht geschlagen wurden, sondern in der Nacht vom 25. auf den 26. November die böhmische Hauptstadt Prag durch einen förmlichen Sturm einnahmen, ehe das jetzt unter dem Großherzog Franz langsam zum Entsatze anrückende österreichische Heer eintraf. Dazu kam dann noch die Nachricht von dem in der Nacht vom 5. zum 6. Dezember in Rußland auf gewaltsame Weise herbeigeführten Thronwechsel, der die Tochter Peters des Großen, Elisabeth, auf den Thron brachte und bei deren Hinneigung zu Frankreich die Lage für die Gegner Österreichs noch günstiger zu gestalten schien. Zehn Tage nach diesem Ereignis sagte sich Friedrich durch eine förmliche Mitteilung an Lord Hyndford von dem Kleinschnellendorfer Abkommen los, wobei ihm die Preisgebung des Geheimnisses wohl schon mehr als Vorwand wie als Ursache diente. Hyndford aber, der über dieses Verhalten Friedrichs in hohem Grade verstimmt war und es dem früher von ihm sehr bewunderten Könige niemals vergessen und vergeben konnte, berichtete entrüstet an seinen Hof: „Kurz, man kann mit diesem Könige nichts anfangen, solange seine Unternehmungen von solchem Erfolge begleitet sind.“

Daß diese Erfolge aber nur die seinigen waren, daß sie nicht auf seinem Bündnisse mit anderen Gegnern des Hauses Österreich beruhten, zeigte sich sehr bald. Die kriegerischen Erfolge seiner Verbündeten waren mit der Einnahme der böhmischen Hauptstadt, in der sich der bayrische Kurfürst alsbald zum Könige von Böhmen ausrufen und krönen ließ, erschöpft. Von da an wandte sich das Kriegsglück in Böhmen wie an der Donau alsbald zugunsten der Österreicher, die, von ihrer jugendlichen und

tatkräftigen Königin zu den rühmlichsten Anstrengungen angefeuert, eine erheblich größere Widerstandskraft entfalteten, als man in den Kreisen der Verbündeten Friedrichs angenommen hatte. Und nun fing es an, sich zu zeigen, welcher verhängnisvolle Fehler es gewesen war, daß Franzosen und Bayern den Rat des preußischen Königs, direkt gegen das damals unverteidigte Wien zu marschieren, nicht befolgt hatten. Dadurch wie durch das Kleinschnellendorfer Abkommen Friedrichs gewann Osterreich Zeit, Atem zu schöpfen und Kräfte zu sammeln. Die von den Ungarn „ihrem Könige“ Maria Theresia bewilligte „Insurrektion“ brachte eine große Anzahl, wenn auch zumeist irregulärer, Truppen zusammen, aus Italien wurde ein Teil der dortigen Regimente herangezogen und so neben dem in Böhmen stehenden Heere, dessen Oberbefehl nunmehr dem Schwager der Königin, Herzog Karl von Lothringen, übertragen wurde, ein zweites in Osterreich selbst zusammengezogen. Während nun das böhmische Heer sich in einer festen Stellung zwischen Deutschbrod, Budweis, Tabor und Pisek zwischen das in Prag stehende feindliche Heer und das in Osterreich zurückgelassene Korps Ségurs einschob und beide voneinander trennte, ging der zum Oberbefehlshaber des zweiten Heeres in Osterreich ernannte Feldmarschall Graf Rhevenhüller alsbald energisch zur Offensive über, die sich naturgemäß zunächst gegen das jetzt völlig isolierte und verhältnismäßig schwache Korps Ségurs wandte und dieses sehr schnell bis Linz zurückdrängte. Am 8. Januar nahmen Rhevenhüllers Vortruppen die Grenzfeste Schärding ein und marschierten in die bayrischen Stammlande des soeben zum Könige von Böhmen gekrönten Kurfürsten Karl Albert, der sich alsbald hilfesehend an den König von Preußen wenden mußte. Am 23. Januar kapitulierte Ségur in Linz, und

an demselben Tage, an welchem der neue böhmische König in Frankfurt a. M. unter dem Protektorate Friedrichs und Frankreichs die heißersehnte, aber für seine schwachen Schultern viel zu schwere Last der deutschen Kaiserkrone erlangte (24. Januar 1742), nahmen seine Feinde Passau ein; und während er wenige Wochen später bei Gelegenheit seiner Kaiserkrönung am Main die rauschendsten Festlichkeiten feierte, nahmen die Truppen Rhevenhüllers seine bayrische Hauptstadt in Besitz. Der König von Böhmen und Kaiser von Deutschland war bis auf wenige feste Plätze seines Stammlandes verlustig.

Konnte Friedrich, nachdem er einmal entschlossen war, sich von der Kleinschnellendorfer Abkunft loszusagen und bei seinen bisherigen Verbündeten auszuharren, einen Augenblick zögern, jenen Hilferufen des unter seinem überwiegenden Einflusse gewählten deutschen Kaisers Folge zu leisten? Augenblicklich erklärte er sich bereit, es zu tun, mehr zu tun, als Karl Albert erbeten hatte. Hatte der Kaiser nur darum gebeten, daß Schwerin, der inzwischen von Oberschlesien aus in Mähren eingerückt war, angewiesen werde, im Verein mit den Sachsen und einem Korps unter Polastron nach Jglau vorzudringen, um dem damals noch in Linz eingeschlossenen Korps Ségurs Entsatz zu bringen und dem Vordringen Rhevenhüllers ein Ziel zu setzen, so beschloß der König alsbald, diese Aufgabe einer kraftvollen Diversion gegen Mähren im größten Maßstabe selbst in die Hand zu nehmen. Aber eines verlangte er: daß das kombinierte Heer, welches diese Diversion nach Mähren ausführen sollte, unter seinem alleinigen Kommando stehe; „denn“, so schrieb er an den französischen Marschall Belleisle, „der König von Preußen muß das Kommando haben, wo immer er sich befindet.“ Um dies zu erreichen, beschloß er, von Berlin aus über Dresden

zur Armee zu gehen, um von dem sächsisch-polnischen Könige die Unterstellung der sächsischen Truppen unter sein Kommando zu erlangen. Mit Mühe gelang es ihm, dies Zugeständnis von dem indolenten, vergnügungssüchtigen Könige August zu erreichen, der selbst in diesem ernstesten Momente die mit Friedrich persönlich geführten Verhandlungen sofort abbrach, als ihm sein Minister Graf Brühl meldete, daß die Oper beginne. „Wären zehn Königreiche zu erobern gewesen, sie hätten ihn nicht zurückzuhalten vermögen,“ so äußerte sich Friedrich ingrimmig über dieses klägliche Verhalten des Monarchen, dem nach dem Teilungsvertrage das Königreich Mähren zufallen sollte, dessen gemeinsame Eroberung ihm Friedrich jetzt vorschlug.

Diese klägliche Haltung des Königs von Polen aber übertrug sich sofort auch auf die Führer der sächsischen Truppen, deren Kommando Friedrich für sein mährisches Unternehmen überlassen wurde. Kaum hatte er den Oberbefehl über sie und das französische Korps übernommen, so begannen die beständigen Schwierigkeiten, die ihm als dem souveränen Herrscher seines einheitlich und straff organisierten preußischen Heeres bisher unbekannt geblieben waren. Recht eigentlich hieran wie an der völligen Unfähigkeit des alten und verbrauchten französischen Marschalls Broglie, der eben jetzt an die Stelle des nach der Einnahme von Prag sehr zur Unzeit von dem Heerbefehl abberufenen tatkräftigen Marschalls Belleisle getreten war, ist das kühn und groß gedachte mährische Unternehmen Friedrichs in der Hauptsache gescheitert.

Freilich kamen noch eine Reihe anderer widriger Umstände hinzu. Vor allem war einer der Hauptzwecke des Vorstoßes nach Mähren, den der König sofort im Anschlusse an seinen Aufenthalt in Dresden unter beständigen

Gegenwirkungen der sächsischen und französischen Heerführer von Ende Januar an ins Werk setzte, von vornherein unerreichbar. Der Entsatz Ségurs war durch dessen Kapitulation bereits unmöglich geworden, als der König am 28. Januar 1742 in Olmütz eintraf. Immerhin blieb noch die andere wichtige Aufgabe, den in Bayern eingedrungenen Grafen Rhevenhüller von weiteren Erfolgen dort abzuhalten. Dieser Zweck wurde wenigstens teilweise erreicht, indem Rhevenhüller von dem durch das erneute Vordringen Friedrichs aufs äußerste erschrocken Wiener Hofe angewiesen wurde, einen erheblichen Teil seiner Truppen aus Bayern zur Deckung der österreichischen Erblande zurückzuschicken. Aber Friedrichs Absichten waren weiter gegangen: er hatte einen Stoß ins Herz der Feinde bezweckt, „wie ihn die Römer ausführten, als sie, um Hannibal aus Italien zu vertreiben, Afrika angriffen“. Als er am 14. Februar wirklich bis Iglau vorgerückt war und die dort aufgestellten Österreicher zu schleunigem Rückzuge nach Neuhaus veranlaßt hatte, stand er drei große Märsche näher an Wien, als die österreichische Hauptarmee; wenige Tage später rückte er bis Znaim an der Grenze von Niederösterreich vor; einzelne Korps seines Heeres überschritten die Grenze, und Zieten drang mit seinen Husaren bis in die unmittelbare Nähe Wiens vor und verursachte in der österreichischen Hauptstadt panischen Schrecken. Aber die Hauptsache, die Eroberung von Mähren selbst, ohne die ein energisches Vorgehen des preußischen Gesamtheeres nach Österreich aus Rücksichten der Verpflegung nicht möglich war, wollte nicht gelingen. Der Kommandant der Festung Brünn, der von der Verteidigung Reißes her berühmte Oberst Roth, leitete jetzt mit gleicher Energie die Verteidigung dieser mährischen Festung und bereitete dem preußischen Könige so große

Schwierigkeiten, daß er schließlich an dem Erfolge des Unternehmens verzweifelte, zumal die Franzosen das Polastronsche Korps abberiefen und den dringenden Wunsch aussprachen, auch das sächsische Heer mit dem ihrigen vereinigt zu sehen. Es geschah in der durch eine Scheinbewegung der österreichischen Armee hervorgerufenen Meinung, daß diese in ihrer Gesamtheit das französisch-bayrische Heer anzugreifen im Begriff stehe. Friedrich aber, der dieser Nachricht zwar nicht traute, sondern richtig vermutete, daß das österreichische Heer vielmehr gegen ihn selbst nach Mähren zu marschieren befehligt sei, benutzte doch jenen Wunsch der französischen Heeresleitung als erwünschten Vorwand, um sich aus dem immer hoffnungsloser gewordenen mährischen Unternehmen herauszuziehen. Schon am 11. Februar hatte er, verbittert über die Haltung der Sachsen und Franzosen, dem Kaiser geschrieben: „Ich habe hier die Feinde des Herrn v. Belleisle, die Sachsen und die Österreicher, zu bekämpfen. Und das ist viel Arbeit auf einmal.“ So gestattete er denn jetzt den Sachsen den Abzug, zog sich aber auch selbst mit seinem Heere aus Mähren nach Böhmen zurück, wo er in der Nähe von Kolin und Pardubitz größere Magazine zur Verfügung hatte. Er bezog dann in der Nähe von Chrudim ein Lager, nach welchem er von allen Seiten Verstärkungen heranzog, u. a. das Korps des Fürsten von Anhalt, um einem etwaigen Angriff der ihm nachrückenden österreichischen Hauptarmee gewachsen zu sein. Daß eine nochmalige Schlacht erforderlich war, um zu einem für ihn vorteilhaften Frieden mit Österreich zu gelangen, den er angesichts des mangelnden guten Willens und der militärischen Leistungsunfähigkeit seiner Verbündeten dringend wünschen mußte und über den er schon in Mähren mit mehreren österreichischen Unterhändlern verhandelt hatte, daran zweifelte

er keinen Augenblick. War doch von österreichischer Seite zwar Geneigtheit zu Abtretungen in Schlesien, zugleich aber aufs neue die Forderung ausgesprochen worden, daß Friedrich auf die Seite des Wiener Hofes übertreten, diesem gegen seine bisherigen Verbündeten mit bewaffneter Hand beistehen solle. Darauf unter keinen Umständen einzugehen, war er fest entschlossen und hatte daraus dem Wiener Hofe kein Hehl gemacht.

Diese ihm unannehmbare Bedingung fallen zu lassen war aber der Wiener Hof nach dem preußischen Rückzuge aus Mähren naturgemäß noch weniger geneigt, als zu jener Zeit, da der König durch sein mährisches Unternehmen Österreich und selbst die Hauptstadt Wien ernstlich bedroht hatte. Dies ergab sich alsbald aus den Verhandlungen, welche der Minister Podewils in Breslau im Auftrage des Königs mit dem jetzt wieder die Verhandlung für Österreich führenden Lord Hyndford angeknüpft hatte. Von dem Lager in Chrudim aus gingen die Kuriere nach Breslau eifrig hin und her. Friedrich war nach seinem mährischen Mißerfolge und nach der kläglichen Haltung seiner Verbündeten geneigter als je, auf einen Separatfrieden mit Österreich einzugehen. Hatte er in Mähren noch immer an der Idee eines allgemeinen Friedens festgehalten, in welchem er namentlich versuchen wollte, Böhmen für den Kaiser zu retten, so näherte er sich jetzt im Grundsätze dem Standpunkte des englischen Vermittlers, der im Sinne seiner heimischen Regierung vor allem bestrebt war, ihn von Frankreich zu trennen und zu einem Sonderfrieden mit Österreich zu veranlassen. Er war zu einem solchen um so mehr geneigt, als er im April durch den französischen Gesandten Valori von Friedensvorschlägen Wiens an den Kaiser hörte, die ihm die Besorgnis erweckten, der Kaiser oder Frankreich könne ihm

mit einem solchen Sonderfrieden zuvorkommen. Nur daran war er unter allen Umständen nach wie vor entschlossen festzuhalten, daß ihn seine Verständigung mit Oesterreich auf keinen Fall zu bewaffnetem Beistande gegen seine bisherigen Verbündeten verpflichten dürfe; im übrigen war er geneigt, sich mit einer allgemeinen Bestimmung über eine Abfindung seiner Verbündeten zu begnügen. Vor allem aber wünschte er sich selbst die Eroberungen zu sichern, die er, im Gegensatz zu der Lage seiner Verbündeten, bereits in Händen hatte. Und zwar gingen seine Wünsche in dieser Richtung jetzt weniger auf das ganze Schlesien, als auf Niederschlesien mit Glatz und einen diesen Erwerb abrundenden Teil von Böhmen, den Königgräzer Kreis mit Pardubitz. Auf dieser, je nach der Lage der allgemeinen Verhältnisse im einzelnen sich häufiger abwandelnden Grundlage sollte Podewils unterhandeln. Wieviel Friedrich jetzt an dem Abschluß dieser Verhandlungen gelegen war, sieht man am besten daraus, daß er für den Fall eines schnell zustande gebrachten Friedens Hyndford durch Podewils ein Geschenk von 10000 Talern anbieten ließ.

Im Punkte der Abtretungen war Maria Theresia jetzt im allgemeinen zu Zugeständnissen bereit, die sich auf der Grundlage der Kleinschnellendorfer Verabredungen bewegten; dagegen wollte sie auf die vom Könige gewünschte Abtretung eines Teiles von Böhmen, wie sie in den bestimmtesten Formen versicherte, in keinem Falle eingehen. Vor allem aber: sie bestand auf der Garantie ihres übrigen Länderbesizes und seine Verteidigung gegen die Franzosen durch Friedrich. Dieser Bescheid vom Wiener Hofe, der am 4. Mai in Breslau eintraf und dann an den König gelangte, erschien diesem nach wie vor unannehmbar und bestärkte ihn in der Überzeugung, daß er zu einem Frieden mit Oesterreich ohne die unerträgliche Be-

dingung einer bewaffneten Hilfeleistung gegen seine bisherigen Verbündeten nicht gelangen könne, ohne noch einmal einen Sieg davongetragen zu haben. „Da die Österreicher verblendet sind,“ so schreibt er nach Empfang des Wiener Bescheids am 11. Mai an Podewils, „muß man ihren Untergang beschleunigen; es scheint, daß dies ein Urteilspruch der Vorsehung ist, dem man sich nicht widersetzen kann.“ „Mit einem Wort,“ so fährt er fort, „mein Entschluß ist gefaßt, die Operationen mit aller möglichen Energie zu betreiben, um den Wiener Hof zu dem Punkte der Erniedrigung zu bringen, auf den er kommen muß.“ „Wir rücken am 13. ins Feld. Das ist die Wirkung der Unterhandlung.“ Sechs Tage später stand er als Sieger auf dem Schlachtfelde von Chotusitz.

Anfang Mai hatte der König die Nachricht erhalten, daß Herzog Karl von Lothringen mit dem österreichischen Hauptheere von Brünn aufgebrochen sei, um gegen Prag zu marschieren. Man glaubte im österreichischen Hauptquartier zunächst nicht daran, daß das preußische Heer sich ernstlich diesem Vormarsche widersetzen werde, da man es für viel schwächer hielt, als es nach der Heranziehung der Verstärkungen war. In Wien wünschte man, daß Herzog Karl die Reste des preußischen Heeres in die Grafschaft Glaz, die bereits ganz in preußischem Besitze war, zurückwerfe; dann meinte man der Notwendigkeit weiterer Zugeständnisse an Friedrich überhoben zu sein. Aus dieser Stimmung heraus war jener Bescheid an Lord Hyndford ergangen, der den König zu dem Entschlusse brachte, es unter allen Umständen auf noch eine Entscheidungsschlacht ankommen zu lassen. Friedrich verfügte, nachdem er sich mit dem Erbprinzen von Dessau und kurz darauf nach einer längeren, durch den alten Fürsten verursachten Verzögerung auch mit dem Korps

des letzteren vereinigt hatte, über 30 Bataillone und 60 Schwadronen, im ganzen etwa über 30000 Mann, mit denen er dem österreichischen Hauptheere, das etwa 34000 Mann zählte, durchaus gewachsen zu sein überzeugt war. Er war, wie seine Briefe aus dieser Zeit ergeben, voll fester Siegeszuversicht und traf alsbald nach dem Abbruch der Verhandlungen mit Hyndford mit aller Energie die Vorbereitungen zur Entscheidungsschlacht. Am 13. Mai rückte das preußische Heer, von allen Seiten aus seinen Quartieren heranziehend, auf die südlich von Chrudim gelegenen Höhen, wo es nur 3½ Meilen von dem österreichischen entfernt war, welches über Kuttenberg auf Kolin marschieren wollte, um die dortigen preußischen Magazine wegzunehmen. Friedrich selbst ging mit einem starken Avantgardekorps voraus und befahl dem unter dem Erbprinzen Leopold stehenden Korps, ihm nachzufolgen. Herzog Karl versäumte die Gelegenheit, sich zwischen die beiden preußischen Heersäulen zu werfen. Als Erbprinz Leopold dann gewahrte, daß er der ganzen österreichischen Armee gegenüberstehe, ließ er sofort Nachricht an den König gelangen, der dann schleunigst zur Hauptarmee zurückmarschierte und noch eben rechtzeitig in den frühen Morgenstunden des 17. Mai mit seinem Avantgardekorps in die bereits vom Erbprinzen gebildete Schlachtordnung in das zweite Treffen einrücken konnte. Er fand bereits gegebene Verhältnisse und die vom Erbprinzen entworfene Schlachtordnung vor. Unmittelbar nach seinem Eintreffen, kurz vor 8 Uhr morgens, begann die Schlacht. Ihr Verlauf war fast genau der umgekehrte wie bei Mollwitz und lieferte vor allem den Beweis, wieviel durch des Königs erzieherische Tätigkeit die preußische Kavallerie gelernt hatte. Sie war es, die auf dem rechten preußischen Flügel die Schlacht mit einer glänzenden Attade eröffnete, welche

ganz ähnlich ausging wie die Attade des linken österreichischen Flügels bei Mollwik. Die österreichische Kavallerie wurde zunächst völlig über den Haufen geworfen. Dann aber brach sich der Angriff an den Schwadronen des zweiten österreichischen Treffens; auch die nachrückenden Dragoner unter Graf Rothenburg vermochten eine eigentliche Entscheidung nicht zu bringen, obwohl sie bis zum österreichischen Fußvolk vordrangen. Der in ungeheuren Mengen aufgewirbelte Staub verhinderte jede klare Orientierung. Stundenlang wogte hier der Kampf hin und her; die preußische Kavallerie wurde einmal sogar bis Kuttenberg zurückgeworfen, aber im großen und ganzen hatte sie sich trefflich bewährt. Bei einem der Angriffe war des Königs Freund Rothenburg schwer verwundet worden.

Die eigentliche Entscheidung aber brachte der Kampf auf dem rechten österreichischen Flügel, der sich um das Dorf Chotusitz entspann, wohin die Österreicher die Hauptmacht ihrer Infanterie geworfen hatten. Nach langem Ringen war es hier den Österreichern gelungen, das hart umstrittene Dorf einzunehmen. Die preußische Infanterie leistete mannhaften Widerstand, kämpfte aber gegen eine allzu große Übermacht und entbehrte völlig der Deckung durch die Kavallerie. Diese hatte nämlich auch hier auf dem linken preußischen Flügel einen schneidigen Angriff gemacht, der sie bis in den Rücken der feindlichen Schlachtordnung geführt hatte. Von dort hatte sie sich durch das zweite Treffen der österreichischen Infanterie einen Weg gebahnt, der sie schließlich auf den entgegengesetzten rechten preußischen Flügel gelangen ließ. Inzwischen war die preußische Infanterie des linken Flügels in zunehmende Bedrängnis geraten. Nur noch die äußersten Häuser des Dorfes Chotusitz wurden von ihr verteidigt. Um sie endgültig zu vertreiben, steckten die Österreicher das Dorf in

Brand, vermochten nun aber infolge der furchtbaren, aus den brennenden Strohdächern sich entwickelnden Glut nicht weiter vorzudringen, so daß sie versuchten, seitwärts vom Dorfe an den Feind heranzugelangen. Heldenhaft setzten hier die preußischen Bataillone und einige Reiterhaufen, die sich wieder eingefunden hatten, von dem jungen Feldprediger Segebart angefeuert, den Widerstand fort. Anschaulich schildert Segebart in seinem Tagebuche die Situation, wie die feindlichen Kugeln „wie Müdenschwärme“ ihm um den Kopf sausten. Jedenfalls aber war die Lage des linken preußischen Flügels im höchsten Maße kritisch. In diesem entscheidenden Augenblicke ließ der König die noch fast unberührten 21 Bataillone des rechten Flügels eine Linkschwenkung ausführen, um dem bedrängten linken Flügel zu Hilfe zu kommen. Durch eine Bodenerhebung gedeckt, tauchten sie ganz plötzlich mit ihren Bataillonsgeschützen in Flanke und Rücken der noch im Kampfe um das Dorf begriffenen Österreicher auf. Es war um die Mittagsstunde, als diese Bewegung die Entscheidung brachte. Um der Gefahr völliger Umgehung auszuweichen, mußte sich Herzog Karl entschließen, seinen jetzt in der Front, in der Flanke und im Rücken zugleich angegriffenen Truppen den Befehl zum Rückzuge zu geben.

Wie ganz anders aber als bei Mollwitz konnte sich der König hier als Sieger fühlen. Er selbst hatte im kritischen Augenblicke die Entscheidung herbeigeführt. Indem er die Verdienste des Erbprinzen von Dessau, der die Schlacht eingeleitet hatte, durch seine auf dem Schlachtfelde erfolgte Ernennung zum Feldmarschall anerkannte, war er doch zugleich von freudigem Stolze erfüllt, daß diesmal er es gewesen war, der den Sieg entschieden hatte. „So ist denn dein Freund“, so schrieb er alsbald an Jordan, „zum zweitenmal in einem Zeitraum von 13 Mo-

naten Sieger. Wer hätte vor ein paar Jahren gesagt, daß der Jünger deiner Philosophie, Ciceronischer Rhetorik und Baylescher Dialektik auf dieser Welt die Rolle des Kriegers spielen würde? Wer hätte gesagt, daß die Vorsetzung sich einen Poeten erwählen würde, um das europäische System umzustürzen und die Berechnungen der Könige von Grund aus zu verrücken?"

Er täuschte sich nicht, wenn er der Schlacht entscheidende Folgen zuschrieb. Ja, diesmal war sein Minister Podewils noch siegesgewisser als er selbst und meinte, daß Osterreich nun auch ganz Böhmen werde abtreten müssen. Den König aber verließ auch in der Siegesfreude keinen Augenblick die ruhige Erwägung der Sachlage. Er war auch jetzt bereit, unter den vor der Schlacht Hyndsford kundgegebenen Bedingungen Frieden abzuschließen, zumal die Franzosen nach einem vorübergehenden Aufblühen der durch seinen Sieg entfachten Energie, das zu dem siegreichen Treffen von Sahay führte, alsbald wieder in ihre schlaffe Kriegsführung zurückverfielen und in schmachlicher Flucht vor den Osterreichern bis unter die Mauern von Prag zurückgingen. Solchen Verbündeten das von ihm Errungene aufzuopfern, nach wie vor des Krieges Last allein zu tragen, dazu hielt sich Friedrich in keiner Weise für verpflichtet. Die Bedingungen, die er in seinem Bündnisse mit Frankreich eingegangen war und deren vornehmste in dem Verzicht auf seine Jülich-Bergischen Ansprüche bestand, war er einzuhalten entschlossen. Eine moralische Verpflichtung zu übernehmen, über die formalen Abmachungen hinaus auf Frankreichs Seite auszuharren und dadurch seine eigenen Eroberungen in Frage zu stellen, war er nicht gewillt, so sehr er namentlich das Schicksal des unter seiner Mitwirkung gewählten unglücklichen Kaisers Karls VII. bedauern mochte. Er glaubte um so mehr freie Hand Oster-

reich gegenüber zu haben, als er Frankreich beständig in Verdacht hatte, seinerseits mit dem Wiener Hofe über den Frieden zu verhandeln, und aus der ganzen Kriegsführung der Franzosen ersah, wie wenig sie zu ernstlichen Anstrengungen geneigt waren. In den an Podewils erteilten Weisungen, die nach dem Eintreffen der immer ungünstiger werdenden Nachrichten über die Mißerfolge der französischen Heeresführung immer dringender wurden und je nach dem Eintreffen dieser Nachrichten oft von einem Tage zum andern wechselten, hielt er zunächst noch an der Forderung der Abtretung des Königgräzer Kreises mit Pardubitz fest; schließlich aber zeigte er sich zur Nachgiebigkeit geneigt und bereit, dafür Oberschlesien, dessen Abtretung von Österreich angeboten wurde, anzunehmen. Ja, es gab einen Moment, in welchem er sich für den äußersten Fall mit Niederschlesien und der Grafschaft Glatz zufrieden geben wollte, sofern der Friede nur schnell zustande komme. Aber ehe diese Weisung (vom 9. Juni) in Podewils' Händen war, hatte dieser schon mit Hyndford den vom Könige innerhalb 24 Stunden anbefohlenen Abschluß der Präliminarien mit Österreich in Breslau erreicht, nach welchen Österreich unter Verzichtleistung auf den früher stets verlangten bewaffneten Beistand Friedrichs gegen seine bisherigen Verbündeten ganz Schlesien mit Glatz mit Ausnahme von Teschen, Troppau und des Teils von Oberschlesien jenseits der Oppa und der hohen Gebirge mit voller Souveränität und Unabhängigkeit an Preußen abtrat, gegen die einzige wesentliche Verpflichtung, daß der status quo der Religion „unbeschadet der Gewissensfreiheit der Protestanten und der Rechte des Souveräns“ erhalten bleiben und Friedrich einen Teil der auf Schlesien hypothekierten Schulden, namentlich die englische Anleihe von 1734/35, bezahlen sollte. Der endgültige Friede sollte in spätestens vier

Wochen abgeschlossen werden. Zwar kam es dann infolge der Unklarheit in der Bezeichnung der Grenzen Oberschlesiens noch zu mancherlei ernstern Meinungsverschiedenheiten hierüber und über das Maß der zu übernehmenden Schulden. Einen Augenblick konnte es noch einmal scheinen, als ob an diesen Differenzen das Friedenswerk scheitern könne. Der König, der sich vom Feldlager aus nach der schlesischen Hauptstadt begeben hatte, reiste schließlich nach Berlin ab, ehe eine endgültige Einigung erzielt war. Dort aber erfolgte dann am 26. Juli der alsbald auch von Österreich angenommene endgültige Abschluß. Am 12. August konnten die Ratifikationen des Friedens unterzeichnet werden, der Friedrichs Staaten um ein volles Drittel des bisherigen Umfanges, um 650 Quadratmeilen und 1200000 Einwohner, vergrößerte, den preußischen Staat in die Reihe der europäischen Großmächte einführte, aus dem Rahmen eines Kurfürstentums heraushob und zu einer Österreich ebenbürtigen Macht in Deutschland erhob. Der Dualismus zwischen Preußen und Österreich, der hinfort über ein Jahrhundert die deutschen Geschicke bestimmen sollte, war klar zutage getreten, die Frage der Zukunft gestellt.

Wohl waren die Franzosen aufs äußerste bestürzt über den „Abfall“ Friedrichs von dem Bündnis vom 5. Juni 1741. Mit beißender Ironie schildert Friedrich seinem Minister die Grimassen, welche der französische Gesandte Valori geschnitten habe, als er ihm die Nachricht vom Abschlusse des Friedens mitteilte. Belleisle, der Bruder des Marschalls, fiel in Ohnmacht, als er die schreckliche Botschaft erfuhr, und der preußische Gesandte in Paris schrieb an den König: „Die Wut gegen Euer Majestät ist hier maßlos; man ergießt sich in Äußerungen, die ich ohne ausdrücklichen Befehl nicht mitzuteilen wage.“ Aber die

Franzosen gaben dem Könige die Waffen zur Verteidigung seines Verhaltens selbst in die Hand. Der französische leitende Minister, Kardinal Fleury, der Belleisle sofort anwies, Frieden um jeden Preis zu schließen, wälzte in einem unwürdig schmeichlerischen Schreiben an den alten Grafen Königsegg, mit dem Belleisle verhandelte, alle Schuld an dem Kriege, der ihm förmlich wider Willen aufgezwungen worden sei, auf Belleisle ab und bezeichnete den Bund mit Preußen als eine ihm aufgedrungene Angriffspolitik. Dieser Brief, den man schadenfroherweise österreichischerseits in den Zeitungen veröffentlichte, wurde alsbald auch von Friedrich sehr geschickt benutzt. In einem Briefe an Fleury vom 12. September, in welchem er sein Verhalten rechtfertigte, schrieb er ihm: „Kann man mich dafür verantwortlich machen, daß der Marschall Broglie kein Turenne ist? Ich kann nicht aus einer Nachteule einen Adler machen. Darf man mich anklagen, daß ich mich nicht zwanzigmal für die Franzosen schlage? Es wäre eine Penelopearbeit gewesen; denn es war Herrn v. Broglie vorbehalten, das zu zerstören, was andere aufgebaut haben. . . . Mit einem Worte: Darf man mich anklagen und war es denn ein so großes Unrecht, daß ich mich aus einer Allianz zurückzog, von welcher der Leiter Frankreichs eingesteht, daß er sie mit Bedauern geschlossen habe?“

Sehr empfindlich über die Vorwürfe, die namentlich von französischer Seite gegen seine angebliche Tätigkeit erhoben wurden, verfaßte Friedrich eine eigene sehr scharfe Rechtfertigungsschrift, von deren Veröffentlichung er mit Mühe von Podewils abgehalten wurde. Die Franzosen aber fanden sich schließlich in die Lage und waren noch froh, als Friedrich auf das bestimmteste versicherte, sich auf keinen Fall an dem Kampfe gegen sie zu beteiligen, und den im Bunde vom 5. Juni 1741 ausgesprochenen Verzicht auf

Jülich-Berg treulich aufrecht erhielt und ausdrücklich bestätigte.

Seine Untertanen aber begrüßten den siegreich heimkehrenden König, der ihrem so lange gering geschätzten Staate Ansehen, Ruhm und Macht errungen hatte, mit hellem Jubel.



Viertes Kapitel

Zwei Jahre friedlicher Ruhe und Arbeit

Es hätte der innersten Natur Friedrichs widersprochen, auf den errungenen Lorbeeren auszuruhen. Indem er dem weiteren Fortgange des Krieges, an dem er tätigen Anteil zu nehmen aufgehört hatte, mit gespanntester Aufmerksamkeit folgte, widmete er sich zugleich mit Umsicht und Eifer den ihm eben aus dem siegreich beendeten Kriege erwachsenen neuen großen Aufgaben, namentlich der endgültigen Organisation der schönen Provinz, die er seinem Staate erworben hatte. Eifrig und sorgsam wurden die Grundlagen weiter ausgebaut, die er schon während des Krieges gelegt hatte. Die ganze Provinz, die sehr bald trotz mancher Schwierigkeiten des Übergangszustandes den Segen der gerechten und geordneten preußischen Verwaltung und der unermüdlichen Fürsorge des Königs empfand, wurde nun auf preußischem Fuß eingerichtet. Die Selbständigkeit der alten Stände und der städtischen Ratsverfassungen war und blieb gebrochen, ohne daß die Masse der Bevölkerung deren verrotteter Privilegienwirtschaft viele Tränen nachgeweiht hätte. An die Stelle der Landesältesten traten in den einzelnen Kreisen vom Könige eingesetzte Landräte, welche er aus den im Kreise selbst ansehnlichen Ritterbürtigen zu entnehmen versprach.

Schwerer wurde anfangs die mit der Einführung der Kantonverfassung verbundene Rekrutenaushebung, so milde sie auch zunächst gehandhabt wurde, empfunden, und es fehlte nicht an zahlreichen Auswanderungen der Kantonpflichtigen. Um so segensreicher wirkte die streng und gewissenhaft durchgeführte Toleranz auf religiösem Gebiete, deren Segen vor allem die seit Jahrhunderten unterdrückten und geplagten Protestanten empfanden. Bis zum Ende des Jahres 1742 waren für sie an 200 neue Stätten der Gottesverehrung begründet. An Stelle der erzwungenen Übertritte zum Katholizismus, die unter österreichischer Herrschaft massenhaft erfolgt waren, trat jetzt eine durch keinen Zwang beeinflusste entgegengesetzte Entwidlung. Im Laufe von zwei Jahren traten 6000 Katholiken zum Protestantismus über.

Da aber auch die katholische Religion sich nicht zwar mehr der bisherigen Bevorzugung, wohl aber der unbedingtsten Duldung und vollen Anerkennung ihrer Rechte erfreute und so die in diesen Kreisen gehegten Befürchtungen sich nicht bewahrheiteten, so wurde hier mit verständnisvoller Unterstützung des Breslauer Bischofs, Kardinals Sinzendorf, verhältnismäßig schnell ein friedlicheres Verhältnis erreicht, als es unter dem streng katholischen österreichischen Regimente bestanden hatte. Aus evangelischen und katholischen Mitgliedern gemischte Konsistorien wurden der zutreffende Ausdruck dieser neuen Ordnung der Dinge. Ausdrücklich erklärte der König, daß er allen seinen schlesischen Untertanen, von welcher Religion sie seien, eine ganz unbeschränkte Gewissensfreiheit gönne. Im übrigen wurden, soweit es die Bedürfnisse einer stramm und gerecht durchgeführten Verwaltung, für welche Justizkollegien und Kriegs- und Domänenkammern in Breslau und Glogau begründet wurden, die mit Ausnahme je eines

Mitgliedes aus Schlesiern bestanden, irgend gestatteten, die Eigentümlichkeiten und Besonderheiten der heimischen Tradition nach Möglichkeit geschont. Deshalb verzichtete Friedrich auch darauf, die neue Provinz dem Generaldirektorium zu unterstellen, setzte vielmehr einen eigenen Provinzialminister für sie ein und übertrug dieses wichtige Amt dem Geheimen Rat Ludwig Wilhelm v. Münchow, der zugleich Präsident der beiden Domänenkammern war. Er war der Sohn jenes Kammerpräsidenten von Küstrin, der sich Friedrich in seiner Kronprinzenzeit so sehr zu Dank verpflichtet hatte.

Die rein wirtschaftliche Entwicklung in Handel und Verkehr erlitt natürlich zunächst durch die Losreißung von dem bisherigen staatlichen Zusammenhange mancherlei Einbuße und hatte einige Schwierigkeiten zu überwinden. Aber diese wurden durch die neuen Verbindungen, die sich namentlich dem Oberhandel stromabwärts nach den Marken hin eröffneten, ziemlich schnell überwunden. Sehr bald zeigte sich auch hier die Wirkung einer zwar in mancher Hinsicht strengeren, aber auch unvergleichlich viel sorgfältigeren, umsichtigeren und energischeren Verwaltung. Die Leinweberei und die Leinwandausfuhr, die für die wirtschaftliche Entwicklung der Provinz von so großer Bedeutung war, hob sich sehr bald zusehends. Der Wert der letzteren stieg von 1740 bis 1752 von 3 auf 4½ Millionen Taler. Außerdem wendete der König der Hebung der Montanindustrie der an Mineralschätzen, namentlich an Kohlen, reichen Provinz große Aufmerksamkeit zu. Die Gründung der großen Eisenwerke von Malapane und Kreuzburgerhütte weckte und förderte eine gesteigerte Tätigkeit auf diesen Gebieten.

Es waren im wesentlichen die Verwaltungsgrundsätze seines Vaters und die Lehren, die er unter dessen strenger

Schule in Küstrin von dem Kammerdirektor Hille in fleißiger Arbeit und Selbstzucht in sich aufgenommen hatte, die er so auf die neuerworbene Provinz anwandte. Es war nur natürlich, daß diese Grundsätze und Lehren erst recht bei der Regierung der alten Provinzen bestimmend für ihn waren. Nichts erschien ihm hier zu klein, als daß er sich nicht schriftlich oder bei seinen beständigen Reisen durch die Provinzen persönlich darüber unterrichtet, anregend und anweisend, zuweilen ernst befehlend und nicht selten drohend eingegriffen hätte. Wo er Mißstände oder Unterlassungen zu entdecken glaubte, forderte er alsbald erschöpfende und doch möglichst kurze und präzise Berichte vom Generaldirektorium oder den einzelnen Kriegs- und Domänenkammern. In der landwirtschaftlichen Verwaltung war er namentlich eifrig bemüht, allen Bedrückungen und unnötigen Schikanierungen der Bauern durch die Domänenpächter nachdrücklich entgegenzutreten. Er wurde dabei nicht müde, den Behörden gegenüber zu betonen, daß die Rücksicht auf die Höhe der zu erzielenden Pachten auf keinen Fall zur Duldung derartiger Übergriffe veranlassen dürfe. Der Hebung der allgemeinen Landeskultur wurde auch sonst unausgesetzte Sorgfalt gewidmet. Leitender Grundsatz war dabei der Gedanke, daß vor allem verhindert werden müsse, daß Geld ins Ausland für Erzeugnisse gehe, die auch im Inlande hergestellt werden könnten. Als er in Pommern wie im Magdeburgischen bemerkte, daß dort kein Hopfen gezogen werde, sondern die Brauereien ihren Bedarf daran aus dem Auslande deckten, ergehen alsbald Weisungen an die Kammern und Amtleute, daß sie für Anlage von Hopfengärten zu sorgen hätten, damit die Brauereien ihr Geld für Hopfen im Lande ausgaben. Der steigende Bedarf an Wolle, der namentlich durch die großen Lieferungen für das Heer

bedingt wurde, veranlaßt den König, auf die Vermehrung der Schäfereien zu dringen. Und schon ist er auch in den kurzen Friedensjahren, die ihm für jetzt beschieden waren, auf die weitere Ausdehnung der Landeskultur durch Urbarmachung neuen Landes, z. B. auf die Melioration von Bruchländereien bei Stettin, ferner auf die Besetzung wüst gewordener Höfe und auf die Heranziehung neuer Kolonisten eifrig bedacht: es sind die ersten Ansätze seiner später so fruchtbar gewordenen umfassenden und großartigen Kolonisierungsarbeit. Wie für die landwirtschaftliche Kultur, so sorgt er auch für den besseren Ausbau der Verkehrswege und Wasserstraßen. Der Bau des Plauenschen Kanals, der die Havel bei ihrem Ausfluß aus dem Plauenschen See mit der Elbe bei Parem verbindet, fällt in diese kurze Friedenszeit.

Wandelte er in dieser Fürsorge für die materielle und wirtschaftliche Wohlfahrt seines Staates durchaus in den Bahnen seines Vaters, so war er doch darum keineswegs geneigt, auf die schöngeistig-wissenschaftlichen Bestrebungen zu verzichten, die ihn dereinst in Gegensatz zu dessen nüchterner Natur gebracht hatten. Wie er mitten im Kriegslärm des Lagers in Strehlen, Selowitz und Chrudim doch immer noch Zeit zu brieflichem Verkehr mit seinen literarischen Freunden gefunden hatte, so blieb er auch nach dem Friedensschlusse eifrig bestrebt, den festen, gedrungenen Körper seines krasterfüllten Staates mit dem höheren Leben geistiger Kultur zu erfüllen. Kunst und Wissenschaft wurden dabei in gleicher Weise gepflegt. Unmittelbar nach dem Frieden gelang ihm der Ankauf einer großen Antikensammlung aus dem Nachlasse des Kardinals Bobignac, für die er trotz seiner sonstigen Sparsamkeit die beträchtliche Summe von 36000 Talern bezahlte. Die dafür erworbenen ungefähr 300 Marmor-

werke wurden alsbald zur Ausschmückung seines durch seinen Freund Knobelsdorff weiter ausgebauten und erweiterten Schlosses zu Charlottenburg verwandt. Derselbe Baumeister wurde mit der schönen Aufgabe der Erbauung eines neuen Opernhauses betraut, welches, im Dezember 1742 eröffnet, die Bewunderung der fremden und einheimischen Besucher erregte. Bei aller intensiven politischen Arbeit brach so doch immer wieder jene künstlerisch-wissenschaftliche Grundstimmung hindurch, die ihn mitten im Kriege von dem Phantom kriegerischen Ruhmes sprechen und einem seiner Freunde bekennen ließ, daß er im Grunde für Kunst und Wissenschaft geboren sei. Den Verkehr mit den literarischen Freunden nahm er daher auch in dieser Friedenszeit mit verdoppelter Freude wieder auf. Unter seiner Anregung und Förderung bildete eine Anzahl der geistvollsten dieser Freunde, Knobelsdorff, Kenserlingk, Stille, Duhan u. a., eine literarische Gesellschaft, der auch einige der führenden Staatsmänner und Offiziere beitraten. Mit der alten Akademie der Wissenschaften verschmolzen, bildete sie alsdann den Mittelpunkt des geistigen Lebens in Berlin, und Friedrich blieb unablässig bemüht, für diese neubegründete Akademie hervorragende geistige Kräfte zu gewinnen. Zwar war ihr französischer Präsident Maupertuis in der Verwirrung der Mollwitzer Schlacht in die Gefangenschaft der Gegner geraten und noch nicht wieder nach Berlin zurückgekehrt; dafür gelang es, den großen Mathematiker Euler aus Petersburg zu gewinnen. Am Geburtstage des Königs, 24. Januar 1744, konnte die neue Akademie, deren frühere im königlichen Marstall gelegene Räume mit diesem 1742 niedergebrannt waren, in dem ihr eingeräumten Saale des königlichen Schlosses feierlich wieder eröffnet werden. Der König selbst aber nahm auch aktiv an diesen wissenschaftlichen Bestrebungen

teil. Schon im Herbst des Jahres 1742, wenige Monate nach dem Friedensschlusse, begann er mit der ersten Ausarbeitung seiner historischen Memoiren über den letzten Krieg, für welche er nicht bloß seine persönlichen Anschauungen und Erinnerungen verwertete, sondern mit eindringendem Verständnis und sachkundigem Scharfblick auch die Akten und Urkunden des staatlichen Archivs benutzte und so in seiner von bewundernswerter Objektivität erfüllten Darstellung den Beweis erbrachte, daß er nicht nur Geschichte zu machen, sondern auch Geschichte zu schreiben aus dem Grunde verstehe.

Nur die staunenswerte Arbeitskraft des von den frühesten Morgenstunden bis zum späten Abend unermüdetlich tätigen Königs, seine bewundernswerte Zeiteinteilung, die jede Stunde des Tages auszunutzen verstand, macht es begreiflich, daß Friedrich bei seiner überall, auch in die kleinsten Einzelheiten, eingreifenden Regententätigkeit die Möglichkeit gewann, in dieser Weise auch seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen sich zu widmen. Jener schöne Ausspruch, den er dereinst bei seinem Regierungsantritte in seinen Versen an Voltaire ausgesprochen hatte: „Mein höchster Gott ist meine Pflicht“, er blieb ihm in Friedens- wie in Kriegszeiten der Leitstern seines Lebens.

Unter den Pflichten seines Herrscherberufs aber erschien ihm, unabhängig von seinen persönlichen Neigungen und Bedürfnissen, eine der vornehmsten die Erhaltung und Pflege der festesten Säule seines Staates: seines Heeres, dessen vom Vater begründete innere Kraft soeben die äußere Feuerprobe so glänzend bestanden hatte, dessen er vor allem nach wie vor unbedingt bedurfte, um diesem Staate die eben mühsam errungene Stellung zu bewahren. Daß das gegenüber der Eifersucht der großen Mächte

nicht leicht sein werde, daß es großer Mäßigung und doch zugleich der Anspannung aller Kräfte bedürfen werde, um diese Mächte an den so völlig veränderten Zustand zu gewöhnen, ja daß ihm nur durch die Erhaltung des Respektes vor der gesammelten Kraft seines emporstrebenden Staates die Erhaltung seiner eben errungenen neuen Provinz gelingen könne, darüber hat er sich keinen Augenblick einer Täuschung hingegeben. Wußte er doch, daß seine stolze Gegnerin nur unter dem Zwange und Druck der Verhältnisse sich zur Abtretung ihrer geliebten Provinz Schlesien entschlossen hatte; hatte er doch allen Grund, anzunehmen, daß sie jede Gelegenheit benutzen werde, zurückzunehmen, was sie blutenden Herzens dahingegeben hatte. In dieser Erkenntnis hatte er an seinen treuen Minister Podewils die bezeichnenden Worte geschrieben: „Was die Sicherstellung unseres neuen Besitzes anbelangt, so gründe ich sie auf eine gute und zahlreiche Armee, einen vollen Schatz, furchtgebietende Festungen und Paradeallianzen, die wenigstens der Welt imponieren.“ Nach diesen Worten handelte er, handelte er um so mehr, je mehr ihn der Fortgang des österreichischen Erbfolgekrieges nach seinem Ausscheiden aus der Reihe der kriegführenden Mächte die Gefahr, in der er auch nach dem Frieden schwebte, erkennen ließ.

Vor allem galt es, die neuerworbene Provinz gegen einen etwaigen Angriff sicherzustellen, der um so mehr zu befürchten war, als bei der Grenzregulierung nach dem Frieden alle wichtigen Gebirgseingänge nach Schlesien mit den Fürstentümern Teschen, Troppau und Jägerndorf im Besitze Österreichs geblieben waren. Daher mußten vor allem die schlesischen Festungen, deren mangelhafte Beschaffenheit der letzte Krieg deutlich genug gezeigt hatte, stark und widerstandsfähig gemacht werden. Ganz be-

sondere Sorgfalt wurde dabei auf Reize verwandt, dessen Wichtigkeit für die Dedung der Gebirgspässe so oft zutage getreten war. Mit Hilfe seines tüchtigen Ingenieuroffiziers, des Generalmajors Wallrave, wurde hier alsbald kräftig Hand angelegt. Ebenso wurden die Befestigungen von Glaz weiter ausgebildet, zur Dedung von Oberschlesien in Cosel neue Befestigungswerke angelegt. Hand in Hand damit gingen unablässige Bemühungen für die immer höhere Steigerung der Ausbildung des Heeres selbst. Mehrere der grundlegenden Instruktionen für die Kavallerie sind eben in diesen beiden Friedensjahren entstanden. Sie sind der systematische theoretische Niederschlag der praktischen, nach der Schlacht bei Mollwitz geleisteten Arbeit. Im Mittelpunkte steht der leitende Gedanke, daß die Hauptaufgabe der Reiterei neben dem Aufklärungsdienste in der schneidigen Attade liege. Unter Androhung schimpflicher Strafen wird daher ganz allgemein der Befehl an die Spitze gestellt, daß die Kavallerie niemals den feindlichen Angriff abzuwarten, sondern stets ihrerseits anzugreifen habe. Und der König verstand es, als oberster Leiter der militärischen Übungen, die Durchführung seiner theoretischen Anordnungen praktisch nachdrücklich zu überwachen. Unermüdlich inspizierte er die einzelnen Truppengattungen in den Provinzen, die er auf seinen Reisen berührte. Während ihm die Landräte der einzelnen Kreise Bericht über die ökonomisch-wirtschaftlichen Verhältnisse zu erstatten hatten, überzeugte er sich selbst mit scharfem Blicke für das Große wie für die unscheinbarsten Kleinigkeiten von dem Zustande der einzelnen Teile seiner Armee, die er außerdem im Frühjahr 1743 um 18000 Mann verstärkte. Neben den Übungen und Revuen der einzelnen Truppengattungen, bei denen er 1743 nicht weniger als 85 Bataillone und 153 Schwadronen be-

sichtigte, wurden zum ersten Male 1743 auch kombinierte Manöver aller Gattungen veranstaltet. Gleiche Sorgfalt widmete der König der Ausbildung der Artillerie. In Breslau wurde nach dem Muster des Berliner ein Gießhaus errichtet, welches die erforderlichen neuen Geschütze lieferte.

Alle diese kriegerischen Rüstungen aber unternahm Friedrich nicht etwa in der Absicht, den mit der Königin von Ungarn geschlossenen Frieden bei der ersten Gelegenheit seinerseits zu brechen, sondern im Gegenteil, um den Frieden, den er aufrichtig wünschte, zu sichern und den diplomatischen Verhandlungen, durch die er zunächst ausschließlich auf den Fortgang des österreichischen Erbfolgekrieges einzuwirken strebte, den nötigen Rückhalt der Macht zu geben. Denn „Unterhandlungen“, so äußerte er einmal, „ohne Waffen machen ebensowenig Eindruck als Noten ohne Instrumente.“

Zu einer solchen Einwirkung durch Unterhandlungen aber sah sich Friedrich in immer steigendem Maße veranlaßt, je größere Erfolge die Königin von Ungarn nach seinem Rücktritt aus dem Kriege gegenüber seinen bisherigen Verbündeten errang. Wie hatte sich doch das Kriegsglück so völlig gewandelt, seitdem dereinst im Herbst 1741 die österreichische Macht dicht am Rande des Verderbens gestanden, die Königin verzweifelt und doch unerschüttert in ihrem heldenmütigen Widerstande ihr ungarisches Volk zur Rettung des gemeinsamen Vaterlandes aufgeboden hatte! Wenige Monate nach Friedrichs Friedensschlusse war jetzt Böhmen, mit einziger Ausnahme von Eger, von den Bayern und Franzosen völlig aufgegeben. Nur mit äußerster Mühe und ungeheuren Opfern war es der durch die Zerwürfnisse mit dem Marschall Broglie nur zu oft gelähmten Tatkraft Belleisles gelungen, die

Trümmer des in Prag eingeschlossenen Heeres nach Eger zu retten (Dezember 1742). Das böhmische Königtum zerrann wie ein Nebelbild vor den Augen des schwachen Schattenkaisers. Immerhin war es durch die bisherige Konzentration der kriegerischen Vorgänge in Böhmen bisher noch gelungen, außer Eger die Oberpfalz und einen großen Teil der bayrischen Erblande des Kaisers zu behaupten, so daß die Verteilung des Länderbesitzes zwischen Österreich und Bayern jetzt ungefähr die gleiche war wie vor Ausbruch des Krieges. Konnte es nicht gelingen, auf Grundlage dieser Lage der Dinge dem unglücklichen Kaiser noch einen erträglichen Frieden von der Königin von Ungarn zu erwirken? Unermeßlicher Schaden und Verlust an Menschenleben wären dem Vaterlande erspart geblieben. In der Tat war Friedrichs aufrichtiges Bemühen während des Jahres 1742/43 unablässig auf dieses Ziel gerichtet. Allein es scheiterte, wie vorher die französischen Friedensanerbietungen, an der Standhaftigkeit Maria Theresias, welche für ihre schlesischen Verluste Entschädigungen in den bayrischen Erblanden des von ihr nie als rechtmäßig anerkannten Kaisers forderte, und — an der elenden Kriegsführung der jetzt wieder von dem völlig unfähigen Marschall Broglie geleiteten kombinierten bayrisch-französischen Armee. Der Feldzug von 1743 brachte nichts als neue Niederlagen. Allen Bitten und Ermahnungen des Kaisers entgegen, der auf kurze Zeit in sein bayrisches Stammland und seine Hauptstadt München zurückkehren konnte, verharrte Broglie gegenüber den nach der Rückeroberung Böhmens von allen Seiten heranrückenden österreichischen Heeren in einer unhaltbaren, unmäßig langen Verteidigungsstellung, welche sich von Braunau am Inn bis nach Dingolfing an der Isar erstreckte. Abteilung nach Abteilung wurde von den Österreichern einzeln geschlagen,

Punkt für Punkt aufgegeben, kaum irgendwo ernstlicher Widerstand geleistet. In schimpflicher Flucht wich Broglie mit seinen französischen Truppen bis an den Rhein zurück, obwohl ein unter dem Herzoge von Noailles neu aufgestelltes französisches Heer ihm ansehnliche Verstärkungen zusandte. Bayern ging aufs neue an die Österreicher verloren; der heimatlose und auch von Geldmitteln völlig entblöhte Kaiser fristete als Gast verschiedener Reichsstädte ein trauriges Dasein. Sein Feldherr Graf Scedendorff aber, der aus österreichischem, mit Undank gelohntem Dienste zu ihm übergetreten war, mußte sich endlich von den bis an und über den Rhein zurückweichenden Franzosen trennen und sich noch glücklich schätzen, von dem österreichischen Gegner Rhevenhüller in der später von Maria Theresia nicht anerkannten Konvention von Kleinschönfeld vom 27. Juni die Neutralität der von ihm kommandierten Armee bewilligt zu erhalten.

Aber des Unglücks für den jetzt wieder nach der Krönungsstadt Frankfurt zurückkehrenden und dort oft offenem Spott und Hohn ausgesetzten Kaiser war noch nicht genug. Der König von England, der bisher die Königin Maria Theresia nur durch Subsidienzahlungen unterstützt hatte, erschien jetzt, nachdem er im Dezember 1742 auch die Niederlande zur aktiven Teilnahme am Kriege vermocht hatte, selbst als Retter Maria Theresias an der Spitze eines aus Engländern, Hannoveranern und Hessen gebildeten Heeres, dem er den Namen der „pragmatischen Armee“ gab, im Felde. Das unglückliche und hilflose Deutsche Reich, das in der Mehrheit seiner Stände in diesem Kriege in der Neutralität verharrte und trotzdem dessen Lasten tragen mußte, sah jetzt neben den französischen Hilfstruppen des Kaisers trotz der nachdrücklichen Warnungen König Friedrichs ein englisches Hilfsheer seiner

Gegnerin in das Reichsgebiet einrücken. Das ganze Elend, in welchem sich die alte verrottete Reichsverfassung befand, tritt in nichts deutlicher zutage als in der Tatsache, daß eines der Glieder des Reiches, Hessen-Kassel, ein Kontingent zur Armee des Kaisers, ein anderes zu der sie bekämpfenden pragmatischen Armee gestellt hatte. An demselben Tage aber, an welchem in Bayern die einzige eigene Armee des Kaisers sich für neutral erklären ließ und dadurch außer Gefechtslinie trat, errang die pragmatische Armee unter König Georgs Leitung trotz völlig kopfloser Führung einen nur durch noch größere Fehler der französischen Heeresleitung herbeigeführten vollständigen Sieg über die von Noailles geführte französische Armee bei Dettingen am Main. Der in Frankfurt residierende Kaiser aber mußte von dem geschlagenen französischen Marschall zur notdürftigen Bestreitung seines Lebensunterhaltes ein Almosendarlehen von 40000 Talern annehmen!

Noch tiefer konnte die Würde des Reichsoberhauptes kaum herabgewürdigt werden. Der gänzlich gedemütigte Kaiser war jetzt bereit, unter Verzicht auf jede bisher angestrebte Erweiterung seines Gebietes aus der österreichischen Erbschaft nur gegen Rückgabe seiner bayrischen Erblande Frieden zu schließen. Auf dieser Grundlage war der König von England und sein neuer Minister Carteret geneigt, die Friedensvermittlung in die Hand zu nehmen, da England unmöglich an der Vernichtung des Kaisers, sondern nur an einer entschiedenen Kriegführung gegen Frankreich gelegen sein konnte. Schon hatte man sich in den Verhandlungen zu Hanau, zu denen auch Friedrich einen Abgesandten in der Person seines Jugendfreundes v. Findenstein entsandt hatte, über die Grundlagen des Friedens geeinigt, da scheiterte in der letzten Stunde alles

an den Gegenwirkungen der englischen Minister und Parlamentarier.

Konnte und durfte aber Friedrich dieser Entwidlung der Dinge ruhig weiter mit zuschauen? Durfte er der immer größeren Herabwürdigung des unter seiner hervorragenden Mitwirkung gewählten Reichsoberhauptes untätig gegenüberstehen? Wohl hatte er in seiner klaren Erkenntnis der realen Mächte des politischen Lebens keinerlei Vorliebe für das immer mehr in völlige Agonie verfallende Deutsche Reich, lebte und webte vielmehr vor allem in den Interessen seines eigenen preußischen Staates. Hier aber fielen die Interessen dieses Staates mit den nationalen des Deutschen Reiches völlig zusammen. Er konnte und wollte nicht dulden, daß das durch einstimmige Wahl des Kurfürstenkollegiums eingesetzte Reichsoberhaupt völlig unterdrückt und damit das Übergewicht Oesterreichs über die Institutionen des gesamten Reiches wiederhergestellt und noch verstärkt werde. Forderte doch der Wiener Hof bereits drohend die Ernennung des Großherzogs Franz zum römischen Könige, also zum Nachfolger Karls VII. Friedrichs eigene, mühsam errungene Stellung der Gleichberechtigung neben Oesterreich wäre dadurch in Frage gestellt worden. Ebenso wenig wie er ein Übergewicht Frankreichs und eine Verwirklichung seiner Pläne auf eine größere Anzahl kleinerer deutscher Fürstentümer unter französischem Protektorat gewünscht hatte, konnte er es jetzt ruhig mit ansehen, daß Oesterreich durch sein Übergewicht das Reichsoberhaupt und das gesamte deutsche Fürstentum erdrücke.

An dieser seiner Auffassung und Stellung hatte er der Königin Maria Theresia von vornherein keinen Zweifel gelassen. Als er nach dem Abschluß des Breslauer Friedens Ende 1742 den Grafen Dohna als seinen Gesandten

bei ihr beglaubigt hatte, wies er ihn zwar in dem aufrichtigen Wunsche einer dauernden Verständigung an, auf ein volles Einverständnis mit dem Wiener Hofe in bezug auf seine eigenen Angelegenheiten hinzuarbeiten, zugleich aber keinen Zweifel daran zu lassen, daß er eine gewaltsame Unterdrückung des unter seiner Mitwirkung gewählten Kaisers nicht zu dulden gesonnen sei und daher vor allem verlangen müsse, daß dieser von Österreich anerkannt werde. Daher war er von vornherein bestrebt, einen Frieden zwischen dem Wiener Hofe und dem Kaiser herbeizuführen, der diesen zugleich den Umstridungen Frankreichs entrissen haben würde. Da nun aber der Kaiser zwar ziemlich bald geneigt war, auf Böhmen und Österreich gegen Rückgabe seiner Erblande zu verzichten, zugleich aber den dringenden Wunsch hegte, zur Aufrechterhaltung seiner kaiserlichen Stellung trotzdem eine erhöhte Hausmacht durch irgendwelche anderen Gebietserwerbungen zu erhalten, so war Friedrich auf eine Anregung seines Gesandten beim Kaiser, Klinggräfe, auf den von Podewils schon im März 1742 ausgesprochenen Gedanken verfallen, diese Vergrößerung des zum Königreich zu erhebenden Kurfürstentums Bayern durch Säkularisierungen geistlicher Stifter und einiger Reichsstädte zu erreichen. Es war seit dem westfälischen Frieden das erste Wiederauftauchen dieses Gedankens. Die Bistümer Salzburg, Eichstädt, Freising, Regensburg und Augsburg und die Reichsstädte Augsburg, Regensburg und Ulm sollten zu dem bayrischen Kurstaate geschlagen werden. Georg II., dem Friedrich diesen Vorschlag mittheilte, war im Grundsatz nicht abgeneigt gewesen, darauf einzugehen. Um so energischer wehrte sich der Wiener Hof dagegen, der namentlich Salzburg nicht in bayrischen Besitz kommen, überhaupt aber Bayern nicht vergrößert sehen wollte, vielmehr sich ernstlich mit dem

Gedanken trug, sich durch Bayern für den Verlust Schlesiens schadlos zu halten und den Kaiser dann durch den Franzosen abzunehmende Gebiete im Elsaß oder anderweit zu entschädigen. Der ganze Säkularisationsplan wurde alsbald dadurch vereitelt, daß der Wiener Hof die zu seiner Kunde gekommenen Nachrichten darüber veröffentlichte (Februar 1743) und dadurch den beabsichtigten wahren Sturm der Entrüstung unter den geistlichen Staaten erregte, die fast ausnahmslos zu Österreichs Anhänge zählten und auf dem Reichstage „in omnibus sicut Austria“ zu stimmen pflegten.

Zu gleicher Zeit mit diesen, speziell auf eine Vergrößerung Bayerns gerichteten Bestrebungen war aber Friedrich auch eifrig bemüht, einen Ausweg aus den schwierigen Problemen zu finden, welche die völliger Auflösung nahe Reichsverfassung darbot. Das Reich als solches durfte nicht dulden, daß sein Oberhaupt offen verhöhnt, daß ihm die Anerkennung seiner unzweifelhaft rechtsgültigen Wahl von Österreich fortgesetzt verweigert wurde, wie dies sogar in einer förmlichen Protesturkunde Österreichs gegen die Wahl geschah. Zwar war diese Verwahrungsurkunde vom 16. April 1742 bisher noch nicht vom Reichstage entgegengenommen worden, da ihr die Mainzer Direktorialgesandtschaft die „Diktatur“, d. h. die offizielle Einfügung in die Akten des Reichstags, bisher verweigert hatte. Aber auch so blieb der Zustand, der im Grunde als offene Rebellion Österreichs gegen das Reichsoberhaupt erscheinen konnte, unhaltbar, hatte das Reich ein dringendes Interesse, ihn beseitigt zu sehen. Diesem namentlich von Friedrich selbst dringend empfundenen Interesse entsprang fast gleichzeitig mit jenem Säkularisationsplan sein zuerst im Dezember 1742 in einem Gespräch mit Podewils geäußelter Gedanke, das Reich zu

einer gemeinsam mit den Seemächten zu unternehmenden Vermittelung anzurufen, zu diesem Zweck sich von Reichswegen für neutral zu erklären und, um der Vermittelungsaktion Nachdruck zu verleihen, eine Neutralitätsarmee aufzustellen, zu der er ein sehr ansehnliches Kontingent zu stellen bereit war. Die Führung sollte ihm dann unter dem Namen eines Generalleutnants der Reichsarmee zu fallen. Es war wieder einer jener zukunftsreichen Gedanken, mit denen Friedrich seiner Zeit um ein Jahrhundert vorauseilte und die führende militärische Stellung Preußens im Reiche gleichsam vorwegnehmen wollte, aber er scheiterte völlig an der vollkommen haltlosen Schwäche der damaligen Organe der Reichsverfassung. Zwar fand der Gedanke einer preußischen Vormachtstellung namentlich bei den kleinen zerrissenen Territorien Südwestdeutschlands entschiedenen Anklang und eine gewisse Popularität, aber die geistlichen Kurfürsten, an die Friedrich einen besonderen Gesandten schickte, verhielten sich gänzlich ablehnend. Völlig kläglich aber war vor allem die Haltung der offiziellen Organe des Reichs. Am 11. März 1743 kam die Sache glücklich zur Umfrage am Reichstage. Der preußische Gesandte beantragte das Anerbieten der Vermittelung, standhafte Neutralität und kräftigen Schutz der Freiheit des Vaterlandes, wie der Ehre und Würde seines Oberhauptes. Aber nur der Wunsch nach einem Vermittelungsversuch ging schließlich nach langen Verhandlungen am 17. Mai durch; die Stütze aber, die der Vermittelung allein Erfolg versprechen konnte, die Aufstellung einer Neutralitätsarmee, wurde abgelehnt. So kam es, wie es kommen mußte. Die in den schwülstigen und schwerfälligen Formen des Reiches an England und Holland behufs Teilnahme an der angestrebten Vermittelung gerichteten Schreiben wurden gar nicht beantwortet. Man hatte sich

längst daran gewöhnt, das Reich als ein kraft- und saftloses Gebilde anzusehen, auf das man weiter keine Rücksicht zu nehmen brauche.

Bald darauf aber ließen die Niederlagen der Franzosen in Bayern und bei Dettingen diese schwächlichen Versuche der offiziellen Organe des Reichs völlig in Vergeffenheit geraten.

Der vom Reichstage abgelehnte Gedanke der Neutralitätsarmee hatte natürlich namentlich bei dem unglücklichen und jetzt fast völlig wehrlosen Kaiser fruchtbaren Boden gefunden. In Verhandlungen zwischen ihm und König Friedrich gewann er, nachdem das offizielle Reich wieder einmal versagt hatte, im Sommer 1743 eine etwas veränderte Gestalt. Man dachte, was beim Reichstage durchzusetzen sich als unmöglich gezeigt hatte, auf dem Wege freiwilliger Vereinigung zur Durchführung zu bringen. Es ist der Gedanke des „Fürstenbundes“, der hier zum ersten Male auftauchte und von Friedrich um so eifriger ergriffen wurde, als es eben jetzt bei einer Balanz des Mainzer Erzbischofstuhls der österreichischen Partei gelungen war, die Wahl eines ihrer Anhänger, eines Grafen v. Ostein, durchzusetzen, der es dann über sich gewann, jene österreichische Verwahrungsurkunde gegen die Wahl des Reichsoberhauptes zur Diktatur zu bringen, ohne die übliche Vorfrage darüber an die Kurfürsten zu richten. Dazu kam noch, daß die Lage des Kaisers nach den kriegerischen Niederlagen und den gescheiterten Hanauer Verhandlungen immer verzweifelter wurde. Maria Theresia ließ sich, wie sie vorher in Böhmen die Huldigungen entgegengenommen hatte, jetzt auch in Bayern huldigen und deutete damit zum ersten Male offen an, daß sie dem Kaiser seine Erblande nicht wieder herauszugeben beabsichtige. Unter dem Eindruck dieser Lage der Dinge reifte

Friedrich im September 1743 nach Franken, um in persönlichen Unterhandlungen mit den südwestdeutschen Fürsten jenen geplanten Fürstenbund ins Werk zu setzen. Allein auch dieser Versuch erwies sich als vergeblich; nicht einmal in Bayreuth und Ansbach fand der König Anklang, spürte vielmehr selbst bei seiner durch häusliche Zerwürfnisse und Kummernisse verstimmt und verbitterten Lieblingschwester eher offene Hinneigung zu Maria Theresia als Geneigtheit, auf seine Pläne einzugehen. Außer beim Kaiser selbst fand er nur bei dem Landgrafen von Hessen und dem Kurfürsten von der Pfalz Verständnis für seine Pläne, und mit diesen wenigen Fürsten kam dann im nächsten Frühjahr der geplante Bund wirklich zustande (22. Mai 1744).

Allein bis zu diesem Abschlusse hatte sich die Lage der Dinge noch weiter zu ungunsten des Kaisers verschoben und allmählich auch einen für Friedrich selbst immer gefährlicheren Charakter angenommen. Schon begann man in seiner Umgebung, wenn auch nicht von seiten der vorsichtigeren Minister, in ihn zu dringen, daß er sich selbst wieder handelnd an dem für den Kaiser so ungünstig verlaufenen Kriege zu dessen Gunsten beteilige. Noch wies er solche Anregungen mit den stolzen Worten zurück: „Der König von Preußen übereilt sich nicht; er wird wissen, wenn er wieder hervorzutreten hat; noch ist seine Stunde nicht gekommen.“ Entscheidend für seine Entschliebungen wurden in erster Linie die Streitigkeiten zwischen dem Wiener und Frankfurter Hofe und eine Reihe diplomatischer Abmachungen, welche im Herbst und Winter des Jahres 1743 von Maria Theresia getroffen wurden. Im September 1743 hatte sie zu Worms unter englischer Vermittelung ein Bündnis mit Sardinien geschlossen, in welchem eine endgültige Vertreibung des Hauses Bourbon aus Italien in Aussicht genommen wurde, wonach dann

das Königreich Neapel an Österreich zurückfallen und von diesem zur Entschädigung des Kaisers für seine bayrischen Erblande verwendet werden sollte. Also Verpflanzung des Oberhauptes des Deutschen Reiches nach Italien, ein Gedanke, den der Kaiser mit Recht entrüstet zurückgewiesen haben würde. Im 13. Artikel jenes Wormser Vertrages aber verpflichtete sich Sardinien, nach der Befreiung Italiens der Königin seine Truppen zur Besetzung der Lombardei zu leihen, damit sie die ihrigen in größerer Anzahl nach Deutschland ziehen könne. War diese Vereinbarung, da die Waffen der Königin in Deutschland gegen ihre bisherigen Feinde im Augenblick des Vertragschlusses überall siegreich waren, sichtlich gegen Preußen gerichtet, so sprach noch deutlicher die Tatsache, daß im zweiten Artikel des Traktats, in welchem sich beide Mächte ihren gegenseitigen Länderbesitz auf Grund der einzeln aufgeführten Verträge bis zum Jahre 1739 garantierten, der Breslauer Friede und die Abtretung Schlesiens an Preußen nicht erwähnt war. Ähnliche, mittelbar wie unmittelbar gegen Preußen gerichtete Bestimmungen enthielt ein am 20. Dezember 1743 von Österreich mit Sachsen geschlossener Vertrag, in welchem dieses u. a. die pragmatische Sanktion garantierte, ohne den Breslauer Frieden auszunehmen.

Schon längst hatte Friedrich aus einzelnen zu ihm gedrungenen Gerüchten wie aus Berichten seiner Gesandten an auswärtigen Höfen die Besorgnis geschöpft, daß Maria Theresia, wenn sie die Franzosen verjagt habe, versuchen werde, Schlesien wiederzugewinnen. Nicht nur der König lebte in dieser Besorgnis; auch sonst war die Überzeugung verbreitet, daß Preußen seinen neuen Besitz nur durch einen nochmaligen Waffengang werde behaupten können. Man hat Wetten gemacht, Friedrich werde nicht mehr zwei Jahre

Herr in Schlesien bleiben. In der That sind der Anzeichen genug vorhanden, daß Maria Theresia den Plan, bei einer günstigeren Lage der Dinge den verlorenen Besitz wiederzuerlangen, niemals völlig aus dem Auge verloren hat. Selbst den früheren Bundesgenossen des Königs, den König von Frankreich, hielt man für fähig, an der Verwirklichung dieses Planes mitzuwirken, wenn die Königin sich zur Rückgabe der bayrischen Erblande an den Kaiser entschließe. In diesem Sinne hat ein Straßburger französischer Beamter, der Unterintendant Hazel, im Sommer 1743 die Königin durch den Mainzer Kurfürsten sondieren lassen. Je ungünstiger aber der Verlauf des Krieges sich dann für die Franzosen gestaltete, desto mehr bemühten sich diese, den preußischen König zur Erneuerung des Krieges an ihrer Seite zu bewegen. Zu diesem Zwecke bediente sich die französische Regierung der Vermittelung Voltaires, den dauernd nach Berlin zu ziehen sein königlicher Gönner nach wie vor eifrig bestrebt war. Anfang September 1743 erschien Voltaire in der That in Berlin, aber nicht zu dauerndem Aufenthalt, sondern mit dem halb offiziellen Auftrage, den König zu sondieren. Aber so sehr Friedrich den großen Schriftsteller in ihm noch immer bewunderte und verehrte: mit seinen politisch-diplomatischen Bemühungen hatte Voltaire entschieden kein Glück bei ihm. Wenn Voltaire ihm den Vorschlag unterbreitete, er solle plötzlich mit einer Armee am Niederrhein auftreten und alles entscheiden, so lachte und spottete Friedrich über diese Rolle eines deus ex machina, die man ihm in Paris zugedacht habe, und gab Voltaire schließlich direkt den Auftrag, seinen Landsleuten ein weiseres Benehmen anzuraten. Noch hielt er damals seine Zeit nicht für gekommen; auch traute er der Energie der französischen Kriegführung zu wenig, um sich auf ein

plötzliches Wagnis einzulassen. Er hoffte damals noch, durch den freiwilligen Zusammenschluß deutscher Fürsten und Aufstellung einer Neutralitätsarmee mit Ausschluß der Franzosen sein Ziel zu erreichen. Eben in die Zeit des Voltaireschen Aufenthaltes fällt jene Reise nach Franken, welche diesem Ziele dienen sollte. Voltaire hat ihn nach Bayreuth begleitet. Bei dieser Union, die dann später nur in so sehr beschränktem Maße zur Ausführung kam, hat er an eigentlich kriegerische Maßregeln gegen Maria Theresia zunächst noch nicht gedacht: die Königin sollte nur aufgefordert werden, Karl VII. anzuerkennen und in seine Erblande wiedereinzusetzen, aber nur unter Anerbietung „aller ersinnlichen guten Dienste“, ohne mit Gewalt zu drohen. Nur für den Fall, daß Maria Theresia zu keiner Verständigung geneigt sei, wurden kriegerische Maßnahmen ins Auge gefaßt: in diesem Falle sollte dann wieder Böhmen für den Kaiser, Königgrätz mit Pardubitz aber für Friedrich selbst gefordert werden.

Wirklich entscheidende Schritte erfolgten erst, als der König am 9. Februar 1744 von jenem Wormser Vertrage vom September 1743 Kunde erhielt. Jetzt trat die entscheidende Frage an ihn heran, ob er warten solle, bis die Königin Frankreich völlig niedergeworfen habe und dann ihre siegreichen Waffen, verstärkt durch die italienischen Truppen, gegen ihn allein kehren werde, oder ob er diesen Plänen seinerseits zuvorkommen solle. Indem er sich für das letztere entschied, beschloß er, es diesmal nicht wie im Jahre 1740 ohne diplomatische Vorbereitung zu tun, sondern nunmehr die Hand Frankreichs wieder zu ergreifen, ehe dies völlig niedergeworfen und zum Frieden gezwungen sei. Aber er verlangte dabei gewisse Garantien für eine energischere Kriegsführung der Franzosen. Ohne seine Minister davon zu benachrichtigen,

sandte er Ende Februar im tiefsten Geheimnis seinen vertrauten Freund, den Grafen Rothenburg, nach Paris, der früher in französischen Diensten gewesen war und noch vielfache persönliche Beziehungen zur dortigen Gesellschaft hatte. Als Bedingungen seines Wiedereintritts in den Krieg bezeichnete er folgende Punkte, die eine tatkräftige französische Kriegführung verbürgen sollten: Frankreich solle mit einem starken Heere in die Niederlande eindringen, ohne Rücksicht auf den Barrieretraktat, sollte ferner durch ein in Westfalen eindringendes Heer Hannover bedrohen; ein weiteres Heer sollte am Oberrhein gegen die österreichische Armee aufgestellt werden. Um aber dem bisherigen Verstedspielen ein Ende zu bereiten, nach welchem Frankreich formell Frieden mit Oesterreich hatte und nur dem Kaiser und Kurfürsten von Bayern Hilfskräfte stellte, wünschte er eine förmliche Kriegserklärung an Oesterreich und England. Graf Rothenburg, mit den Plänen des Königs aufs genaueste vertraut, erreichte, in Paris mit Freuden aufgenommen, den Zweck seiner Mission ziemlich schnell. Schon am 15. März erklärte Frankreich an England, am 26. April an Oesterreich förmlich den Krieg. Selbst den energielosen Schwächling König Ludwig XV. schien unter den Einwirkungen seiner ehrgeizigen Maitresse, der Marquise v. Chateauroux, die Kriegslust zu erfassen; er beschloß, an dem projektierten Feldzuge in Flandern persönlich teilzunehmen. Schwierigkeiten bereitete bei den weiteren Verhandlungen nur die Erklärung des Königs, daß er die Operationen nicht eher beginnen könne, als bis er durch eine Tripelallianz mit Rußland und Schweden, die jetzt in Frieden miteinander lebten, nach dieser Seite gedeckt sei. Keinesfalls könne der Anfang seiner Operationen vor dem August erfolgen. Schließlich wurde aber auch diese Schwierigkeit überwunden, und am 5. Juni,

am dritten Jahrestage des Breslauer Bündnisses, kam der neue Bündnisvertrag mit Frankreich zustande. Mit dem Kaiser aber wurde außerdem ein besonderer Geheimvertrag geschlossen, in welchem sich Friedrich verpflichtete, diesem ganz Böhmen zu erobern und Oberösterreich zu verschaffen, während Bayern dem Könige Österreichisch-Schlesien und von Böhmen die Stadt Kolin, Herrschaft und Stadt Pardubitz, den Kreis Bunzlau und einen Teil des Kreises Leitmeritz überlassen sollte.

Noch war Friedrich mit den weiteren diplomatischen Vorbereitungen seines sehr gewagten Schrittes beschäftigt. Die russisch-schwedische Tripelallianz, die er diesmal zur Voraussetzung seines Eingreifens machen wollte, war noch nicht geschlossen, aber, wie er meinte, einigermaßen dadurch vorbereitet, daß es ihm im Frühling 1744 gelang, den russischen Thronfolger mit der Tochter des in seinen Kriegsdiensten stehenden Fürsten von Anhalt-Zerbst, Sophie, der späteren Kaiserin Katharina II., den schwedischen Thronfolger aber mit seiner eigenen Schwester Ulrike zu verheiraten. Da erhielt Friedrich die Nachricht, daß die österreichische Armee des Herzogs Karl in den letzten Juni- und ersten Julitagen den Rhein überschritten habe und in das Elsaß eingerückt sei. Rasche Hilfe für die Franzosen und den Kaiser tat not, und Friedrich war entschlossen, sie zu bringen, da er sonst fürchten mußte, daß Frankreich unter dem Druck der Lage Frieden mit Maria Theresia schließen und dieser dadurch die Möglichkeit verschaffen könne, sich mit ihrer ganzen Macht gegen Preußen zu wenden.

Wunderliche Verkettung der Umstände, nur erklärlich durch die unheilbare Verworrenheit der damaligen Zustände des Deutschen Reiches! Um den Kaiser dieses Reiches vor völligem Unterliegen zu erretten, mußte Fried-

rich die Waffen ergreifen, um den Franzosen den Besitz des geraubten deutschen Elsasses zu verteidigen! Es war eine scheinbar direkt antinationale Aufgabe, die er übernahm! Tatsächlich aber machten die Zustände eine wirklich nationale Politik völlig unmöglich. Die Zukunft des Vaterlandes konnte nur noch darauf beruhen, daß es einem einzelnen Partikularstaate gelang, die alten Fesseln zu sprengen und den Partikularismus durch sich selbst zu überwinden. Indem Friedrich ganz ausschließlich preußische Politik trieb, hat er eine deutsch-nationale Politik der Zukunft erst möglich gemacht. Damals aber mußte er zunächst dadurch bei den Zeitgenossen in eine schiefe Stellung geraten, die am deutlichsten in der Art zutage tritt, in welcher er die Erneuerung des Krieges in Wien und in seinem Kriegsmanifeste motivierte. Nicht er als König von Preußen erklärte der Königin den Krieg; sondern, wie es Frankreich früher getan hatte: er erklärte, daß er nur dem Kaiser, den der Wiener Hof vom Throne herunterzusteigen nötigen wolle, eine Anzahl Hilfsvölker stelle. Er selbst habe keinen eigenen Streithandel mit der Königin von Ungarn. Zu den Waffen greife er nur, um dem Reiche die Freiheit, dem Kaiser die oberste Würde und Europa die Ruhe wiederzugeben.

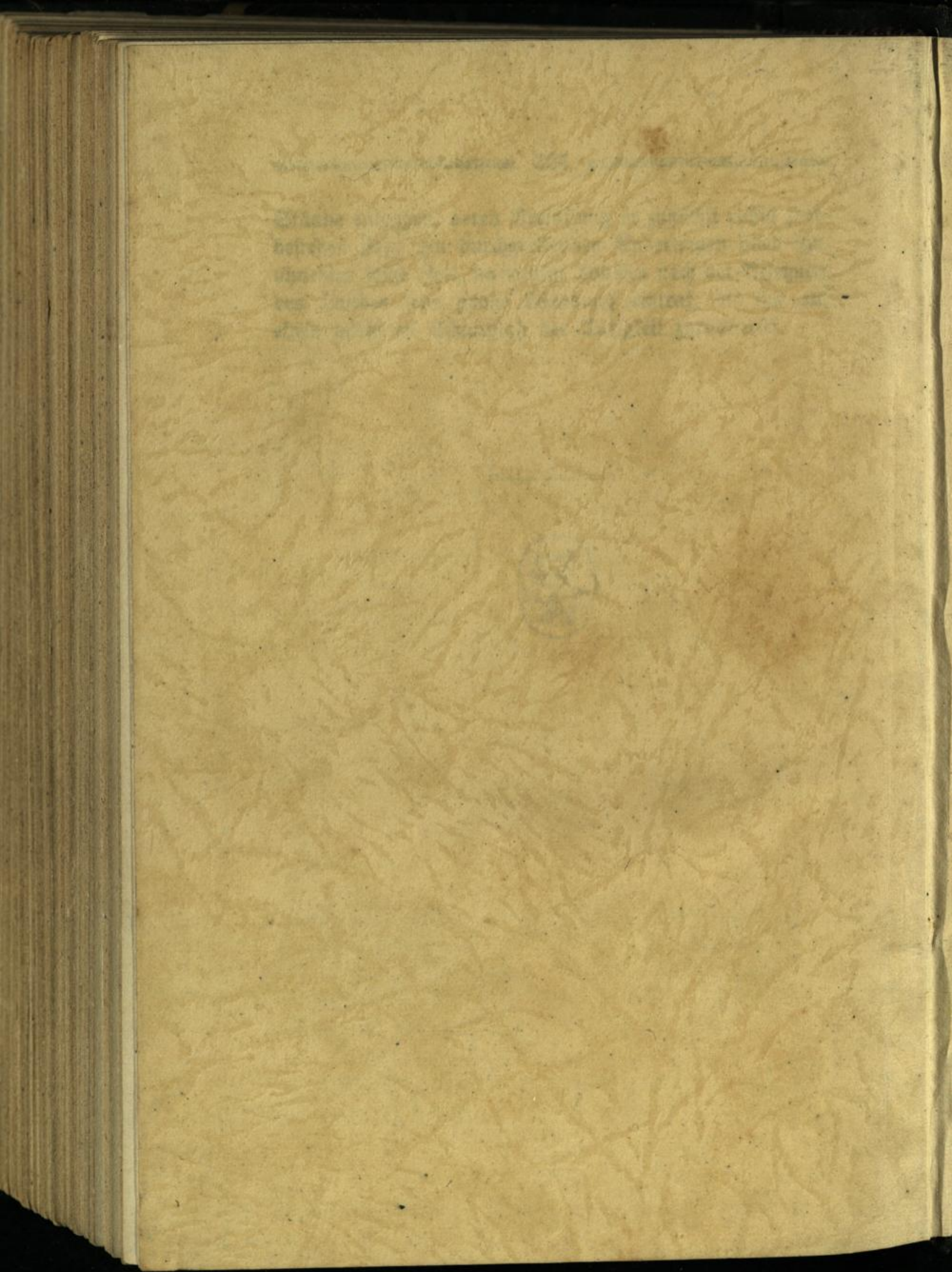
Wer wollte leugnen, daß diese Erklärungen doch mit den mit Bayern und Frankreich getroffenen Vereinbarungen schwer oder gar nicht zu vereinigen waren? Es war nicht richtig, daß er für sich nichts begehre; denn er hatte sich, um gegen das von ihm übernommene Risiko gedeckt zu sein, weiteren Ländergewinn ausbedungen. Aber Unrecht tut man ihm doch, wenn man die Sucht nach diesem Ländergewinn für das eigentliche Ziel seines Wiedereintritts in den Krieg bezeichnet hat. Daß es ihm zunächst wirklich darauf ankam, den Kaiser vor völligem Unter-

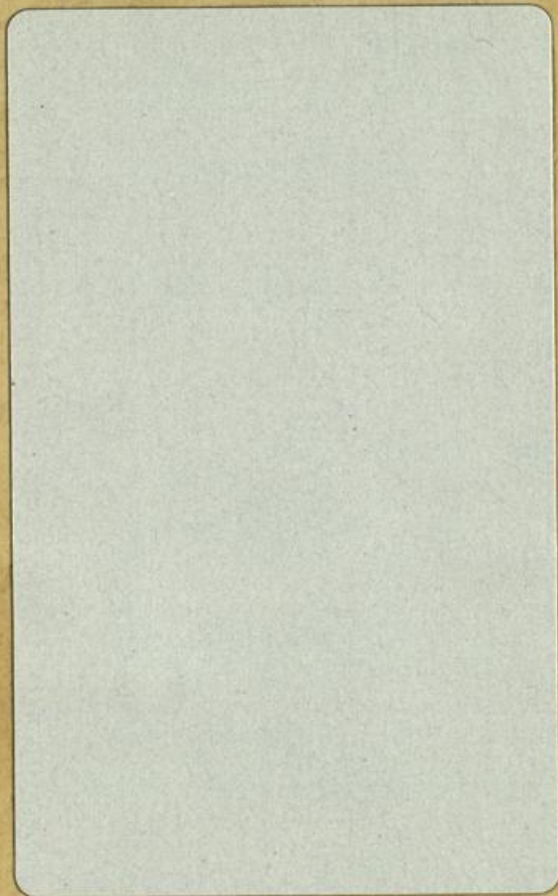
gange, das Reich vor einem erdrückenden Übergewicht Österreichs zu retten, zeigen deutlich jene vergeblichen Bemühungen, zu einer Verständigung zwischen Österreich und dem Kaiser durch die Organe des Reichs oder durch eine deutsche Neutralitätsarmee zu gelangen. Erst als diese Versuche gescheitert waren, als er ernste Gründe zur Besorgnis für seinen eigenen neuerworbenen Besitz hatte, entschloß er sich zu neuem kriegerischen Eingreifen im Bunde mit Frankreich, und erst in diesem Stadium sind dann, da er im Fall des Mißlingens alles wagte, für den Fall des Gelingens jene Vereinbarungen über erweiterten Länderebesitz getroffen worden. Jetzt kämpfte er nicht mehr bloß für den Kaiser, noch weniger für die Franzosen, sondern für seinen eigenen Staat in der Gestalt, welche er durch die Siege des ersten schlesischen Krieges erhalten hatte.

Noch während diese Verhandlungen über das Bündnis mit Frankreich schwebten, gelang Friedrich eine kleine Gebietserwerbung, die in der Schnelligkeit ihrer Durchführung dem französischen Bundesgenossen aufs neue die günstigsten Vorstellungen über seine Energie verschaffen mußte. Am 25. Mai 1744 war das alte ostfriesische Fürstenhaus der Cirksena mit dem Fürsten Karl Georg Edzard ausgestorben. Die Erbfolge in diesem Fürstentum war Preußen von den letzten habsburgischen Kaisern bestätigt worden. Zwar meldeten sich sofort mehrere andere Prätendenten, allein Friedrich zögerte keinen Augenblick, von seinem Erbrechte Gebrauch zu machen. Am 1. Juni 1744 ließ er Ostfriesland ohne weiteres militärisch besetzen, am 23. nahm er in Aurich die Huldigung der

Stände entgegen, deren Verfassung er zunächst ruhig fortbestehen ließ. Zu durchgreifenden Änderungen blieb ihm ohnedies keine Zeit, da wenige Wochen nach der Besetzung des Landes jene große Wendung eintrat, die ihn auf einen größeren Schauplatz der Tätigkeit zurückberief.







Universitäts-
bibliothek
Potsdam

Inventarnr.



95064433

Universitätsbibliothek Potsdam



Auslehnr.



95064433